Biogr. 1240 f/12

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36625067510018

S
<36625067510018
Bayer. Staatsbibliothek

J. Weitzel

das Merkwürdigste

aus

meinem Leben.

Zweiter Band.

Biogr. 1240 f/2

39 BG

m

Das Merkwürdigste

aus

meinem Leben und aus meiner Zeit.

Von

J. Weitzel.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1823.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Siebenter Abschnitt.

Ueber die Ursachen und den Zweck der französischen Revolution.

Hätte mein Leben etwas Merkwürdiges darzubieten, dann gehörte es doch größtentheils der Zeit, in welcher ich gelebt. Dieselben Keime von Kraft, Talent und Tugend sind wohl in allen Geschlechtern über die Erde ausgestreut; nur hängt es von Verhältnissen und Umständen, über die wir selten etwas vermögen, von der Bildung des Volks, dem man angehört, von seiner Verfassung und Verwaltung, von der Culturstufe, auf welcher die Menschheit im Ganzen und im Einzelnen steht, und von hundert Zufällen ab, ob und wie diese Keime sich entwickeln, und welche Blüthen und Früchte die Pflanze trägt, die aus ihnen aufgegangen.

In dem Menschen ist die Anlage und Kraft gegeben; aber diese fällt in die Zeit, wie der Same auf

die Erde, und sein Aufkommen und Gedeihen bestimmen Boden, Jahreszeit, Himmelsstrich und Witterung. Der Weinstock trägt freilich, wo er tragen kann, nur Trauben, und weder Ananas noch Feigen, aber wie verschieden sind diese Trauben!

Es bleiben ungleich mehr Anlagen unentwickelt, als entwickelt werden, und die Art der Entwickelung ist das Werk von Ort und Zeit und den Verhältnissen, welche Ort und Zeit herbeiführen. Daher fast der ganze Unterschied zwischen Jahrhunderten und Völkern, und den Individuen in diesen. Daher Wilde, Barbaren und Civilisirte; daher die Verschiedenheit des religiösen Glaubens, des politischen Zustandes, der Meinungen, Sitten, Gebräuche und der Lebensweise. Ob ein Volk Handel treibt, Viehzucht oder Ackerbau, ob es in Häusern und Palästen oder in Hütten wohnt, der Lehre Moses, Confucius, Christus oder Mahomets folgt, den Befehlen eines Königs, den Beschlüssen eines Senats oder seinen eigenen gehorcht, im Stande verfeinerter Aufklärung oder finsterer Rohheit lebt, ist vielleicht nie, wenigstens höchst selten das Werk seiner Wahl.

Eben so verhält es sich mit den Einzelnen im Volke. Was Jedem durch den Stand und die Lage

dieses Volks, durch die Geburt, das Vermögen, die körperlichen und geistigen Eigenschaften seiner Aeltern und durch seine Umgebung geworden ist, entscheidet gewöhnlich über sein ganzes Leben. Man darf nur Zeit und Ort wechseln, und Peter der Große kann ein Brutus, Cäsar ein Regulus, und Catilina ein Camillus werden. Es war so unmöglich, daß die römische Republik einen Caligula und Commodus, als das verdorbene Kaiserreich einen Numa Pompilius und Servius Tullius hätte.

Perikles läßt sich nicht nach Benares, und Athen nicht nach Indien versetzen. Die Kreuzzüge passen so wenig in unsre Zeit, als die französische Revolution in die Gregors VII passen würde, und Kukupeter und Mirabeau können unmöglich ihre Stellen tauschen.

In den Verhältnissen, die mich umgaben, lag es, daß mein Leben sich so gestaltete, wie ich es lebte und lebe. Daß ich es nun gerade so gelebt, ist Folge meines eigenthümlichen, mir angebornen Wesens; aber unter andern Verhältnissen hätte dies Leben doch anders werden müssen, obgleich auch wieder nach meiner Weise. Dem Merkwürdigsten, was mein Leben darzubieten hat, fehlt darum, in historischer Beziehung,

noch viel, um nur merkwürdig zu seyn; was meinem Leben abgeht, muß meine Zeit ersetzen. Ich bin mit einer neuen Ordnung der Dinge in Europa, so zu sagen, aufgewachsen. Die französische Revolution, welche Resultate sie auch haben mag, bildet eine Markscheidung zwischen zwei verschiedenen Welten. Das vermögen die Anstrengungen derer, die es nicht wollen, so wenig zu verhindern, als man diesen Welttheil verhindern konnte, zu werden, was er geworden ist. Darüber dürfen wir, der Zukunft wegen, ganz ruhig seyn. In dem Spinnengewebe, in welchem die Politik die Zeit einzuwickeln und festzuhalten hofft, fangen sich wohl einige schwache Opfer, aber größere Kräfte durchbrechen es, und vor dem Hauche des Schicksals, der über der kleinen Erde ein Orkan wird, reißen die dünnen Fäden auseinander. Alexander, Cäsar, Karl der Große, Karl V, Ludwig XIV und Napoleon hatten auch ihre Zwecke, an deren Erreichung sie ein thatenreiches Leben setzten; haben sie erreicht, was sie gewollt?

Die eitle Zuversicht der Großen, von der hungrigen Schmeichelei und Niederträchtigkeit genährt, währt nicht länger, als ihre Macht, die geben und nehmen kann. Richelieu hat mit einer Kühnheit und Kraft,

wie sie nicht allen Ministern zu Theil geworden, an dem französischen Throne gebaut, um ihn frei und fest zu stellen, und er gerade hat die festesten Stützen unter ihm weggezogen.

Das Merkwürdigste in meiner Zeit, das durch seinen Einfluß auf meine Gesinnungen und Grundsätze und auf mein ganzes Schicksal auch das Merkwürdigste in meinem Leben geworden, ist die französische Revolution. Will ich mich selbst erklären, dann muß ich mit der Erklärung anfangen, wie dieses große Ereigniß auf mich gewirkt, und wie ich es in seiner furchtbaren Entwickelung angesehen und beurtheilt habe. Nein, von mir, von einem Menschen ist hier nicht mehr die Rede, sondern von einem Gegenstande, über dem nur eine ungemessene Eigenliebe sich nicht selbst vergessen könnte.

Was ist der Einzelne in dieser riesenhaften Bewegung der Völker und Reiche, in ihrem gährenden Streben und Ringen, das wie eine furchtbare, räthselhafte Naturerscheinung, von keinem menschlichen Scharfsinne berechnet, von keiner menschlichen Kraft aufgehalten oder geleitet werden kann! Einem wild zürnenden Strome vergleichbar, der aus seinem Bette getrieben, sich über das angebaute und bewohnte Land

mit ungestümer, brausender Fluth ergießt, ist keine Gewalt und Kunst im Stande, ihren unwiderstehlichen Lauf zu hemmen. Das einmal losgebundene Ungeheuer zähmt sich nur selbst durch die eigne Erschöpfung. Der Strom fließt wieder freundlich und ruhig, sobald er zwischen angemessenen Ufern ein ebenes Bett gefunden hat. Mirabeau, La Fayette, Dumouriez, Potien, Vergniaud, Guadet, Danton, Robespierre, Pichegru und viele hundert Bessere und Schlechtere bis auf Napoleon, diesen gewaltigen schwachen Menschen mit der Kraft des Willens und der Größe des Geistes der alten Heldentage und der Kleinheit der Seele und den Vorurtheilen und Leidenschaften der neuern Zeit, alle haben sich in den Strom geworfen, um auf seinem Rücken mit kühner Kraft ein großes Ziel zu suchen. Sie sind untergegangen in seinen Fluthen oder wurden weit von dem Orte hingetrieben, wo sie zu landen hofften. Wer könnte hier von sich, wie könnte ich von mir reden in der verhängnißvollen, folgereichen Zeit, wo es solchen Männern, solchen Anstrengungen und solchen Resultaten galt? wo die Kraft des Menschen, in ihrer ganzen noch unerforschten Tiefe aufgeregt, das Höchste und Niedrigste, dessen unsre Natur fähig ist, dem erstaunten Blicke

zeigte? wo die Beschlüsse der Gesetzgebung, die Thaten der Krieger, die Opfer und Anstrengungen der Völker das Schicksal derselben vielleicht auf Jahrhunderte entschieden. Welche noch so selbstgefällige Eigenliebe könnte es über sich gewinnen, hier von ihrem Thun und Lassen, Wirken und Leiden zu reden? Später mag es mir erlaubt seyn, zu dem Merkwürdigsten aus meinem Leben zurückzukehren; jetzt gehört meine ganze Aufmerksamkeit dem Merkwürdigsten aus meiner Zeit.

Man hat mannichfaltige Untersuchungen über die Ursachen der französischen Revolution angestellt, die, nach der Verschiedenheit der Einsichten und Interessen ihrer Urheber, verschieden ausgefallen sind. Die meisten zeichnen sich mehr durch Scharfsinn als durch Wahrheit aus, weil es denen, die sie geschrieben, weniger an Talent als an Aufrichtigkeit gefehlt hat. Das ließ sich auch nicht anders in einer Sache erwarten, die so viele Interessen, Verhältnisse und Meinungen so scharf berührte. In der französischen Revolution fand jeder etwas zu vertheidigen oder anzufeinden, Gewalt, Ansehen, Vermögen, Gewohnheiten, Gebräuche, alten Glauben und neue Grundsätze, Neigungen, Vortheile und Vorurtheile, und jeder trug natürlich das Gehässige oder Angenehme,

das er für sich in der Erscheinung fand, auf diese selbst und auf ihre Ursachen über. Solcher Menschlichkeit wird sich der Mensch nicht leicht erwehren. Wie die furchtbare Umwälzung diesem ein glückliches Ereigniß, der Uebergang zu einem angenehmern Zustande, zu einer bessern Ordnung der Dinge, jenem aber eine unheilschwangere Begebenheit, der Vorbote einer gewaltsamen Zerstörung oder diese selbst war, so ließ der Eine sie aus der Aufklärung, den Fortschritten des menschlichen Geistes und den Gebrechen der Regierung, der Andre aber aus dem Verderben des Volks und den gefährlichen Lehren der Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts entstehen.

Die, so behaupten, die französische Revolution sey eine Folge des schweren Drucks, der auf dem Volke gelastet, und der Mißbräuche aller Art, die sich in der Verfassung und Verwaltung, in der Gesetzgebung, in den politischen und gesellschaftlichen Anordnungen vorgefunden, haben ohne Zweifel recht. Wäre es den Franzosen wohl gegangen, schwerlich würden sie sich nach einer Veränderung gesehnt und sie mit Gefahr ihres Lebens und Vermögens herbeigeführt haben. Der allgemeine Druck bewirkte einen allgemeinen Widerstand. Die leichtfertige Verschwen-

dung des Hofes und der höhern Stände, der empörende Widerspruch, der sich in dem üppigen Leben der Großen und der nackten Dürftigkeit des Volks zeigte und alles menschliche Gefühl erbitterte, die Erpressungen, die nöthig geworden waren, um die wollüstige Schwelgerei zu befriedigen, und mit ihr stiegen, die Willkür der Regierung, bei der es kaum mehr Sicherheit der Person und des Eigenthums gab, und der Uebermuth und die Vorrechte der begünstigten Kasten machten dem dritten Stande seine Lage unerträglich. Doch hatte dieser Gleiches oder Aehnliches zu verschiedenen Zeiten an vielen Orten schon erduldet. Wir haben das Volk auch früher und öfter nicht weniger gequält und gedrückt gesehen, und es ertrug noch härteren Druck und noch tiefere Erniedrigung mit thierischer Geduld. Wenn man die französische Geschichte der letzten Zeiten liest, dann ist man allerdings über die Schmach und die Gräuel betroffen, die von der verdorbenen Hofhaltung ausgingen oder mit Nachsicht behandelt wurden. Aber man hatte in andern Staaten nicht minder Schreckliches gesehen. Die angegebenen Ursachen allein konnten also nicht diese Wirkung haben, und der Widerstand war nicht einzig die Folge des schweren Drucks.

Die, so behaupten, die Revolution sey das Resultat der Fortschritte des menschlichen Geistes, der Aufklärung und Versittlichung, und die Schriftsteller des 17ten und 18ten Jahrhunderts hätten sie vorbereitet und kräftig zu ihr mitgewirkt, sagen wahr. Herrschte der alte Glaube noch, alle Gewalt komme von Gott, auch in ihrem schrecklichsten Mißbrauch bleibe sie göttlich, und dem Unterthan gezieme nur blinde Unterthänigkeit, dann würde dieser geschwiegen und geduldet haben. Aber der gute Glaube war verschwunden. Die Geistlichkeit, die ihn so willig und glücklich genährt und verbreitet hatte, sah sich selbst ohne Ansehen und oft bitterm Spott und Tadel blosgegeben. Untersuchungen über den Ursprung der Gewalt im Staate und die Rechte und Pflichten des Regenten und des Bürgers hatten den geheimnißvollen Schleier vor dem Throne weggezogen und zeigten ihn auf dem Willen und dem Wohl der Völker ruhend. Staatswirthschaftliche Prüfungen wiesen die Ursachen der Noth des Landes und der Verarmung der Unterthanen nach, während staatsrechtliche Erörterungen die Gründe prüften, die solchen Haushalt rechtfertigen sollten.

Man sah das Uebel, die Quelle, aus der es floß, und dachte auf die Mittel, ihm abzuhelfen. Daß man dies wollte, lag in der Natur des Menschen, der seinen Zustand zu verbessern sucht, sobald er es zu können und zu dürfen glaubt. Daß man es wirklich konnte, lag in den Veränderungen, die Jahrhunderte hindurch in die Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens fast unbeachtet gekommen waren. Handel und Gewerbfleiß hatten einen großen Theil des Reichthums in die Hände des dritten Standes gebracht. In ihm lag eigentlich das Vermögen hervorzubringen und das Hervorgebrachte zu veredeln, also die Quelle des Erwerbes, da die höhern Stände größtentheils sich mit dem Vorrechte des müßigen Verzehrens zufrieden gaben. Wie die verschiedenen Erwerbszweige, so waren auch die Waffen dem Bürger anheimgefallen. Aber indem man ihn abrichtete und ihm auftrug, das Bestehende zu schützen, gab man es auch in seine Gewalt, es anzugreifen.

Einsicht, Gewalt und Reichthum waren durch die Druckerpresse, durch eine neue Kriegskunst seit der Erfindung des Schießpulvers und durch Industrie und Handel vorzüglich an den dritten Stand gekommen. Wir finden darum bei ihm Kenntniß,

Kraft und Willen; die drei Elemente, welche eine Veränderung bewirken, sobald sie nöthig wird. In Frankreich war sie es geworden durch den Mißbrauch der Gewalt und die Leiden des Volks. Wären freilich die beiden Stände der Priester und der Krieger allein im Besitze der Wissenschaft, aller Bildung des Geistes und der Kunst und des Rechts, die Waffen zu führen, geblieben, dann würde eine Revolution, wie die französische, nicht möglich gewesen seyn. Die Priester waren als Dolmetscher des Himmels, als Vermittler zwischen ihm und der Erde, Herren des Gewissens, besaßen fast ausschließlich, wie die Braminen, die Macht des Kopfs, und die Krieger die des Arms. Da fand sich bei diesen Kasten Einsicht und Stärke, bei den übrigen aber Stumpfsinn, Aberglaube, Schwäche und Unterwürfigkeit. Das war in unsrer Zeit alles anders geworden. Auf diese Weise müssen wir den Ursprung der französischen Revolution erklären, und anders können wir auch nicht.

Wendet man nun diese Grundsätze und Ansichten, deren Wahrheit nicht leicht jemand bestreiten mag, auf die übrigen Staaten an, dann wird die Antwort auf die oft wiederholte Frage leicht, ob sich dieses oder jenes Volk in revolutionärem Zustande befinde.

Offenbar ist dies der Fall, wo sich die oben angeführten Erscheinungen, wie in Frankreich, zeigen, nämlich Druck und Willkür von oben und Einsicht und Kraft von unten. Dieser revolutionäre Zustand ist nichts anders als der Widerspruch, in dem die Verfassung, die Gesetze und Institutionen mit den Begriffen, Bedürfnissen und Wünschen der Völker stehen.

Die Lösung des Räthsels ist nicht schwer, welches nur darum nicht immer und allenthalben seinen Oedip findet, weil man die Wahrheit, wo sie uns nicht schmeichelt oder gar schmerzlich wird, gern als lästig und zudringlich abweiset, des Räthsels, meine ich, wie sich den Revolutionen, die uns drohen, vorbeugen lasse. Dem Volke muß entweder der Wunsch oder die Kraft genommen werden, eine Veränderung seines Zustandes, wo es ihn unerträglich findet, zu bewirken. Jenes geschieht, wird gerechten Beschwerden abgeholfen, und die veraltete Gesetzgebung durch eine zeitgemäße ersetzt, kurz, werden Verfassung, Verwaltung und Institutionen mit den Begriffen und Bedürfnissen der Völker in Einklang gebracht. Auf diesem Wege wird das Verlangen nach Veränderung gestillt. Will man das aber nicht, dann muß das

Volk wieder in jenen Zustand von Dummheit, Aberglauben, geistiger und körperlicher Schwäche und Abhängigkeit zurückgeworfen werden, daß ihm die Kenntniß des Bessern fehlt und die Kraft, es zu bewirken. Das sind die beiden Wege, die sich betreten lassen; einen dritten gibt es nicht.

Den erstern rathen Gerechtigkeit und Klugheit an; den zweiten werden die Anmaßung, der Dünkel und Uebermuth versuchen. Dieser führt durch Stürme, blutige Kämpfe und furchtbare Zerstörung. Man müßte die Menschen wenig kennen, wenn man nicht voraussehen sollte, auf welchem Wege sie sich fortstoßen und fortstoßen lassen werden. Noch weniger zweifelhaft aber ist das Ziel, zu dem wir endlich gelangen. Aber wer mag sagen, wie viele Jahre, Jahrzehnde, vielleicht Jahrhunderte noch vorübergehen, wie viele tausend, wie viele Millionen Opfer noch bluten müssen, bis die Sache, deren Entscheidung es gilt, entschieden wird? Jahrhunderte haben den großen Proceß eingeleitet, und in Jahrhunderten mag er erst zum Spruche kommen, von dem keine Berufung mehr möglich ist. Manche glaubten, die, welche behaupteten, die französische Revolution müsse eine europäische werden, hätten zu viel gesagt. Die mö-

gen indessen der Wahrheit näher seyn, die meinen, es sey nicht genug gesagt, und sie werde eine Revolution der Welt, der gesammten Menschheit, und ende erst nach ihrem Laufe über die ganze Erde. Was sie will, der Zweck derselben, ist Bedürfniß, Wunsch, Bestimmung aller Völker. Alle werden, haben sie einmal denselben Grad von Bildung und Entwickelung erreicht, dieselben Forderungen machen. Das liegt in der Natur des Menschen und der Gesellschaft und läßt sich so wenig verhindern, als das Ablaufen des Wassers nach der Tiefe oder das Aufwachsen der Pflanzen in die Höhe. Nur die Macht, welche der Welt ihre Gesetze gegeben hat, könnte sie auch wieder aufheben oder ändern.

Daraus folgt nun aber keineswegs, daß alle Völker, wie die Franzosen, eine lange blutige Bahn der Revolution durchgehen müssen, daß sich bei allen das furchtbare Schauspiel der Schreckensregierung, des Königsmordes, der Septembertage, Vendee- und Bürgerkriege erneuern werde. Nein, nur die Resultate, welche die französische Revolution, dem Geiste und Charakter ihres Ursprungs nach, haben sollte und endlich auch haben wird, müssen allen Völkern werden. Dem läßt sich so wenig vorbeugen, als daß

der Jüngling zum Manne wächst. Je mehr Widerstand die Völker in ihrem Streben zu diesem Ziele finden, desto blutiger wird der Weg dahin. Die Hindernisse aber werden sich mit der Zeit vermindern, weil mit der Zeit die Vorurtheile und Interessen, die der Wahrheit und dem Rechte entgegen sind, an Kraft verlieren, die Wahrheit und das Recht aber durch die Fortschritte der Aufklärung daran gewinnen, und die Erfahrung die Irrthümer und Täuschungen nach und nach zerstreuen muß, welche die Freunde der Freiheit und ihre Feinde auf Abwege geleitet haben. Diese und jene werden Fehler nicht mehr begehen, von denen sie einsehen, daß sie ihnen nur Nachtheil statt des gehofften Vortheils bringen. Die Regierungen selbst, durch diese Erfahrung belehrt, werden die Völker zum Ziele führen helfen und ihnen, gegen Dank und Segen, geben, was sie ihnen, gegen Haß und Fluch, doch nicht versagen können. Daß die Fürsten für ihre unumschränkte Gewalt und die privilegirten Stände für ihre Privilegien kämpfen, kommt daher, weil sie glauben, daß sich behaupten lasse, was sie behaupten wollen. Sie kennen den Gegenstand und die Art des Kampfs, ihre Gegner oder die, so sie für ihre Gegner halten, und deren Macht

so wenig, daß sie ihres guten Rechts und ihres Siegs sich sicher glauben. Erst wenn sie einsehen, daß sie durch Zugestehen mehr gewinnen als durch Versagen, und daß man wohl thut, sich in das Unvermeidliche mit Würde zu finden, besonders wo man sich, wie sie, sogar mit Vortheil darein finden kann, werden sie sich selbst an die Spitze der Bewegung stellen, die, wenn sie es nicht anders wollen, die Welt als Revolution durchstürmt. Die Natur dieser Bewegung wird von denen, die sie bekämpfen, durchaus verkannt, sonst würden sie nicht fruchtlos Kraft und Zeit verschwenden, um Unmögliches zu erreichen; sie würden nicht Alles daran setzen, um Alles zu verlieren, wo ohne Kampf sich wenigstens ein Theil erhalten ließe. Was sie verhindern wollen, das muß geschehen, und die sich dem in Weg stellen, was ihn zn gehen gezwungen ist, können es nur nöthigen, über sie hinwegzuschreiten.

Die geistige Welt hat ihre Gesetze, wie die physische, und in jener herrscht, wie in dieser, eine unabwendbare Nothwendigkeit. Der Geist hat seine stufenweise Entwickelung, wie der Körper, und es gibt ein bestimmtes Alter für gewisse Neigungen und Meinungen, wie für Schönheit und Stärke. Was den

Gesetzen der Natur gemäß ist, muß geschehen, nur langsamer oder schneller, schlechter oder besser, je nachdem Verhältnisse und Umstände fördernd oder störend darauf wirken. Die Pflanzen wachsen aufwärts, das Wasser fällt, und jedes Wesen hat seine Bildung und Wirksamkeit nach den ihm inwohnenden Gesetzen. Dem Empfangen folgt das Gebären, und der Geburt der Tod. Daß dies geschieht, ist Naturnothwendigkeit; aber Geburt und Tod können auch unnatürlich beschleunigt, dieser künstlich verzögert werden. Das Treibhaus vermag die bessere Jahreszeit ärmlich zu ersetzen. Dämme halten den Strom stellenweise auf, oder verändern auch seine Richtung. Aber immer und allenthalben tritt die Natur am Ende wieder in ihre Rechte, die nie verjähren, und aus denen man sie nur vorübergehend verdrängen kann. Die abwärts gebogene Pflanze richtet sich, so wie der Druck aufhört, wieder in die Höhe, und das Wasser folgt der Niederung, wo es nicht aufgehalten wird.

So hat auch die geistige Natur ihre ewigen Gesetze, denen die Entwickelung der Völker, der ganzen Menschheit und des einzelnen Menschen folgt. Auch in ihr ist das Folgende durch das Vorhergegangene

bedingt, und aus der Gegenwart gestaltet sich die Zukunft, wie jene sich aus der Vergangenheit gestaltet hat. Die Kette des Causalitätsgesetzes geht durch die geistige, wie durch die Körperwelt. Ring greift in Ring, und einer schließt sich an den andern als Ursache und Wirkung an. Die Gegenwart läßt sich nicht aus der verketteten Reihenfolge der Zeiten reißen; sie ist die Tochter der Vergangenheit und wird Mutter der Zukunft. So ist der Wechsel mit der Beständigkeit, das Vorübergehende mit dem Bleibenden gemischt, und so muß es seyn, und es kann nicht anders werden. Da ist kein Stillstehen möglich im Sinne der Harthistorischen, aber auch kein isolirtes Schaffen, kein willkürliches Abreißen und Fortspinnen ohne anzuknüpfen, wie gewisse Revolutionaire meinen. Da ist ewiger Wechsel, aber nach Gesetzen, durch die das Fernste mit dem Nächsten, um so mehr also das Nahe mit dem Nahen zusammenhängt. Was ist, kann nur so seyn durch das, was es gewesen, und hilft auch wieder das bestimmen, was seyn wird. Nichts bleibt dasselbe, nichts steht still in der Natur. Alles Leben ist Entwickelung; Stillstand ist Tod.

Die Stufe der Entwickelung, auf der sich Völker und Menschen befinden, zu erkennen, so wie die

Gesetze, nach denen sie geschieht, das ist die große Aufgabe für Staatsmänner, Regenten und Erzieher. Aus dem, was ich so eben auseinandergesetzt, wird klar, daß die Kenntniß der Gegenwart und eine zweckmäßige Wirksamkeit auf dieselbe und in ihr eine Kenntniß der Vergangenheit, wenigstens im Allgemeinen, ja selbst eine Kenntniß der Zukunft, was nämlich ihre Richtung betrifft, inwieweit dieselbe aus der Vergangenheit und Gegenwart hervorgeht, nothwendig macht. Diese Forderung ist freilich groß, wird aber auch selten befriedigt. Wir tragen das Bauzeug zusammen, wie es uns zur Hand liegt, und verarbeiten es nach unsrer Einsicht, Kraft und Lust, und lassen den großen Werkmeister, den man Gott, Vorsehung, Schicksal oder Natur heißen mag, für die Anordnung und Fügung des Ganzen sorgen. Diesem allein verdanken wir es auch, daß sich das Streben und Schaffen der Baulustigen nicht jedes halbe Jahrhundert mit einem unterbrochenen Thurmbau von Babel endet. Es ist sehr gut, daß sich die Natur in ihrem ewigen festen Gange durch unser Wollen und Wirken nicht irren läßt; daß sie, unbekümmert um unsre Thorheit und Weisheit, ihren eigenen Gesetzen folgt. Aufhalten kann auch keine

menschliche Macht den naturgemäßen Gang, die Entwickelung der Menschheit, der Völker und Einzelnen; aber sie kann, wie gesagt, fördernd oder hemmend eingreifen, beschleunigen oder verzögern. Wir gehen, einzeln und in Masse, Individuen und Nationen, verschiedene Lebensalter durch. Was unsre Erzieher und Pfleger im Hause, in Schulen, auf Thronen, Kanzeln und Kathedern handelnd, schreibend und sprechend vermögen, ist, daß sie uns stark, gesund und frei bilden helfen, oder sklavisch und kränklich verbilden und verkrüppeln. Letzteres ist leichter, auch mehr im Interesse schlechter Vorgesetzten, und darum häufiger. Es stünde gewiß sehr schlimm mit uns, wenn die Natur in gar vielen Fällen nicht klüger und stärker wäre als unsre Führer und Lehrer, wenn sie nicht oft zum Heilmittel machte, was, nach menschlicher Berechnung, uns verderben sollte. Wie oft ward dem Druck, der Willkür und dem Verbrechen die Pflege des Muths, der Freiheit und der Tugend anvertraut? So verdanken wir Tarquin den ältern Brutus, seinem Sohne Sextus die Lucretia, dem spartanischen Uebermuthe den Pelopidas, den dreißig Tyrannen den Thrasybul und dem frechen Geßler den Tell.

Sehr oft ist es ein Glück für uns, daß die Natur nach einem andern Plane schafft und wirkt, als unsere Weisheit; daß der Erfolg unsere sinnreichsten Anschläge vereitelt und unsre liebsten Hoffnungen täuscht. Wäre der Plan des guten Heinrich IV. in Vollzug gegangen, oder der ähnliche Entwurf des wohlwollenden Saint=Pierre, in Europa einen ewigen Frieden zu begründen, wirklich geworden, schwerlich würde dann von den Rechten des dritten Standes, von constitutionellen Monarchien, von der Gleichheit aller Staatsgenossen vor dem Gesetze, von einer französischen Revolution und der Verfassung der Cortes vom Jahre 1812 jetzt noch die Rede seyn. Wir hätten einen Staaten= und Fürstenbund gehabt zur Erhaltung des Bestehenden, da es noch leicht zu erhalten war. Die unfehlbare Lehre wäre die der Wiener Concordia auch ohne sie geblieben, und Hr. v. Haller würde ohne den ewigen Ruhm seiner Restauration gestorben seyn, weil er nichts zu restauriren gefunden hätte. Der freundliche Wunsch des besten Königs, daß am Sonntag jeder Bauer ein Huhn im Topfe habe, wäre wahrscheinlich durch seinen Staatenbund unerfüllt geblieben, dessen sich die Aristokratie bemächtigt haben würde, um jeden Tag

sich selbst mit Fasanen zu bewirthen. Ist es für den Einzelnen oft gut, daß er nicht in die Zukunft sieht, dann ist es für das Ganze gewiß noch besser. Wüßte die Staatsklugheit immer, welche Ernte der Same bringt, den sie mit vollen Händen ausstreut, wahrhaftig, sie ließe den Boden oft unbestellt. Der Trost bleibt darum in vielen Fällen den Hülflosen und Schwachen, daß sie von dem Unverstande und den Fehlern der Mächtigen und Großen erwarten dürfen, um was sie sich vergebens an ihre Weisheit und Gerechtigkeit gewendet haben. Es gibt Triumphe, die schlimmer sind als Niederlagen, und Niederlagen, die den Werth von Siegen haben. Das begreifen die nicht, die nur der Gewalt vertrauen. Es ist nicht leicht, bei großen Ereignissen das Zufällige und Vorübergehende von dem Nothwendigen und Bleibenden zu unterscheiden; und hätten wir auch immer Einsicht genug, um das zu können, dann würden unsre Neigungen und Interessen uns doch oft irre führen und uns die abstoßende oder anziehende Seite der Dinge zukehren, je nachdem sie mit unserm Vortheil oder Vorurtheil, mit unserm Hasse oder mit unsrer Liebe zusammenhängen. So ist es natürlich, daß Wenige die französische Revolution begriffen haben. Dieser sah nur den

Uebermuth der privilegirten Stände, das Unrecht und die Schwäche eines von Herzen guten Königs und den Mißbrauch der Gewalt; Jener nichts als die wilden Ausschweifungen eines gesetzlosen Pöbels, die Wuth der Parteien und die Schlechtigkeit ihrer Führer. Das Alles ist vorübergegangen, Ludwig XVI., die Aristokraten in Koblenz, die Septembertage, der Berg und der Sumpf. Das Alles hätte seyn oder nicht seyn, so oder auch anders kommen können, und die Revolution und ihr Zweck wären doch geblieben. Das Stehende und Feste ist der Geist des Königthums, die Aristokratie mit ihren Ansprüchen und das Volk mit seinen Rechten. Der Königsmord, das Abschlachten der Gefangenen, die Revolutionsgerichte, Noyaden und Plünderungen erfüllen das Gemüth mit Rührung und Abscheu, erbittern und empören. Aber was haben sie mit den Fragen gemein, auf die man immer wieder zurückkommen muß, auf die Fragen nämlich: Was ist das Volk, was ist der Adel und was der König? Welches sind die Rechte des Bürgers? Was gelten die Prärogative der Geburt? Auf was gründet sich die königliche Gewalt, und was bedeutet Legitimität? Es kann noch eine Revolution kommen und noch eine, und sie können Gräuel und

Verwüstungen herbeiführen, die das Gefühl des Menschen mit noch größerem Rechte in Anspruch nehmen. Die Umwandlung kann auch still und friedlich vor sich gehen, immer aber kehren die angeführten Fragen wieder. Der Mord des Königs ist so wenig die Revolution, als der 31ste Mai, der 9te Thermidor, der 18te Früktidor oder der 18te Brümaire. Es sind Erscheinungen der Revolution, die so, aber auch anders kommen konnten nach der Bildung und dem Charakter der Zeit und der handelnden Personen. Diese gehören zu dem Vorübergehenden und Zufälligen; der Gegenstand der Revolution aber, das, was sie erzeugt hat und immer wieder erzeugen wird, so lange der Stoff vorhanden ist, aus dem sie sich entwickelt, zum Wesentlichen und Bleibenden. Durch das Gewebe der Geschichte geht allerdings ein zusammenhängender Faden, der die Theile zu einem Ganzen verbindet und nicht unser Werk ist. An dem Gewebe selbst aber erkennt man die Meister und Arbeiter, die sich verdrängen und ablösen, und in ihm Proben von Fleiß und Geschicklichkeit, von Kraft und Redlichkeit, oder vom Gegentheil geben. Nur die, welche das Zufällige von dem Nothwendigen zu sondern wissen, verstehen die Revolution.

Dümouriez hat 1794 Manches gesagt, was seine gekränkte oder geschmeichelte Persönlichkeit ihn sagen ließ; er gab aber auch in mehr als einer Stelle Beweise von Scharfsinn und sichrer Kenntniß seiner Zeit. So sagte er unter Andern: „Die fremden „Heere können in Frankreich den Despotism und die „Aristokratie wiederherstellen, aber das wird nicht „dauern, weil der Geist der Freiheit zu tiefe Wur„zeln geschlagen hat, als daß er gänzlich auszurot„ten wäre. Der neue Zustand der Dinge wird eine „neue Revolution herbeiführen, sobald die fremden „Truppen, die nicht ewig in Frankreich bleiben kön„nen, dasselbe wieder räumen, und den Adel in ge„ringer Anzahl auf der Fläche des weiten Reichs „zerstreut zurücklassen, der Rache des Volks hinge„geben, die er durch den Mißbrauch seines nur kur„zen Siegs auf sich laden wird." An einem Orte sagte derselbe: „Die Ungeheuer haben Ludwig XVI „getödtet, aber den König wieder eingesetzt. Sie „werden einen haben, wer er auch immer sey, und „dieselbe leichtfertige, unbeständige und in Allem zum „Uebermaß geneigte Nation wird selbst alle die un„gerechten Richter, alle wüthige Jacobiner morden „oder ausliefern, und, indem sie von einem Extrem

„zum andern überspringt, wird sie neue Könige an„beten. Alles, was in drei Jahren Vernünftiges „für die Freiheit geschehen ist, wird verloren seyn. „Der härteste Despotism wird lange mit der zerstö„renden Anarchie kämpfen, bis es gelingt, die Herr„schaft von Gesetzen zu begründen, die das Volk „nicht geben wird." *)

Was Dümouriez damals gesagt, gilt noch und wird immer gelten, wenn sich auch die Zeit, in welcher der Grundsatz ins Leben tritt, nicht immer genau bestimmen läßt. Noch verdient folgende Stelle derselben Schrift ausgehoben zu werden: „Einige „wollten das Königthum vergöttern; Andere fingen „damit an, es herabzuwürdigen, und endeten damit, „es abzuschaffen. Es wird wiederhergestellt. Da „aber beständig zwei Factionen um dasselbe geschäf„tig sind, die eine, um es auf Abwege zu führen, „indem sie seine Macht übertreibt, die andere, um „es zu zerstören, indem sie sein Ansehen untergräbt, „so kann man nur namenloses Elend erwarten, wo„hin auch der Sieg sich neigt, es sey denn, der Kö„nig selbst, durch das Unglück seines Vorgängers

---

*) Mémoires du Général Dumouriez.

„belehrt, rufe jene heilsame Constitution zu Hülfe, „um sich daraus seine Stütze und seine Aegide zu „machen und sich selbst Schranken zu setzen. Ein „freies Volk kann nur die Macht des Gesetzes an„erkennen, und der König eines solchen Volks, will „er dessen Glück, muß der erste Diener dieser wohl„thätigen Gottheit seyn."

Die Revolution ward gar vielfältig entstellt, weil Niemand ihre Lehren zu seiner Besserung, sondern Jeder zur Rechtfertigung seiner Ansprüche benutzen wollte. Der Mißbrauch der Freiheit sollte die unumschränkte Gewalt begründen. Wahr ist, daß die Freiheit an mehr als Einem Orte Vorwand und Deckmantel der ruchlosesten Schlechtigkeit gewesen. Wie! Soll aber darum der Mißbrauch der Freiheit den der Gewalt rechtfertigen? Wer den Despotism für ein Mittel gegen die Anarchie hält, muß wohl auch die Anarchie als ein Mittel gegen den Despotism gelten lassen. Wenn die Willkür der Gewalt ihr Recht auf den Mißbrauch der Freiheit gründen will, dann darf die Zügellosigkeit der Menge das ihrige nicht weniger auf die gemißbrauchte Herrschaft des Regenten gründen. Verhielte das sich so, dann freilich wären die Völker dazu verdammt, es sich ge-

fallen zu lassen, daß die beiden Ungeheuer dieselben sich spielend zuwerfen, und das eine sie zum Verschlingen auffängt, wenn das andere sie gesättigt ausspeit. Können Verbrechen Verbrechen, Unrecht Unrecht und Wahnsinn Wahnsinn rechtfertigen, dann gehört ihnen die Welt, und das Reich der Tugend, des Rechts und der Vernunft ist ein Traum der Thoren. Wenn, wie man oft sagen hört, das menschliche Geschlecht so verdorben ist, daß es die Freiheit nicht ertragen kann, wie kommen dann Wenige, die bis jetzt noch nicht bewiesen haben, daß sie besser sind als die Uebrigen, dazu, diese beherrschen zu wollen? Sind diese zu schlecht, um frei zu seyn, sind dann Jene gut genug, um diesen zu befehlen? So Viele sollen weniger als Menschen seyn, wie kommen dann die Wenigen dazu, mehr als Menschen seyn zu wollen? Ließe sich ein Mißbrauch rechtfertigen, dann wäre es eher der Mißbrauch der Freiheit als der Mißbrauch der Gewalt, weil jener doch nur eine Folge von diesem und ein Aufstand dagegen ist. Der Mißbrauch der Gewalt ist Druck, Angriff; der Mißbrauch der Freiheit oft nur Gegendruck, Nothwehr. Ist der Mensch wirklich so sehr verdorben, dann hat es wenigstens die Freiheit nicht verschuldet. Er war

lange genug in den Händen der Gewalt, und seine Schlechtigkeit hätte diese zu verantworten, wenn die Gebrechen des Zöglings anders dem Erzieher zugerechnet werden können. Die Wenigen aber, die ihre Vorrechte und die Rechtlosigkeit Vieler auf das Verderben dieser gründen, möchten kein besonderes Vertrauen verdienen, wenn sie für sich und gegen Andere sprechen und in eigner Sache Partei und Richter sind. Schwerlich dürfte auch von ihnen eine schnelle Verbesserung der vielen Schlechten zu erwarten seyn, weil ein Vormund, der von der Verwaltung der Güter seines Mündels lebt, die gute Meinung nicht für sich hat, daß es ihm besonders darum zu thun sey, die Volljährigkeitserklärung des Minderjährigen zu beschleunigen. Die Pflege und Erziehung des Thronerben wird, aus kluger Vorsicht, der Regentschaft nicht gern anvertraut.

Unter den flüchtigen Erscheinungen der Geschichte, die sich verfolgen, verdrängen und ablösen, uns oft mit Abscheu und Ekel erfüllen; unter dem, was in seinem Glück und Glanze die augenblickliche Vergötterung einer selbstsüchtigen und eigennützigen Gegenwart, dagegen aber den Fluch und die Verachtung der unparteiischen Nachwelt erhält, unter der Herr=

schaft der plumpen Gewalt, dem Siege rasender Parteien, dem Triumphe des Fanatismus, der Herrsch- und Habsucht, der Willkür, dem Aberglauben, den Anstrengungen wilder Leidenschaften und den Berechnungen verschmitzter Bosheit steht doch etwas fest, unwandelbar, wie die Natur des Menschen und erhaben wie sein Glaube an Gott, etwas, das uns aufrichtet und tröstet, nämlich Vernunft, Recht und Freiheit. Die Verehrung und Achtung derselben ist die Religion, die wir unter den Bessern aller Völker, zu allen Zeiten, unter jedem Himmelsstriche und auf jeder Stufe von Bildung finden. Dieser Gottesdienst — denn er ist der Dienst des Göttlichen im Menschen — zählt die Tugendhaften und Weisen, wann und wo sie auch lebten und leben, unter seine Gläubigen. Er ist derselbe, ist immer und allenthalben, wo nicht als herrschende und Staatsreligion, doch als Gegenstand frommer Verehrung und heißer Wünsche anerkannt.

Die Geschichte, das kann man nicht leugnen, ist sonst nicht sehr geeignet, uns Achtung gegen die Menschen einzuflößen. Aber es muß, es wird anders werden. Ich bin gewiß, daß eine Zeit kommt, in der man eher begreifen wird, wie wir an Zaube-

rer und Hexen glauben konnten, als an ein Recht auf angebornen Ueberfluß und angeborne Würden. Man wird dann unsre Aufklärung, unsre Religion und unsre Sitten würdigen, welche die Absonderung in geborne Herren und Diener, in geborne Reiche und Arme, in geborne Geehrte und Verachtete, in geborne Elende und Glückliche rechtfertigen, heiligen und rühmen konnten. Manches Andere wird diese Zeit noch schwerer begreifen, an was wir glauben oder glauben müssen, unter der Strafe, hier zeitlich geächtet, dort ewig verdammt zu seyn. Diese Zeit muß kommen, weil der Mensch aufgeklärter, wenn auch nicht besser wird; weil er wenigstens in der Einsicht fortschreitet, wenn auch in allem Uebrigen sich mit ihm das traurige Einerlei wiederholen sollte. Die Zeit ist noch fern, ich gebe es zu, und bis sie kommt, wird noch mehr als Ein Märtyrer für den wahren Glauben dulden, der in ihr erst gelten wird. Seltsames Geschick der Menschen! Die ihnen dienten, die sich für sie aufgeopfert haben, die nichts wollten, als ihr Wohl, die nichts suchten, als Wahrheit und Recht, haben ihr Leben unter der Hand des Henkers, in der Verbannung oder in verachteter Dürftigkeit geendet. Leset die Geschichte der Völker

mit ihren Heiligen und Helden! Man schaudert bei dem Anblick. Es giebt kaum einen Menschen, der das Gebiet wichtiger Erfindungen und nützlicher Kenntnisse erweitert, der sich durch große Gaben des Geistes, durch große Tugenden und Thaten ausgezeichnet, den nicht Haß, Neid, Bosheit, Aberglaube oder Dummheit, so viel sie es vermocht, unglücklich gemacht hätten. Alles Vorzügliche ist immer ein Gegenstand der Verfolgung gewesen. Wollen wir die größten und edelsten Menschen kennen lernen, dann dürfen wir nur nach denen fragen, die von Ihresgleichen am meisten zu leiden hatten: Pythagoras, Sokrates, Phocion, Christus, Columb, Algernon Sidney, Galiläi, Fenelon. Der Gewalt und List, der Heuchelei und Niederträchtigkeit sind die größten Güter und Huldigungen dieser Welt zu Theil geworden.

Jetzt, sagt man, ist es doch in Vielem anders. Die Vernunft hat ihr Reich begründet, in dem Wahn und Willkür keinen Schutz mehr finden. Ja, die Vernunft, wie wir sie haben. Kein Wahn und keine Willkür haben sich je dafür gehalten, sie gerade hielten sich vorzugsweise für Vernunft und Recht. Frei-

lich ist es nach unerhörten Anstrengungen hier und da gelungen, die Inquisition, die Tortur, die Verbannung solcher, die anders denken, das Verbrennen der Hexen und Irrgläubigen aus unsrer Strafgesetzgebung zu entfernen. Aber noch währt der Wahnsinn fort, als habe der Mensch das Recht, den Glauben des Menschen zu richten und seinen Gedanken Fesseln anzulegen. Noch theilt der Zufall der Geburt fast alle Vorzüge und Güter des Lebens aus. — Es würde mir schmerzlich seyn, den Glauben aufzugeben, daß man, vielleicht schon in Jahrhunderten, die Ueberzeugung haben werde, wir, wir selbst seyen Barbaren gewesen mit unsern gesellschaftlichen und bürgerlichen Einrichtungen, mit unserm Staats- und Völkerrechte, mit unsrer peinlichen Justiz und dummen Vielwisserei.

Es ist auch in unsrer aufgeklärten Zeit noch Gefahr dabei, Gesinnungen ohne Rückhalt auszusprechen, die nicht die herrschenden und beliebten sind. Ich tadle Niemand, wenn er diese Gefahr scheut und ihr auszuweichen sucht. Ich aber habe keine Gründe, es zu thun, am wenigsten jetzt noch, da ich sie früher nicht sehr auf mich wirken ließ, wo eine zeitge-

mäße Geschmeidigkeit mein Glück hätte machen können. Das Leben mit seinem täglichen Hunger und Durst, mit seinen Gewohnheiten, Bedürfnissen, Entbehrungen und Genüssen, mit seinem Schlafe oder seiner Schlaflosigkeit, ist so wenig, wenn ihm öffentliche Thätigkeit nicht Inhalt und Bedeutung giebt, daß ich mich schämen würde, dies Wenige nicht an das zu setzen, was ich für so viel halte, was mein Gewissen und meinen Ehrgeiz zugleich befriedigt, an die Sache der Menschheit, an die des Volks, an das Recht. Ich war selten in dem Falle, zu viel gehofft oder gefürchtet zu haben; aber so oft ich darin war, büßte ich die Verirrung mit Schaam und Reue. Ein Mann sollte durch die Zeit gehen mit ihren Zufällen und Launen, statt daß er sie durch sich gehen läßt. Die Welt ist ihm eine Herberge, und er soll sich in ihr als Gast betrachten. Er ziehe in sie ein, sie aber nicht in ihn! Das *nicht zu viel* und *nicht zu wenig* ist eine schwere Aufgabe, die selten verstanden und noch seltener gelöst wird. Es giebt nur *ein* Gleichgewicht, das ein Sandkorn, ein Thautropfen mehr oder weniger aufhebt. Das Gleichgewicht ist nur einmal, das Darüber und Darunter

aber tausendmal. Zum Uebermaas gehört nur Fülle, Kraft, zum Gleichmaas aber auch, was die Fülle und Kraft regelt und ordnet, Besonnenheit, Gerechtigkeit, Selbstverleugnung, Selbstaufopferung, Selbstüberwindung. Das wollen Wenige begreifen, wie der Verstand selbst zum Unsinn, die Begeisterung zur Raserei und die Tugend zum Verbrechen werden kann.

Was ich bisher gesagt, mag Manchem als dem Gegenstande, den ich behandle, fremd erscheinen. Es ist es nicht und dient dazu, meine Ansicht der französischen Revolution zu rechtfertigen oder wenigstens zu erklären. Die Begebenheiten dieser merkwürdigen Erscheinung sind bekannt, oft genug beschrieben und erläutert. Daß sie so höchst verschieden beurtheilt wird, liegt also in der Verschiedenheit der Grundsätze, auf welche man die Begebenheiten zurückführen muß, wenn man entscheiden will, ob sie recht oder unrecht, zu loben oder zu tadeln, verderblich oder wohlthätig sind. Um also mein Urtheil über die französische Revolution zu begründen, sehe ich mich genöthigt, bis auf die ersten Grundsätze des Staatsrechts zurückzugehen. Der gedrängten Auseinander-

setzung derselben werde ich demnach einen eigenen Abschnitt widmen, den ich diejenigen zu überschlagen bitte, die Untersuchungen dieser Art trocken und langweilig finden. Vielleicht hätte ich wohl daran gethan, diese Warnung schon gegenwärtigem Abschnitte, den ich damit schließe, vorauszuschicken.

Achter Abschnitt.

Naturstand — Gesellschaftsvertrag — Allgemeiner Wille — Ursprung der Rechte und Pflichten — Grenzen der Staatsgewalt — Nothstaat und Vernunftstaat.

Der Naturstand und der Gesellschaftsvertrag sollen, nach manchen Staatsrechtsgelehrten, blose Ideen seyn, denen in der Natur nichts Wirkliches entspricht, weil man sie nicht historisch nachweisen kann. Ist aber darum nie etwas da gewesen, weil sein Daseyn sich nicht von solchen, die es erlebt, bezeugen läßt? Wir sehen keine Menschen mehr, die nackt gehen; wem aber fällt darum zu behaupten ein, sie seyen immer mit den Kleidern auf dem Leibe gegangen? So gewiß es Menschen in der Gesellschaft giebt, so gewiß muß der Mensch vor der Gesellschaft dagewesen seyn, denn das Zusammengesetzte kann nur aus dem Einzelnen entstehen, wie eins und wieder eins

dazu gehören, um zwei zu machen. Es mußten erst Menschen daseyn, ehe es Bürger gab, und jene mußten außer der Gesellschaft leben, ehe sie sich dazu vereinigen konnten. Den Zustand aber, in dem sie lebten, ehe sie sich zu einem positiv-rechtlichen Verhältnisse, zu irgend einer Art von gesetzlicher Unterordnung und Abhängigkeit verbanden, nennen wir den Naturstand. Diese negative Bezeichnung sagt blos, was dem Positiven vorausgegangen seyn muß.

Das Positive, das Beisammen- und Nebeneinanderleben Mehrerer unter der Herrschaft des äußern Gesetzes ward nur durch den Willen der Einzelnen möglich, die sich zu diesem Vereine verstanden. Was konnte sie anders vereinigen, als ihr Wille? Vielleicht die Gewalt? Gesetzt aber, dem wäre so, dann könnte doch die Wirkung nicht weiter reichen, als die wirkende Kraft, und was die Gewalt geschaffen hätte, könnte sie allein erhalten, aber auch zerstören. Die das Recht auf die Gewalt und den rechtmäßigen Besitz auf den glücklichen Besitzstand, das Dürfen also auf das Können gründen, sagen nichts anders, als: Werde du der Stärkere, und deinen Herrn machst du zu deinem Knechte; nimm, um mit

Recht zu haben; thue, was du willst, nur sey in der Lage, jeden Einspruch siegreich abzuweisen!

Kann aber eine Vereinigung von Mehreren nur durch den Willen der Einzelnen entstehen, dann ist es auch an diesen, die Bedingungen und die Art dieser Vereinigung festzusetzen; und wie die Gesellschaft durch den Willen der Theilnehmer entstanden ist, so kann sie auch nur durch ihn dauern. Der allgemeine Wille ist souverain, und er bestimmt nicht blos die Bedingungen des Zusammenseyns, das heißt, er ist nicht blos gesetzgebend für die Art und Wirksamkeit des Vereins, sondern er kann auch wieder trennen, was er verbunden hat. Die Gesellschaft hört auf, wenn die Einzelnen, die sie bilden, auseinandergehen. Der Staatsverein besteht also durch einen Vertrag, und zwar, wie und wie lange die Vertragenden es wollen. Bei diesem Vertrage sind Alle gleich, weil der Wille eines Jeden, und auch nur dieser Wille dazu gehört, um ihn abzuschließen.

Ein andrer Ursprung des Staates und der Gewalten in ihm ist nicht rechtlich nachzuweisen. Ihn auf die Stärke gründen heißt seine Art und Dauer auch davon abhängig machen. Das können selbst die Sclaven sich gefallen lassen, da es ihrer Mehrzahl in

einem despotischen Staate nicht an Mitteln fehlen kann, die Herren ihrer Herren zu werden. Alle Gewalt im Staate geht von den Staatsgliedern aus. Wer dagegen den Ursprung der Herrschergewalt im Himmel suchte, dürfte einen unsichern Boden auf der Erde haben. Der Act, auf den ein solches Recht gegründet wird, müßte vorgezeigt, und die Entstehung einer Gesellschaft auf diesem Wege historisch nachgewiesen werden. Da sie nicht in der Natur gegründet ist, so könnte sie sich nur als Thatsache durch unverwerfliche Zeugen oder Urkunden außer Zweifel setzen. In einem gewissen Sinne kommt freilich, wie alles, auch alle Gewalt von Gott, weil, wenn Gott es nicht wollte, die Gewalt weder entstehen noch bestehen könnte. So käme denn auch die Unterdrückung von Gott, ja alles Unrecht und alles Böse. Dieser göttliche Ursprung der Gewalt dient aber denen nicht weniger, die zum Besitze der Herrschaft gelangen wollen, als denen, die sich wirklich darin befinden. Gott ist mit den Starken, und er darf uns nur die Kraft und den Willen geben, wie Napoleon sie zu haben gegen die Spanier sich gerühmt, um uns zu Herren zu machen. Ein Regent, der nur in dieser Bedeutung von Gottes Gnaden wäre, verlöre das

Reich und die Gnade Gottes mit der Macht. Durch die Gnade Gottes besteht allerdings, was ist; denn wenn Gott es ungnädig aufnehmen sollte, so hörte es auf zu seyn. In diesem Sinne aber ist Jeder von Gottes Gnaden, gesund oder krank, reich oder arm, glücklich oder unglücklich.

Es ist nichts alberner, als die Einwendungen, die man gegen Grundsätze, welche sich mit der Vernunft nicht bekämpfen lassen, aus einer möglichen Erfahrung aufzutreiben sucht. Wie? sagt man, wenn die Gesellschaft das Recht hätte, die Art, in der sie besteht, nach Gefallen zu wechseln, dann könnte es ihr ja einfallen, ihre Verfassung und Verwaltung mit jedem Tage umzuändern! Wo wäre da Sicherheit in der Gegenwart und eine Bürgschaft für die Zukuuft? Würde bei ewigem Wechsel nicht Unordnung und Verwirrung, Krieg, Hader und Anarchie an die Stelle der Ordnung, des Friedens und der Herrschaft des Gesetzes treten? So ist es allerdings; aber gerade darum könnt ihr auch ruhig seyn und sicher darauf zählen, daß die Gesellschaft von einem Rechte, das sie täglich hat, zu ihrem Nachtheil und Verderben nicht täglich Gebrauch machen wird. Wir haben täglich und stündlich das Recht, uns zu schaden,

das Unsrige zu verschenken; aber es ist noch Niemandem eingefallen, uns dieses Recht zu bestreiten, weil wir es gar zu häufig ausüben könnten. Es klingt kläglich, wie man die Regierungen gegen die Gefahr nachtheiliger Lehren zu verwahren sucht. Man sollte meinen, bei Revolutionen und Aufständen setze das Volk gar nichts aufs Spiel, es mache sie aus blosem Muthwillen zum Scherz und Zeitvertreibe, und nur die Regierungen hätten dabei zu wagen, zu fürchten und zu verlieren. Solche Aeußerungen sind so leichtsinnig als sträflich, weil sie gerade über die Ursachen revolutionairer Bewegungen diejenigen täuschen, die allein im Stande sind, ihnen durch Klugheit, Mäßigung und Gerechtigkeit vorzubeugen. Endlich scheint mir, als wenn ein Regent, der fürchten muß, von dem Volke entsetzt zu werden, selten verdiene Regent zu seyn.

Eine Nation, fragt man weiter, sollte das Recht haben, sich von einem Herrscher loszusagen, von dem sie nicht weiter sich beherrschen lassen will? Ist sie denn nicht gegen ihn wenigstens durch einen Vertrag gebunden, der unmöglich einseitig aufgehoben werden darf? Das Gesinde schickt man nicht nach Gefallen fort, und ein Regent wäre in dem Falle, nach Belie-

ben entlassen zu werden? Darauf läßt sich erwiedern: Der Vertrag kann wohl nicht anders lauten, als daß der Regent sein Volk regiere zu des Volkes Zufriedenheit und Glück. Nun muß doch wohl dem Volke die Entscheidung zustehen, ob es zufrieden sey, sich glücklich fühle. Die Besorgniß aber, es möge aus der Anerkennung solcher Grundsätze gar zu großes Unheil entstehen, ist eitel. Auf wen würde denn das Unheil fallen? Wen würden die Nachtheile treffen? Doch auch das Volk, und zwar dieses mehr, als seinen Herrscher. Was berechtigt zu dem Glauben, daß sich das Volk mit muthwilligem Leichtsinn ins Verderben stürzen, jeden Tag mit neuem Scharfsinn zu seiner Qual sich erfinderisch zeigen werde? Oder sind die Nationen bisher so überaus glücklich gewesen, daß man fürchten muß, sie möchten nun, aus eigener Schuld, auf einmal des großen Glücks verlustig werden? Diese zärtliche Sorgfalt hat man denen kaum früher angemerkt, die sich so theilnehmend und bedenklich äußern, wenn die Rede davon ist, dem Bürger einige Freiheit zu bewilligen. Dieser ist weder so böse, noch so neuerungssüchtig, wie ihr zu glauben euch das Ansehen gebt. Das Volk hängt so sehr an der Religion und der Sitte der

Väter, das Angeerbte ist ihm durch den langen Gebrauch so lieb geworden, es behilft sich so gern mit dem Bestehenden, wenn es nur erträglich ist, und bleibt dem Geschlechte, an das es Pflicht, Verehrung, Dankbarkeit und Gewohnheit von frühern Zeiten her knüpfen, so zugethan, daß ein Regent oder die Regierung in seinem Namen mit dem Bürger sehr schlimm verfahren muß, bis dieser sich entschließt, so viele Bande unnatürlich zu zerreißen. Vergessen darf man nicht, daß hier immer nur von der Nation die Rede ist, nicht von Mißvergnügten, Neuerungssüchtigen, von Parteien oder Factionen, die ihre eigenen Zwecke haben.

Heißt es aber nicht die Völker zum Aufstande reizen und die Empörung billigen, wenn man sagt, es brauche einer nur der Mächtigere zu seyn, um auch Recht zu haben; Gewalt sichre gegen jede Verantwortlichkeit, und man dürfe sich nur des Erfolgs vergewissern, um die That gerechtfertigt zu sehen, der man den Erfolg verdankt? Allerdings ist dies der Fall. Aber wer verdient den Vorwurf? auf wem liegt die Schuld? Auf dem dummen Lobredner der Gewalt, der dieser keine Grundlage zu geben weiß, als wieder Gewalt; der sie an die Stelle des Rechts

zu setzen sich erdreistet und behauptet, wer sie habe, dürfe sie auch nach Gefallen üben. Gerade die Freunde der Willkür sind es, die diese höllische Lehre predigen und, indem sie der Macht alles einräumen, den Grundsatz aufstellen, man brauche nur der Mächtigere zu seyn, um der Herr der Schwächeren zu werden. Ehret nur selbst das Recht in Andern und kommt den Pflichten nach, die sich an eure Rechte knüpfen und sie bedingen, und ihr werdet geachtet sehen, was eure Achtung heiligt. Wundert euch nicht, wenn eure Moral, die ganz Politik geworden ist, Nachahmer in denen findet, die diese Moral ihrem Vortheil angemessen sehen! — Ich kehre zur Erörterung der ersten Grundsätze des Staatsrechts zurück.

Der allgemeine Wille ist der Wille Aller, und das nicht blos formal, sondern materiell. Der Wille einer Mehrheit, der mit dem Willen der Einzelnen, die diese Mehrheit bilden, im Widerspruch stände, wäre ein höchst seltsames Ding, ein Ganzes, in dem sich nichts von der Natur seiner Theile fände. Ein übereinstimmender Wille ist nur da, wo sich eine Uebereinstimmung der Wollenden in dem Gewollten findet.

Der allgemeine Wille ist rechtmäßig, aber nur

inwieweit er sich auf die Allgemeinheit bezieht, von der er ausgeht. Da ihm die Gesetzgebung zusteht, welche die Bedingungen und die Art des Vereins zu bestimmen hat, so kann er in dieser Sphäre, wo er nur über diesen Verein verfügt, nie Unrecht thun.

Unfehlbar aber ist dieser allgemeine Wille nicht; er kann irren und Unrecht haben, aber, wie gesagt, nicht Unrecht thun. Unbeschränkt aber — immer in Beziehung auf den Verein — ist er, weil, wenn er Schranken haben sollte, er selbst sich dieselben nur setzen könnte. Jeder hat das Recht, über sich zu verfügen, wie es ihm gefällt, und es ist keine Art von Abhängigkeit, als durch Zustimmung zu derselben, also durch freiwillige Selbstbeschränkung denkbar. Der Mensch ist sein eigner und zwar unumschränkter Herr. Könnte irgend Jemand ohne seine Zustimmung über ihn verfügen, dann müßte er diesen als seinen Herrn erkennen. Die Menschen aber sind von Natur gleich, jeder also selbstständig und frei, oder einer müßte von dem andern abhängig, also zugleich der Herr seines Dieners und desselben Dieners Diener seyn. Von besondern Rechten Einzelner, von Vorrechten weiß die Natur nichts. Diese müßten also erworben, durch Zustimmung derer, auf die sie

sich beziehen, zu deren Vortheil und Nachtheil sie bestehen, erlangt werden.

Da der Wille des Einzelnen, in Beziehung auf sich, unbeschränkt ist, der Einzelne aber in die Gesammtheit übergeht, so ist der Gesammtwille, in Beziehung auf die Gesammtheit, ebenfalls unbeschränkt. Von der Gesammtheit hängt es ab, die Bedingungen des Beisammenseyns der Einzelnen festzusetzen. Sie mag das nun selbst thun, oder es auf Andere, mit oder ohne Einschränkung, übertragen. Eine despotische Regierung kann darum allerdings rechtmäßig seyn, und die dänische ist fast auf diese Weise entstanden. Wer macht dem Einzelnen das Recht streitig, über sich nach Belieben zu verfügen, sich als Sclaven hinzugeben, sich zu entleiben? Das Recht aber, welches der Einzelne auf sich hat, besitzt die Gesellschaft auf die Gesammtheit, aus der sie besteht.

Der freie Deutsche pflegte seine Freiheit in der Leidenschaft des Spiels auf einen Glückswurf zu setzen. Manche haben sich als Sclaven verkauft, um mit dem Preise ihrer Freiheit die Freiheit oder das Leben theurer Personen zu bezahlen. Es ist keinem verständigen Menschen eingefallen, ihnen das Recht dazu streitig zu machen. Die Einwendungen, die

man dagegen wie gegen den Selbstmord erheben hört, sind nur von moralischem Gewichte und beziehen sich auf Pflichten, die der Mensch gegen sich selbst hat. Es ist aber, sagt man, unsinnig und abgeschmackt, über sich selbst zu seinem Nachtheil zu verfügen. Was kann der Herr geben, das der Freiheit, die ihm der Sclave opfert, würdig wäre! Nichts — damit bin ich einverstanden. Wenn aber ein Mensch oder ein Volk einen solchen schlechten Handel machen wollte, wer dürfte es daran verhindern? Wer hat das Recht, Andern zu verbieten, abgeschmackt und unsinnig zu seyn, so lange sie es auf ihre Rechnung sind? Die moralischen Verpflichtungen, die ich gegen mich habe, gehen keinen Andern etwas an. Was ich mir selbst schuldig bin, dazu kann mich niemand zwingen. Freundliche Zurechtweisung und Belehrung ist jedem gestattet, aber keine Nöthigung. Rousseau, einer der Wenigen, die gesunde Begriffe von Natur- und Staatsrecht hatten, giebt nicht zu, daß der Mensch, einzeln oder in Gesellschaft, über sich nach Gefallen verfügen könne. Aus Liebe zur Freiheit hört er hier auf consequent zu seyn. Um zu verhüten, daß der Mensch nicht seiner Unabhängigkeit entsage, nimmt er

sie ihm. Damit er sich nicht mit seinem Willen binde, glaubt er ihn gegen denselben binden zu müssen.

Der Mensch tritt in den Staat und wird Bürger. Was er als solcher empfängt und giebt, muß er demnach schon als Mensch besitzen können. Was er durch den Verein sichern will, muß er vor und außer demselben haben. Als ein moralisches und Vernunftwesen erkennt er, daß, in seinen Verhältnissen zu andern moralischen und Vernunftwesen, ihm und diesen, wo sie sich berühren, auf eine gewisse Art zu handeln erlaubt oder verboten, recht oder unrecht ist. Solches Berühren geht aber dem Staate voraus, und gerade dieses bestimmt die Menschen, in einen Staat zu treten. Es führt sie auf das Bedürfniß, einen politischen Verein zu schließen. Das Bedürfniß geht der Bildung des Vereins, wie die Ursache ihrer Wirkung voraus. Als moralisches und Vernunftwesen ist der Mensch Person; als Sinnenwesen hängt er mit der Sinnenwelt thätig und leidend zusammen. Er erkennt, daß er nur unter Bedingungen seyn und haben kann, nämlich wenn Andere sein Daseyn und die Mittel desselben achten. Die Bedingungen aber, unter denen ein Wesen bestehen kann, geben die Gesetze desselben. Auf die

Unverletzlichkeit seines Daseyns und auf die Mittel der Erhaltung desselben macht der Mensch Anspruch; er behauptet, wie wir uns ausdrücken, ein Recht darauf zu haben. Dasselbe Recht gesteht er aber auch Andern Seinesgleichen zu, wie sich selbst, weil derselbe Grund für sie, wie für ihn gilt. Das Begründete reicht so weit, als sein Grund, und nur so weit. Darum erkennt der Mensch auch, daß nur der ein Recht auf die Unverletzlichkeit seiner Person und auf die Mittel der Erhaltung seines Daseyns habe, der dasselbe Recht in Andern achtet. Außer dem Staate giebt es also Rechte, die wir, nach Verschiedenheit der Gegenstände, auf die sie sich beziehen, nach einer bekannten Eintheilung, persönliche und Sachen-Rechte nennen. Das Recht aber, welches jemand für sich in Anspruch nimmt, muß er auch Andern zugestehen, so gewiß er will, daß ihm dasselbe von ihnen zugestanden werde. An das Recht für sich schließt sich demnach sogleich die Pflicht gegen Andere an.

Es giebt also Rechte und Pflichten des Menschen, die aus seiner Natur eines moralischen, Vernunft- und Sinnenwesens hervorgehen, so wie er mit Seinesgleichen zusammentrifft; und diese Rechte

und Pflichten sind älter, als die des Bürgers, da das Einzelwesen der Viel= oder Gesammtheit vorausgeht. Auch sind sie heiliger, als die Anstalt des Staates selbst, weil ihre Gewährleistung die Ursache dieser Anstalt ist. Der Staat, welcher sie verletzte oder ihnen entgegenwirkte, würde ein Mittel gegen den Zweck, statt für ihn seyn. Wenn Rousseau behauptet *), der Staat setze die Gerechtigkeit in dem Benehmen des Menschen an die Stelle des Instincts und gebe seinen Handlungen Moralität, die sie außerhalb desselben nicht gehabt, dann ist diese Behauptung nicht nur irrig, wie wir gezeigt, sondern auch höchst gefährlich, wie wir noch zeigen werden. Wir glauben Pflichten gegen Unsersgleichen zu haben, ohne zu fragen, in welchem Staate, oder ob sie überhaupt in einem Staate leben. Wir haben und üben Pflichten gegen Kinder, Wilde und Fremde, ohne zu untersuchen, ob sie irgend einem politischen Vereine angehören, oder von denen uns sogar das Gegentheil bekannt ist. Es giebt Rechte, die, nach unsrer Ueberzeugung, kein Staat verletzen darf, und wir haben einen Inbegriff derselben, den wir als Muster

---

*) Du contrât social, Map. VIII.

zur Prüfung an jeden Staat halten, um seine größere oder geringere Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit darnach zu beurtheilen. Diese Rechte müssen also wohl über den Staat erhaben seyn und auch außer ihm gelten. Indem der Mensch in den Staat tritt, ändert er keineswegs seine Natur, sondern nur seinen Zustand. Die Anerkennung und Achtung der Menschenrechte wurde auch nie als von einem Staate abhängig angesehen. So hat man die Nichtachtung derselben in den Schwarzen dadurch zu rechtfertigen geglaubt, daß man sie nicht als uns ebenbürtige Menschen, sondern als eine Abart unsers Geschlechts darzustellen suchte. Ob sie in einem Staate lebten und in welchem, darnach wurde nie gefragt. Das schöne Capitel in Montesquieu's Geiste der Gesetze *), welches der Sclaverei der Neger eine Schutzrede voll beißenden Spottes hält, und in dem alles angeführt ist, was egoistische Sophisterei gegen das unverdorbene Gefühl und den geraden Verstand je aufzubringen vermochte, gründet seine ironischen Beweise darauf, daß solche ungestaltete Wesen mit schwarzer Haut, krauswolligem Haare, stumpfer Nase

---

*) De l'Esprit des loix, Liv. XV. Cap. V.

und aufgeworfenen Lippen unmöglich Menschen seyn könnten.

Große Rechts- und Staatsrechtslehrer haben die Verschiedenheit der Rechte bei verschiedenen Stämmen und Ständen mit abgeschmackter und unmenschlicher Gelehrtheit aus der verschiedenen Herkunft von begünstigten oder verworfenen Racen abgeleitet, und die Rechtlosigkeit der Schwächern und Unterdrückten auf ihre Abkunft von schlechten Vorfahren gegründet. Auch hier ist keine Rede vom Staate und dem Leben in demselben. Eben so wenig bezogen sich die Spanier bei ihrem Treibjagen und Ausrottungssystem in der neuen Welt auf die politischen und bürgerlichen Verhältnisse der unglücklichen Bewohner derselben, sondern darauf, daß diese keine rechten Menschen und noch weniger Christen wären.

Da die Menschen in einen bürgerlichen Verein zusammentraten, mußten sie wohl durch diese Anstalt gewisse Vortheile zu erlangen oder zu sichern glauben; man sucht aber nicht, wovon man nichts weiß, und kann nur sichern wollen, was man hat. Vor aller politischen Gesellschaft kannte und besaß der Mensch seine Selbstständigkeit und sein Leben. Rechte darauf konnte der Staat nicht geben, sondern nur diese Rechte und

ihre Ausübung sichern. Sollte der Staat erst diese Rechte geben, dann mußte er es entweder als Gesammtheit, und in diesem Falle hätte das Ganze gehabt, was jedem seiner Theile abging, oder die Einzelnen hätten sich die Rechte wechselseitig gegeben, wo dann einer von dem andern erhalten haben müßte, was keiner hatte.

Soll der Staat nun dem Menschen seine Rechte sichern, dann geht sein Gebiet so weit, als Menschen sind, die diese Rechte verletzen können. Jeder einzelne Staat, der ein besonderes Volk umschließt, ist in seinem Umfange unbestimmt und wandelbar. Gewalt und List dehnen ihn aus, und Schwäche und Einfalt ziehen ihn zusammen. Die Aufgabe der Sicherung der Menschenrechte ist erst gelöst, wenn derselbe gesetzgebende Wille Alle verbindet, und dieselbe vollziehende Gewalt die Befolgung der Aussprüche des gesetzgebenden Willens von Allen erzwingt.

Ist der Staat ein Verein von Menschen, die sich durch denselben ihre Rechte sichern wollen, dann hängt es, wie gesagt, von den Gliedern des Vereins ab, zu bestimmen, auf welche Weise sie in diesem Verbande leben wollen — Verfassung. — Die Mittel, die Rechte eines Jeden auf die zweckmäßigste Art zu sichern und

zu schützen, giebt die gesetzgebende Gewalt, welche nur von dem allgemeinen Willen ausgehen kann. Der Wille der Mehrheit, selbst der einer physischen oder moralischen Person, kann den allgemeinen Willen vertreten und gesetzgebend werden, wenn die Gesammtheit übereingekommen ist, ihn dafür anzuerkennen. Durch die gesetzgebende Gewalt werden die Bedingungen des Genusses der verschiedenen Rechte festgesetzt und die Anordnungen getroffen, durch welche dieser Genuß gesichert wird. Die Anwendung dieser Mittel gehört der vollziehenden Gewalt. Ueber den Genuß der Rechte können unter den Gliedern des Vereins entweder Streitigkeiten entstehen, oder die Glieder sich in dem Genusse derselben verletzen und kränken, wodurch die Nothwendigkeit einer richterlichen und strafenden Gewalt gegeben ist. Der Bestand des Bundes, nach dem Willen der Verbundenen, findet in der vereinten Kraft der Letztern seine Garantie. Diese Kraft wirkt nach innen oder nach außen, nachdem von da- oder dorther das Wohl und der Bestand des Bundes bedroht wird.

Hat der Staat die Bestimmung, die Rechte des Menschen zu wahren, dann wird auch nicht der ganze Mensch Bürger, sondern insoweit die Rechte desselben

verletzt und gesichert werden können, wenn es anders richtig ist, daß die Mittel nicht weiter gehen sollen, als bis zur Erreichung des Zwecks. Dieser Grundsatz, den große Staatsrechtsgelehrte, unter andern auch der Verfasser des Gesellschafts-Vertrags, keineswegs anerkennen, ist reich an wichtigen Folgerungen, wie sich weiter unten zeigen wird. Am vollkommensten ist eine Einrichtung, die mit den wenigsten Mitteln auf die leichteste Art den Zweck erreicht. Der Zweck des Staates aber ist die Sicherung der Rechte des Menschen. Je gewisser also diese gewahrt werden, und je weniger im Staate zu dessen Bestande und Gedeihen an Freiheit und Gütern geopfert werden muß, desto vollkommener ist derselbe. Im rohen Zustande der Gesellschaft werden rohe Mittel zur Erreichung ihrer Bestimmung angewendet: Gewalt, blutige Gesetze, grausame Strafen. So wie aber der Mensch und mit ihm der gesellschaftliche Verein sich ausbildet und sich moralisch und intellectuell entwickelt, wird man den Staatszweck durch Mittel der Freiheit, und nicht blos durch solche des Zwangs, wie früher, sondern durch geistige Bildung, durch Erziehung, Unterricht, Religion, Umtausch der Ideen und Kenntnisse zu erreichen wissen.

Durch einen ausdrücklichen Vertrag ist wohl selten ein Staat entstanden, aber er wird bei demselben vorausgesetzt, um ihm den Charakter der Rechtmäßigkeit zu geben. Sollen wir die Entstehung des Staates befriedigend erklären, dann muß ein solcher Vertrag schon aus logischer Nothwendigkeit angenommen werden. Er muß der Bildung des politischen Vereins vorausgehen, der Mensch dem Bürger, der isolirte Zustand dem gesellschaftlichen, dem Gesammtwesen das Einzelne, der moralischen oder mystischen Person die physische. Es läßt sich auch annehmen und sogar geschichtlich nachweisen, daß Staaten sich vertragsmäßig, wenigstens durch die stillschweigende Einwilligung der Staatsglieder, durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen und Convenienzen gebildet haben und bestanden sind. Die Huldigung, die sonst der Regierung eines Fürsten vorausging, und bei welcher der Regent dem Volke schwur, es bei seinen Rechten und Freiheiten zu erhalten, wie dieses dem Fürsten dagegen Gehorsam und treue Erfüllung der Unterthanenpflicht eidlich gelobte, war doch nichts anders, als die Erneuerung des zwischen Volk und Fürsten abgeschlossenen Vertrags. Die, welche „geschichtlich" und „rechtmäßig" für gleichbedeutend

halten und die Nothwendigkeit des Bestehens einer Sache darauf gründen, daß sie einmal entstanden, verlieren jeden haltbaren Grund unter ihren Füßen. Die historischen Staatsleute wissen die Gewalt nur durch die Gewalt zu stützen und befinden sich, wie die Gewalt selbst, in einer schlimmen Lage, wenn sie nachdrücklich angefochten werden. Versteht man denselben Boden zu gewinnen, nämlich Gewalt, dann hat man auch dasselbe Recht. Wenn man durch den Besitz in dem Besitze gesichert ist, dann darf man sich ja nur des Besitzes versichern. Soll bestehen, was entstanden ist, und weil es einmal entstanden, dann darf man nur für das Entstehen dessen sorgen, dem man einen rechtmäßigen Bestand verschaffen will. Die Historischen scheinen gar nicht zu begreifen, daß man gerade die Werkzeuge, mit denen sie ihr altes Gebäude stützen, gebrauchen kann, um es abzubrechen und ein neues an seiner Stelle aufzuführen. Ihre Lehre ist gemächlich, reicht aber nur in den Zeiten einer ruhigen Unwissenheit und des leidenden Gehorsams aus, wo man ohne Ueberlegung glaubt und ohne Prüfung gehorcht. Angefochten und bestritten fällt sie ohne Stütze in sich selbst zusammen.

Mit Wahrheit kann man wohl im Allgemeinen sagen, die Noth habe bisher die Staaten gebildet und das Schicksal derselben bestimmt. Der Mensch erträgt, was er nicht ändern, und duldet, was er nicht abwenden kann, und was sich einmal als unabänderlich dargestellt, wird leicht für ihn zu Gesetz und Recht. Auf solchem Wege ist fast alles rechtmäßig geworden, was wir so nennen, das römische Reich mit seiner erdrückenden Weltherrschaft, die zahlreichen bevorrechteten Geschlechter, in Frankreich die Dynastie Chlodewigs, die Pipins des Kleinen und später die von Hugo-Capet. So ist es fast mit allem Besitz im Großen und im Kleinen. Der politische und bürgerliche Zustand der Völker war sehr selten ein Werk ihrer überlegten und freien Wahl, sondern gewöhnlich das Resultat der innern und äußern Umstände und Verhältnisse, in denen sie sich befunden, also der Noth. Der Staat war so ein Product der Natur und blieb auch den Einwirkungen derselben hingegeben, die bald seinem Gedeihen günstig waren, bald seine Schwäche und seine Auflösung herbeiführten. Die Staatengeschichte ist bis jetzt die Darstellung einer Art chemischer Operation gewesen, in der

die Völker, Staaten, Reiche und Welttheile nach den Kräften und Gesetzen, die diesen Massen und ihren Elementen inwohnen, sich anzogen, abstießen, befreundeten, flohen, schieden, absorbirten, niederschlugen und vereinigten. Das wird noch fortwähren, bis die moralische Kraft stärker geworden ist, als die physische, die Vernunft die Noth besiegt, und die freie Kunst dem durch Revolutionen, Krieg, Cultur und Handel verschmolzenen und zum Gusse fertig gewordenen Stoffe eine gesetzmäßige Form geben kann.

So hat bisher die Noth geherrscht, von oben herab wie von unten herauf, in den Gesetzen wie in der Gesetzlosigkeit, in der Regierung wie im Aufstande. So hat sich Macht, Ansehen und Reichthum gebildet, und ward auch so wieder aufgehoben. So hat sich die Gewalt befestigt, so konnte man sie wieder brechen und los werden. Alles ging, so weit es gehen konnte. Bach, Fluß und Strom zogen immer fort, bald befruchtend, bald verheerend, bis sie einen Damm oder den Ausgang verschlossen fanden, da brachen sie mit wildem Getöse durch, blieben auch sumpfig stehen oder suchten sich einen andern Weg. So zeigt es uns die Geschichte in den ersten und

ältesten Staaten Asiens, in Griechenland, in Rom, bei der Völkerwanderung, im Mittelalter, bei und nach der Reformation, mit seltenen Ausnahmen, bis auf die späteste Zeit. Da ist ewiges Wogen, Drängen und Treiben, Auf- und Niedersteigen, Druck und Gegendruck, Angriff und Widerstand, Sieg und Niederlage, im Innern der Staaten wie nach außen, innere Spaltungen, Parteien, Factionen, Stände und Kasten, und auswärtige Kriege; hier Babylonier, Meder, Perser, Griechen, hier Drako, Lykurg, Solon, Pisistrat, Pelopidas bis auf Philipp und Alexander. So bei den Römern vom Anbeginn ihrer kleinen Macht bis zum Falle derselben, die drei Welttheile erschüttert und die Aufklärung, Kunst und Bildung ein Jahrtausend unter seinen Trümmern vergraben hat. Im Innern der Kampf der Patricier und Plebejer, nach außen ewiger Krieg von Romulus bis August und von der Schlacht bei Actium bis zu der in den Ebenen bei Chalons, im Emporsteigen angreifend, im Sinken vertheidigend. So trieb immer und allenthalben die Menschen, im Ganzen wie im Einzelnen, die Noth, hier zum Herrschen, dort zum Gehorchen oder zum Aufstande. So wird die Noth das furchtbare

Spiel in blinden Würfen immer weiter treiben, endlich alle Kräfte getheilt in die beiden Schalen der Wage des Brennus werfen, die jedem Theile sein Loos, hier in dem vae victis! dort in dem salve Imperator! zuwiegt. Endlich wird dann ein größrer Dictator, als Camillus, die Vernunft nämlich, die Wage des Gesetzes aufhängen, in deren Schalen nur Recht und Unrecht ziehen und den Ausschlag geben.

Da auf die Weise, wie wir gesehen, die Gewalt sich gründete und durch Gewalt sich sicherte, so konnte auch Gewalt nur gegen sie auftreten und sie beschränken oder zerstören. So war jede Veränderung zum Bessern wie zum Schlimmern ein Kampf, jede Neuerung ein Aufstand und jede Reformation eine Revolution. Das Bestehende allein war rechtmäßig, und jeder Versuch, es anders zu gestalten, Empörung, bis das Neue sich mit Gewalt festgestellt hatte und seinerseits auch legitim geworden war. Staaten, Stände und Individuen mußten sich ihre Rechte und Vorrechte erkämpfen und durch den Sieg bewahren. So wurden, im Einzelnen wie im Ganzen, Eigenthum und Wohnsitz, Staatsverfassungen und Gesetze erworben und verloren. Ich wüßte nicht, wo es je

viel anders gegangen und gewesen wäre, nur hier schlechter, dort besser, hier feiner und gescheidter, dort plumper und dümmer. Das aber darf nicht seyn, wenn wir anders für vernünftige Menschen gelten wollen. An die Stelle der Noth muß die Freiheit, an die Stelle der Gewalt muß das Recht treten. Das Schicksal der Menschen und Nationen soll nicht dem Strome der Ereignisse überlassen bleiben, sondern die Vernunft soll das Schiff, welches das Schicksal derselben trägt, durch die Fluten nach einem bestimmten Ziele steuern. Davon sind wir freilich noch fern, und die historischen Staatsgelehrten und die Staatsmänner des Herkommens werden diese Aeußerungen, als leere Träumereien weltunerfahrner Ideologen, höchst lächerlich und albern finden. Die Erfahrung ist allerdings für sie. Wer für Wahrheit und Recht zu sprechen wagt, spricht für Schwache und Unterdrückte, denn der Starke und Siegreiche bedarf der Vertretung nicht. Zu solcher Sprache gehört Muth und Selbstverleugnung, weil sogar der Mißhandelte nicht selten den verdammt, der sich seinem Schutze weiht. Wir wissen von lange her, daß das Volk gern seine eignen Erlöser kreuzigt. Wer bei seinem redlichen Streben und Bemühen auf Dank

und Anerkennung rechnet, kann sich leicht betrogen sehen. Aber von allen denen, die mit ihrem Wollen und Vermögen einen Handel treiben, scheine er auch noch so rein und ehrbar, hat die Willkür so wenig zu fürchten, als das Recht zu hoffen. Indessen fehlte es diesem selten an großmüthigen Vertheidigern und wird ihm wohl nie an solchen fehlen. Es muß in der Tugend eine göttliche Kraft liegen, weil es noch Menschen giebt, die sich und ihr zeitliches Glück der Sache der Wahrheit und des Rechts opfern, wo sie Macht, Reichthum und Ansehen erlangen könnten, wenn sie die Wahrheit und das Recht diesen Götzen opfern wollten.

Das ist eigentlich der Gegenstand des Streites, der die gegenwärtige Zeit theilt, ob der Noth, der blinden Naturgewalt und der physischen Macht die Herrschaft gebühre, oder der Vernunft. Die Vertheidiger der ersten, Historische genannt, schließen von dem, was ist, auf das, was seyn soll, und gründen das Recht auf die That. Die Vertheidiger der letztern, die Rationalisten dagegen, wollen die That nach den Vorschriften der Vernunft gestaltet wissen. Das Geschehene findet bei ihnen nur Anerkennung und Billigung, wenn es mit Recht gesche-

hen ist. Die Vernunft bezeichnet das Ziel, das erreicht werden soll; ob es wirklich erreicht werden könne, hängt von Umständen ab, die nicht immer in der Macht des Menschen liegen. So sagt auch die Moral, was der Mensch thun und lassen muß. Daß er von Leidenschaften beherrscht, von Bedürfnissen gedrängt, von Vorurtheilen eingenommen, den Geboten der Sittenlehre keine Folge leistet, beweist nichts gegen die Heiligkeit derselben und kann unmöglich eine Erlaubniß begründen, sie zu verletzen. Hätte die Moral vielleicht auch ihre gesetzgebende Gewalt verloren, weil es von jeher Menschen gab, die sich ihr entzogen haben? Wenn der Eigennutz und die Selbstsucht immer vorherrschend waren, soll ihnen darum von Rechtswegen die Herrschaft der Welt gehören, und die Billigkeit und Mäßigung davon ausgeschlossen seyn? Was die Historischen von der politischen und bürgerlichen Gesetzgebung behaupten, müßte das nicht auch von der moralischen gelten? Erbt ein unrechtmäßiger Besitz und eine usurpirte Gewalt sich fort und wird rechtmäßig, dann hätte ja auch der Brudermord unter den Nachkommen Cains zu einem wohlerworbenen Rechte werden können.

Daß und wie der Staat den Grundsätzen des Rechts gemäß gebildet werden soll, sagt das Staatsrecht, ob er aber in allen seinen Theilen, und durch welche Mittel er so gebildet werden könne, hängt von dem Charakter und der Einsicht der Menschen, aus denen er besteht, von ihren Beschäftigungen, der Lage und dem Umfange des Gebietes, selbst von dem Zustande der Nachbarstaaten und von hundert Verhältnissen ab, die der Gesetzgeber vorfindet und entweder gar nicht, oder erst mit der Zeit ändern kann. Das Ziel und der nächste, bequemste und sicherste Weg zum Ziele sind ganz verschiedene Dinge. Jenes ist eines und unverrückt dasselbe. Dieser muß sich nach den Schwierigkeiten der Localitäten und Jahreszeiten richten, bald winden und krümmen, bald auf-, bald abwärts steigen, auch sich von ihm entfernen, wenn er ihm nur so näher kommen kann. Man unterscheidet darum nothwendig Staatsrecht und Politik. Jene ist Wissenschaft, diese nur, wenn sie auf Grundsätzen, Klugheit aber, wenn sie auf Erfahrungsregeln und Maximen, genauer Kenntniß der Umstände und Menschen und ihrer geschickten Benutzung beruht. Staatsgelehrtheit weiset die Bildung bestandener und bestehender Staaten

rechtlich und historisch nach. Die Staatskunst giebt die zweckmäßigen Mittel zur Bildung und Leitung des Staats an. An diesen Ausdruck knüpft sich gern der Nebenbegriff von leichtfertigen Versuchen und vornehmen Marktschreierkünsten, wodurch alle Kunst so oft und leicht in Künstelei ausartet. Zwischen Staatsweisheit, Staatsgelehrtheit und Staatsklugheit finden wir den großen Unterschied, der zwischen einem Weisen, Gelehrten und Klugen ist. Der erste vereinigt auch die beiden letztern auf die würdigste und zweckmäßigste Weise in sich.

Man wird mir nach dieser Auseinandersetzung hoffentlich die Thorheit nicht zutrauen, daß ich jeden Staat sogleich nach den hier aufgestellten Grundsätzen gestalten würde oder gar verlange, daß dies von Andern geschehe. Man muß diese Blöse nicht benutzen wollen, um meine Lehre lächerlich zu machen, denn sie ist nicht an mir. Dagegen verlange ich allerdings, daß die gegebene Lehre der Leitstern jedes Gesetzgebers und Staatsmanns sey, daß er sie immer fest im Auge habe, stets auf das bezeichnete Ziel losgehe und sich auch einen nothwendigen Umweg nur erlaube, um demselben Ziele näher zu kommen.

Ich zeige, was seyn soll, was Recht und was Unrecht ist. Ich behandle eine Wissenschaft und stelle die Grundsätze derselben auf, wie ich sie beweisen zu können glaube. Ob darnach gehandelt wird, geht mich nichts an. Ich kenne manche Wahrheit, von der ich die innigste Ueberzeugung habe, deren voreilige Anwendung ich indessen nicht auf mich nehmen möchte. Selbst mein Staatsrecht, das wahrhaftig kein Unheil stiften kann, würde ich Bedenken tragen, sogleich und unbedingt ins Leben einzuführen. Aber die Zukunft wird es thun, davon bin ich überzeugt. Sie wird es thun, ob ich dafür geschrieben, oder nicht. Sehr wahr sagt Garat: „Man glaube ja „nicht, daß eine Theorie der gesellschaftlichen Ord„nung, aus der Natur des Menschen und der Dinge „geschöpft, ohne alle Gefahr für die Staaten sey, „welche lange despotisch beherrscht worden sind, und „auf die sie angewendet werden soll, aber man muß „die Theorie begründen, die Gefahren sehen und die „Heilmittel suchen: man findet diese in der Auf„klärung und der Tugend."

Unter Regierung kann man nach dem fast allgemeinen Sprachgebrauche nur die gesetzgebende Gewalt, verbunden mit der vollziehenden, verstehen; wo

beide Gewalten nicht vereinigt sind, die vollziehende aber doch Antheil an der gesetzgebenden hat, so daß jene die überwiegende ist, erhält die Regierungsform den Namen von derselben als der vorherrschenden, und darum heißt England eine Monarchie. Wo sich die Sache indessen so sehr verändert hat, und die Namen geblieben sind, wie bei den neuern Staatsverfassungen, muß natürlich viel Willkürliches und Schwankendes in die Ausdrücke und Begriffe gekommen seyn. Wir nennen Spanien mit seiner Constitution der Cortes vom Jahre 12 eine Monarchie, obgleich es, im strengsten Verstande, zu dieser Art Regierungsform nicht mehr gehört. Würde aber die Form der Regierung allein von der vollziehenden Gewalt bestimmt, dann wären die vereinigten Staaten von Nordamerika eine Monarchie. Es wird schwer seyn, die gegenwärtig bestehenden Regierungen mit den Benennungen, die sie haben, unter einen bestimmten Grundsatz der Eintheilung zu bringen. In einer repräsentativen Monarchie hat der Monarch Antheil an der gesetzgebenden Gewalt, der aber wieder so verschieden ist, daß Staaten mit gleichen Benennungen höchst ungleich sind. Wie ganz anders verhält es sich damit in Frankreich, England, Spa-

nien und Portugal, und endlich in einigen deutschen Ländern, die sich ebenfalls zu den constitutionellen Monarchien zählen? Ist das Gesetz der Ausdruck des Eigenwillens Eines oder Einiger im Staate, dann ist die Regierung willkürlich, unumschränkt, dort monarchisch, hier aristokratisch. Beschränkt oder gemäßigt sind beide, wenn in ihnen der gesetzgebende Wille durch Gesetze oder Institutionen gebunden ist. In Rücksicht ihres Ursprungs sind die Regierungen entweder rechtmäßig, oder unrechtmäßig, nämlich entsprungen aus dem allgemeinen Willen und durch ihn bestehend, oder nicht. Jede Regierungsform, selbst die despotische, kann, wie wir oben gesehen, rechtmäßig seyn. Spricht der allgemeine Wille sich unmittelbar durch die Staatsglieder aus, dann ist die Regierung demokratisch, offenbart er sich aber durch Stellvertreter, die diese sich gewählt, dann heißt sie repräsentativ. Sind die Stellvertreter an die Aufträge ihrer Committenten gebunden, dann nannte man sie nach einem frühern Sprachgebrauche, der nicht mehr beobachtet wird, Deputirte; wo sie aber nach ihrem besten Wissen und Gewissen stimmten, Repräsentanten. Ist das Gesetz der Ausdruck des all=

gemeinen Willens, der sich mittelbar durch Stellvertreter, die das Volk gewählt, oder unmittelbar durch dieses selbst ausspricht, dann nennen wir die Regierungsform republikanisch. Die republikanische steht jeder andern gegenüber, in welcher der einseitige Wille Eines oder Mehrerer, und nicht der Wille der Gesammtheit gesetzgebend ist. Eine Regierung, in welche Elemente verschiedener Regierungsformen aufgenommen sind, nennt man vermischt. In den meisten findet man eine Mischung von Monarchie und Aristokratie, in manchen auch einen demokratischen Bestandtheil. Ganz rein mag sich keine Regierungsform erhalten haben, selbst die despotische nicht, weil der Wille des Alleinherrschers in Religion, Gebräuchen und Herkommen Schranken findet. Diese Mischung verschiedener Regierungsformen zu einer macht es schwer, jede nach dem in ihr vorherrschenden Elemente richtig zu benennen. Auch liegen diese Elemente gewöhnlich miteinander um die Vorherrschaft im Streit, und diese geht von einem derselben zum andern über, ohne daß der Name wechselt, obgleich die Form der Regierung gewechselt hat. So heißt Rom eine Republik — was es vielleicht nie gewesen — zu den Zeiten des Camillus und des

Sylla, und England eine Monarchie unter Heinrich VIII. und Georg III. Bleibt die Regierung bei den Nachkommen derer, die sie besitzen, dann ist sie erblich; wo aber beim Abgange des Regenten sein Nachfolger gewählt wird, da ist es ein Wahlstaat. Die Wahl kann Einem, Mehreren oder der Gesammtheit zustehen, also monarchisch, aristokratisch oder demokratisch seyn. Keine unbedingte Erbregierung ist rechtmäßig, weil zum Bestehen einer jeden der einwilligende Ausspruch des allgemeinen Willens nöthig ist. Die Einwilligung kann ausdrücklich oder stillschweigend seyn. Das Letztere ist sie, wenn der allgemeine Wille sich hätte aussprechen können und sollen, aber geschwiegen hat. Hängt die Bestimmung der Bedingungen, unter denen der Staatsverein besteht, von den Staatsgliedern ab, die den Verein bilden, wie oben gezeigt worden, dann besteht nur die Regierung rechtmäßig, welche von dem Staatsverein, den sie regiert, anerkannt worden ist. Eigentlich kann eine Verfassung so wenig, als eine Regierung, unbedingt erblich seyn, da der allgemeine Wille zu jeder Zeit Herr der Bedingungen des Staatsvereins bleibt, dieser Wille aber mit den Wollenden wechseln kann. Eine Generation darf sich

binden, aber nicht ihre Nachkommen bilden wollen. Der Einzelne, wie die Gesellschaft, kann über sich, aber nicht über Andere verfügen. Forterben mag sich eine Verfassung und Regierung immerhin, nur nicht unbedingt erblich seyn, das heißt: beide können fortbestehen, wenn der allgemeine Wille ihre Beibehaltung ausdrücklich oder stillschweigend ausgesprochen hat. Stillschweigend spricht er sie aus, wenn er von dem Rechte, sie zu ändern oder abzuschaffen, keinen Gebrauch macht. Soll eine Verfassung und Regierung mit Recht bestehen und die Nation verbinden, dann muß diese sie, wie gesagt, anerkannt und angenommen haben. Darum ist es aber eben nicht gerade nothwendig — indessen aus guten Gründen zu empfehlen — daß die Gesammtheit sich ausdrücklich darüber erkläre, nur muß ihr das Recht, sich darüber zu erklären, zustehen, sie freiwillig darauf verzichtet und so die Beibehaltung des Bestehenden eingewilligt haben. Um den rechtmäßigen Bestand der Verfassung und Regierung zu sichern, sollte in dem Staatsgrundgesetze bestimmt seyn, wenn und wie der Nationalwille sich darüber auszusprechen hat, z. B. bei jedem Regentenwechsel, oder alle dreißig Jahre, in denen, wie angenommen wird, ein Geschlecht das

andre ablöst. Ist diese Genehmigung und die Möglichkeit einer Veränderung und Reform der Verfassung und Regierung auf gesetzliche Weise nicht vorgesehen, dann haben beide nur für die Generation, die sie angenommen, einen rechtlichen Bestand. Die nachfolgenden Geschlechter gehorchen der Gewalt, die sich wieder nur durch Gewalt, die man ihr entgegensetzt, beschränken läßt. Auf diesem Wege werden dann, wie wir schon früher bemerkt, Verbesserungsversuche Empörungen und Reformen Revolutionen.

Ich kann indessen bei aller Liebe zum Guten mir nicht verbergen, wie gefahrvoll es oft für Staaten ist, dasselbe immer und allenthalben in ihnen erreichen zu wollen. Jede Uebereilung in der Staatskunst wird schwer gebüßt, und bei der Eigenthümlichkeit unsrer Natur, die Andre nach Belieben auch Schwäche und Beschränktheit nennen mögen, beruhen Ordnung und Eintracht, Treue und Glaube, Anhänglichkeit und Ergebung so sehr auf Gewohnheit, auf angeerbter Sitte und Meinung und auf hergebrachter geehrter Ueberlieferung, daß man nur mit scheuer Umsicht, nach reifer Ueberlegung und strenger Prüfung das Zusammenhängende auseinanderreißen und das Bestehende zerstören soll. Es wird

von der Theorie nicht immer genug beachtet, wie viel von Zeit und Ort und von dem, was damit verbunden ist, abhängt. Wir mögen das oft bestreiten und dagegen die Behauptung wiederholen hören, das Wahre und Gute sey dasselbe und immer und allenthalben nur einmal da, sie ist oft, und in der Gesetzgebung und Politik sehr oft nicht wahr. Es kann nach Verschiedenheit von Zeit und Ort, dem Geiste und der Bildung der Völker, hier Raserei und Thorheit werden, was dort Weisheit und Vernunft gewesen ist. Verwechselt Sparta und Neufrankreich, das Mittelalter und das neunzehnte Jahrhundert, die Bergcantone der Schweiz und England, tauscht ihre Gesetze und Institutionen um, und ihr habt Ungleichartiges gepaart und Befreundetes zerrissen. Das Wahlreich, sollte man denken, würde alle Bedürfnisse des Staats am leichtesten befriedigen und allen Gebrechen desselben am zuverlässigsten begegnen, weil die Wahl zur Regierung den Tüchtigsten beruft, und man bei dem Wechsel der Regenten die unter dem Vorgänger bemerkten Mißbräuche bei der Ernennung seines Nachfolgers verbessern kann. Die Erfahrung dagegen hat die Wahlregierungen fast immer als die schlechtesten gezeigt. So armseelig ist das Loos der

Menschen, daß der blinde Zufall gewöhnlich besser für ihn sorgt, als die eigne Klugheit, und so wenig mag er sich selbst vertrauen, daß er sein Schicksal mit größerer Sicherheit jenem, als dieser übergiebt. Das wäre nun der Boden, auf dem die Historischen sich behaupten könnten, wenn sie nicht weiter, viel weiter gehen wollten. Aber weil etwas Festes und Stetes in der Natur des Menschen und der Dinge ist, wollen sie dieselbe unbeweglich machen. Sie mögen das Bleibende von dem, was wechseln muß, nicht unterscheiden. Der Mensch ist immer derselbe, aber in jedem andern Lebensalter auch wieder anders. Die Natur ist nur eine, aber wie höchst verschieden in verschiedenen Jahrszeiten und Klimaten. Allenthalben finden wir Einheit bei Mannichfaltigkeit, Beständigkeit bei Wechsel, und es ist keine geringe Gabe, die Grenzen zu finden und zu achten, wo das Bleibende an das Veränderliche sich schließt und sich wieder von ihm scheidet.

Alles das beweist die Nothwendigkeit, jedem Volke eine Verfassung zu geben, die es ihm möglich macht, die Weisesten und Besten aus seiner Mitte, die sein Vertrauen haben und seine Bedürfnisse, seinen Charakter, seine Wünsche, Tugenden, Fehler,

Gebrechen und Lebensweise kennen, in jenen hohen Rath zu berufen, der über sein Schicksal zu entscheiden hat. Diese werden einsehen, was Zeit und Ort und die obwaltenden Verhältnisse ertragen und fordern; und da das Wohl des Volks, zu dem sie gehören, auch das ihrige ist, so läßt sich erwarten, daß sie für dieses, wie für sich selbst, Sorge tragen. Kein Volk, auf welcher Stufe von Bildung es sich auch befindet, sollte ohne Stellvertreter seyn, nur versteht sich, daß die Wirksamkeit seiner Repräsentanten nach der Verschiedenheit seines Culturstandes verschieden seyn kann.

Das Zweckmäßige und Gute werden wir immer bei dem Rechte finden, wenn fremde Bosheit oder eigne Schuld es nicht zu weit auseinandergerissen haben. Pope's bekannter Spruch, den die mit Vergnügen wiederholen, welchen die Gewalt und das Herkommen am Herzen liegt, und nach dem nur Thoren sich über die beste Form der Regierung streiten, weil die beste sey, wo am besten regiert werde, mag leider sehr wahr gewesen seyn, aber sie ist es doch nur da, wo, wie bis jetzt, fast allenthalben zufällige Verfassungen und Regierungen bestanden haben. An die Stelle des Nothstaats aber muß, wie

wir gezeigt, der Vernunftstaat treten. Wir können und sollen Verfassungen haben, die es jeder Regierung, gut zu regieren, nicht nur möglich, sondern das Gegentheil ihr auch unmöglich machen oder doch sehr erschweren.

Der Zweck des Staats ist Bewahrung der Rechte der Staatsglieder vor innerer und äußerer Verletzung, und diese Bewahrung kann nur stattfinden, wenn ein gesetzgebender Wille Alle verbindet, welche diese Rechte zu verletzen in der Lage sind, und wenn eine garantirende Macht dieselben schützt. Ohne Zweifel ist es zu ihrem Besten, daß die Menschen sich in einen Staat vereinen, und dabei haben sie ihren Vortheil im Auge und keineswegs ihren Schaden. Aber darum kann doch der Vortheil nicht der oberste Grundsatz seyn, auf dem die Bildung des Staats ruhet. Erstens sind Vortheil und Nachtheil so willkürliche, relative Begriffe, daß eine Uebereinstimmung in denselben weder erwartet, noch bewirkt werden kann. Zweitens brauche ich Niemandem die Verpflichtung aufzulegen, seinen Vortheil zu besorgen, weil im Allgemeinen Jeder nur eine zu große Neigung dazu hat. Ich dürfte aber auch keinen Menschen zwingen, selbst wenn ich es vermöchte, sein Bestes

in allem zu bewahren, da dies einzig seiner Einsicht und Neigung überlassen werden muß. Gar oft ist das Streben nach eignem Vortheil mit der moralischen Würde des Menschen unvereinbar, die gerade in der Verläugnung desselben besteht, auch wo er auf erlaubtem Wege erlangt werden kann. Drittens mag es leicht geschehen, daß die Erreichung des Staatszwecks, nämlich die Sicherung der Rechte Aller, mit dem Vortheil Einzelner oder auch der Gesammtheit in Widerspruch geräth, wo es weder jenem noch dieser erlaubt ist, ihr Bestes durch Verletzung einer Pflicht zu fördern. Der beliebte Wahlspruch: das öffentliche Wohl ist höchstes Gesetz, kann demnach nicht unbedingt gelten, weil das Wohl und dessen Beförderung nicht als Gegenstand eines Gesetzes angesehen werden darf, und Fälle sich ereignen, wo es mit der Pflichterfüllung streitet. Das Wohl des Einen verträgt sich gar gut mit dem Wehe des Andern. Ein Bürger im Staate darf aber seinen Vortheil so wenig zum Nachtheil eines andern Bürgers oder eines Staates, als dieser den seinigen zum Nachtheil seiner einzelnen Bürger oder eines andern Staates suchen. In dem Verhältnisse eines Staats zum andern soll besonders der Grundsatz gelten: das

Wohl des Staats ist höchstes Gesetz. In diesem Falle gäbe es eine Pflicht im Staate oder für den Staat, sich auf Kosten jedes andern Staats, wo es angeht, zu vergrößern und zu bereichern, überhaupt sein Wohl, oder was man dafür hält oder ausgiebt, auf dessen Kosten zu befördern. Und so wüßte ich denn nicht, welches Verbrechen und Bubenstück sich nicht durch das höchste Gesetz des Staatswohls rechtfertigen ließe. Auf diese Weise wäre selbst eine Schutzschrift für die Zerreißung von Polen überflüßig.

Das waren in gedrängter Kürze meine staatsrechtlichen Grundsätze, die ich auch einige Jahre später in einer Zeitschrift, die ich unter dem Titel Egeria herausgegeben, und besonders in der Abhandlung über die Ursachen großer Staats-Revolutionen niedergelegt habe. Man sieht, daß ich in sehr wesentlichen Puncten von Rousseau's Gesellschaftsvertrage, den ich übrigens ohne Bedenken für das beste Werk in diesem Fache hielt, abgewichen bin. Meine Grundsätze des Naturrechts und der Staatswirthschaft standen, wie meine so eben angeführten Schriften zeigen, mit denen, welche in der Theorie und Anwendung galten, in noch grellerem

Widerspruch. Auch hat man wenig Werth darauf gelegt und sie kaum einer flüchtigen Beachtung gewürdigt. Der Abschnitt, den ich zu schließen im Begriffe bin, mag dasselbe Schicksal haben. Ich werde darum nicht an die Nachwelt appelliren, obgleich ich in funfzig oder hundert Jahren für manche meiner Ansichten und Ideen, die man jetzt noch für ziemlich abgeschmackt und albern halten mag, geneigtere Leser finden dürfte.

Neunter Abschnitt.

Ueber die Bestimmung des Menschen zur Freiheit. — Allgemeine Bemerkungen über die französische Revolution. — Geist und Form der Verfassungen. — Frau von Stael Betrachtungen über die französische Revolution.

Wenn von Anwendung philosophischer Lehren und Grundsätze auf das wirkliche Leben die Rede ist, dann äußern sich die, welche Ursache haben, mit dem Bestehenden zufrieden zu seyn, oft gar bedenklich über die nachtheiligen Folgen verwegener Neuerungen. Alles Unangenehme und auch das Unbequeme, das nothwendig mit jeder Veränderung verbunden ist, selbst das Verderbliche, das aus Uebertreibung und falscher Anwendung entsteht, wird herausgehoben und den Freunden von Verbesserungen und Reformen mit dem Vorwurfe entgegengehalten: seht, Neuerer, Unzu-

friedene, Ideologen und Philosophen! das ist euer Werk, das die Frucht abstracter Lehren und luftiger Ideale, die ihr unnatürlich mit der rohen Wirklichkeit zu vermählen sucht! Solche Kinder müssen die Frucht solcher Ehen seyn. — Aber die Tadler sind entweder unwissend oder nicht aufrichtig. Was sie tadeln, ist nicht das Werk einer menschenfreundlichen Philosophie, nicht die Wirkung der Fortschritte des menschlichen Geistes und der Aufklärung. Wer den vernünftigen Gebrauch dessen will, was unserm Geschlechte dient, kann nicht für den Mißbrauch verantwortlich seyn, den Uebelgesinnte oder Ungeschickte davon machen. Soll der vielleicht, der den belebenden Funken von der Sonne nahm, um die kalte Erde damit zu erwärmen und zu befruchten, dafür verantwortlich seyn, daß Unsinn und Aberglaube sich desselben bedienen, um auf Scheiterhaufen Irrgläubige oder Ungläubige, Ketzer und Wittwen zu verbrennen? Aber selbst angenommen, was doch nicht anzunehmen ist, Guttenberg und Faust hätten die schlechten Bücher auf ihren Gewissen, welche die Presse vervielfältigt und in Umlauf setzt; die göttliche Lehre Jesu hätte sich die Gräuel der Inquisition, die Bluthochzeiten, die Cevennenkriege und die Ent-

völkerung von Amerika vorzuwerfen, und die Schandthaten der Revolution fielen so auch auf die zurück, welche die große Umwälzung durch Schrift, Wort und That vorbereitet haben, in der Absicht, eine bessere Ordnung der Dinge herbeizuführen, war denn das Bestehende immer und allenthalben so vortrefflich, daß man es zu erhalten streben mußte? Sagt selbst, wenn wir in einem andern Zustande lebten, eine andere bürgerliche und politische Verfassung hätten, und es sollten die eingeführt werden, welche uns zu Theil geworden, würde man sich nicht schon gegen den Gedanken einer solchen Schöpfung wehren? Würden nicht Alle, vielleicht Wenige ausgenommen, die ihr Glück in dem Unglück Anderer, ihren Ueberfluß in der Verarmung und ihre Größe in der Herabwürdigung der Mehrzahl finden, würden nicht alle Uebrigen sagen: Wie! was gedenkt ihr zu thun? Wählet ihr nicht das Schlechteste, zu dem man sich entschließen kann? Nennt ihr Gesetz, Ordnung und Friede, wo die Willkür, die Verwirrung und der Krieg sogar durch die Gesetze und Institutionen begründet und geheiligt sind? Wie wollt ihr hier die hungrige Dürftigkeit, die Arbeit ohne Lohn, die Verarmung der Menge und dort den Ueberfluß und die

Schwelgerei bei Müßiggang, die Auszeichnung ohne Verdienst und die ererbten Vorzüge, die sich doch nur erwerben lassen, verantworten? Ich bin gewiß, hätten wir den Zustand der Dinge nicht, wie wir ihn haben, und sollten uns zu ihm entschließen, ein Gefühl des Schreckens würde uns ergreifen. Aber, Dank sey es unsrer geschmeidigen, duldsamen Natur! Gewohnheit, Erziehung und Unterricht machen uns auch das Unnatürliche natürlich, das Drückende leicht und das Erträgliche sogar werth. Ein Mißbrauch, der sich lange erhalten, ist kein Mißbrauch; die Härte, an der wir uns erst wund, dann stumpf und gefühllos gerieben, keine Härte; und eine Thorheit, die von den Vätern auf die Kinder herabgekommen, keine Thorheit mehr. Auch das könnte man noch gelten lassen, wenn nur die ewige Weisheit selbst vor dieser Thorheit der Zeit nicht zur Thorheit, die ewige Ordnung, die in der Natur begründet ist, vor dieser gewaltsamen Ordnung der Macht und des Betrugs nicht zur Unordnung werden sollte.

Alle Neuerung, das ist unvermeidlich, selbst die zweckmäßigste und beste, hat ihr Unbequemes, wenn sie auch nur die gewohnte Lage verändert, das Hergebrachte, mit dem wir groß geworden sind, von der

bekannten Stelle rückt. Jede Reform greift einen Mißbrauch an, für dessen Erhaltung sich wenigstens diejenigen verwenden, die Vortheil aus ihm ziehen. Jede Verbesserung hat ihre Feinde, weil das Schlechte doch Einigen nützlich war.

Es ist darum auch ganz begreiflich, daß die französische Revolution zahlreiche und erbitterte Feinde haben mußte und noch hat. Der Uebergang war übrigens auch rasch für ein Geschlecht, das in Friedrich II., mit seinem Rekrutirungs- und Militairsysteme, mit seiner Gerechtigkeitspflege, mit seinen indirecten Steuern und seiner Mauth, mit seiner auswärtigen Politik, wie sie sich besonders bei der Theilung Polens gezeigt hat, den Großen und Einzigen verehrte. Man glaube ja nicht, daß ich gegen diesen Charakter ungerecht sey oder ihn verkenne. Ich halte im Gegentheil viel auf ihn und zähle diesen kräftigen Menschen unter die seltenen Naturen, die meine Bewunderung vielleicht mehr, als billig, in Anspruch nehmen. Aber gerade die Achtung, die ich dem Könige zolle, muß ich dem Geschlechte entziehen, das ihn als solchen vergöttern wollte. Napoleon hat sich auf dem Throne nicht alles erlaubt, was Friedrich

gethan, und Napoleon wurde als ein Scheusal der Schöpfung dargestellt. Man wird mir nicht übel nehmen, daß ich beide verwandte Geister auf einer Wage mit gleichem Gewichte wäge. Ich habe sie nie zum Himmel erhoben und nie zur Hölle hinabgestoßen. Sie waren in gar vielem größer und besser, als ihre Zeit, und würden gewiß größer und besser in einer größern und bessern Zeit gewesen seyn. Das Urtheil der Menschen ist im Allgemeinen so gerecht, daß, um ihren Beifall zu buhlen, man den Ehrgeiz Alexanders haben muß, der eine Belohnung darin fand, wenn das athenienſische Volk auf dem Markte von ihm sprach.

Man könnte behaupten, Europa sey für die französische Revolution noch nicht reif gewesen, wenn man sich mit solcher Behauptung nicht in einem Cirkel drehte. Sollte die Freiheit und Vernunft den Menschen zur Freiheit und Vernunft erziehen, dann müßte die Tochter ihre eigne Mutter seyn. Und doch können es auch der Aberglaube und die Willkür nicht, denn gerade sie haben das Geschlecht in den Stand der Thierheit versetzt. Man muß also vor allem die Ursache entfernen, wenn man die Wirkung nicht haben will. Wahr ist indessen auch, daß der Mensch

bei uns zur Freiheit erzogen werden muß, diese Erziehung sich aber von dem Despotismus und der Dummheit nicht erwarten läßt. Der Mensch soll also frei seyn, um frei zu werden, und er soll haben, was er noch nicht hat, um sich im Stande zu sehen, es zu erlangen. Der Widerspruch, der in der Sache liegt, fällt auf, und doch ist es schwer, ihm auszuweichen. Was wollt ihr mit diesem Volke? hört man öfter fragen; frei soll es werden, da es doch die Freiheit nicht ertragen kann! Für freie Menschen ist die Freiheit, aber nicht für Sclaven, die sie unerträglicher finden, als die Launen eines Herrn.

Die Einwendung ist nicht ohne Grund. Haben aber vielleicht des Volks Treiber und Quäler Lust, es zur Freiheit zu erziehen? Sie gerade sind es, die es so dumm und träge, so feig und schlecht gemacht. Wie nun diesen Widerspruch lösen? Wie aus diesem ewigen Cirkel kommen, wenn man nicht an dem Menschen und seiner Bestimmung verzweifeln soll? Oft hilft die Natur sich selbst, wo unsre Weisheit sie im Stiche läßt. Eine solche kritische Selbsthülfe nennen wir Revolution. Die unverträglichen Elemente lösen sich und fallen auseinander. Das Befreundete zieht sich an und flieht das ihm feindlich

Gesinnte. Wo das Ungleichartige und Widersprechende sich begegnet, kommt es zum Kampfe. Da gilt weder Gesetz noch Recht, wie es die Menschen eingeführt. Jedes Wesen ist auf sich gestellt, und die Kraft entscheidet. Die Freiheit kann nun freilich nicht aus der Willkür hervorgehen, der Friede nicht aus dem Kriege, die Natur nicht aus der Unnatur. Darum entsteht auch ein Zwischenreich, ein Mittelzustand, in dem jede Kraft nach ihrer Eigenthümlichkeit ihre Stelle sucht und also den Gesetzen der Natur gehorcht. Es ist hier keine Freiheit, aber auch keine legitime Willkür. Es ist kein bestimmter Zustand, sondern Uebergang, Tod des Alten, Geburt des Neuen.

Das Schicksal der Völker und Regierungen ist in dieser Lage dem wilden Kampfe roher Kräfte hingegeben, über welche des Menschen Weisheit wenig vermag. Darum ist auch der Gang der Revolutionen nicht vorauszusehen, und ihr Resultat höchst ungewiß. Daß es so gekommen und so kommen muß, das darf man ein Unglück nennen. Aber es steht bei uns, es zu vermeiden. Daß es so gekommen ist, davon tragen gerade diejenigen die größte Schuld, die sich am bittersten darüber beklagen. Wollten die

Mächtigen und Großen mit Gerechtigkeit und Klugheit zu Werke gehen, dann setzten sie das Volk nicht in die Lage, sich selbst zu helfen, da es von keiner Seite mehr Hülfe zu erwarten hat. Nur Reformen beugen Revolutionen vor. Die Vorurtheile und Leidenschaften, die so oft das Urtheil über die französische Revolution gesprochen, haben von ihrem alten Ansehen und frühern Einflusse viel verloren. Die Feinde und Verleumder derselben konnten nicht lange genug verbergen, was sie gegen diese Umkehrung der göttlichen und menschlichen Satzungen, wie sie die Umwälzung der Dinge in Frankreich nannten, so sehr erbittert hatte. An Gesetz und Recht, an Gott und Menschlichkeit scheinen sie wenig, desto mehr aber an den Verlust von Vorrechten und Begünstigungen, von Gemächlichkeiten und Auszeichnungen, die sie Geburt und Stand verdankten, gedacht zu haben. Bei allen Versuchen, die alte Ordnung der Dinge wiederherzustellen, zeigten sich der Adel und die Geistlichkeit nur zur Wiederherstellung ihrer Privilegien thätig. Wem der Geist und der Zweck der Revolution nicht durch sich selbst deutlich geworden war, dem ist er es durch die Bestrebungen der Gegenrevolution geworden, die aus dem, was sie gewollt, kein

Geheimniß mehr machte, so wie sie sich stärker fühlte. In den letzten Jahren besonders, da sie durch den Sieg in Frankreich über die liberalen Gesetze und Institutionen auf dem Wege zu ihrem Ziele kein bedeutendes Hinderniß mehr zu finden glaubte, hat sie die Maske abgenommen, mit der sie so lange zu täuschen wußte. Sie fing nun an jede Verstellung als überflüßig zu verschmähen und die Sache bei ihrem Namen zu nennen, den man sich wohl gehütet hatte auszusprechen. Jetzt, im Jahre 1821, sind wir wenigstens so weit, daß Freunde und Feinde sich erkennen, und Religion, geheiligte Sitte der Väter und Wohl des Volks, die das Losungswort aller Parteien waren, in dem Munde derer nicht mehr irre führen, die unter Religion, Sitte der Väter und Wohl des Volks nur ihren Vortheil oder scheinheilige Mittel, ihn zu sichern, verstehen. Die ewigen Declamationen gegen Pöbelherrschaft, Pöbellaune, Pöbelstolz und Pöbelwuth und gegen Demagogie sind wie schlechte Münze, der man einen augenblicklichen Credit zu geben weiß, auf ihren wahren Werth herabgekommen. Es ist nicht mehr unbekannt, wem die Ausschweifungen des Volks, die übrigens kein Ver-

ständiger loben wird, größtentheils zugeschrieben werden müssen, und wie die, welche den Mißbrauch der Gewalt bei Andern tadeln, sie selbst zu üben fertig sind, sobald sie dieselbe in Händen haben. Hätten die, welche über Unrecht klagten, da sie die Schwächern waren und die Verirrungen der Revolution verdammten, Recht gethan und Mäßigung gezeigt, als sie selbst wieder der Revolution Meister wurden, wie sie wenigstens geglaubt, dann konnte ihr Vorwurf für gerecht und ihre Absicht für rein gehalten werden. Aber die Aristokratie ist so grausam mit Ueberlegung, wo es darum zu thun ist, ihre Vorrechte zu behaupten, als das Volk in seiner Leidenschaft, wenn es seine Rechte wieder zu erlangen strebt. Bei dem Abscheu, den die Septembertage, die Hinrichtung des Königs und die Frevel des ruchlosen Carrier an der Loire einflößen, kann man nicht stumpf gegen den Abscheu werden, mit dem ähnliche Gräuel, im Namen der königlichen Gewalt verübt, das Gemüth erfüllen. Man wurde nicht müde, von jenen Blutscenen, von den Noyaden und Proscriptionen, von dem Heilsausschusse und Robespierre zu reden, als wenn nur diese außer der Regel, nur Verbrechen, im Namen des Volks begangen, Verbrechen, die

Bartholomäusnächte aber, die lettres-de-cachet und Justizmorde, die Widerrufung des Edicts von Nantes, Ludwig XI., Louvois und Pompadour ganz in der Ordnung wären. Sind vielleicht die Ausschweifungen und der Muthwille der Großen, mit Besonnenheit und in Lust verübt, den göttlichen und menschlichen Gesetzen gemäß, die Nothwehr aber, die dem Volke in Verzweiflung abgedrungen wird, ihnen entgegen? „Wie!" möchte man mit jenem bürgerlich gebornen Franzosen den Edelmann fragen: „unser Blut, ist es denn Wasser?" Sie gehen noch weiter, sie sehen nicht nur unser Blut für Wasser, sondern auch ihr Wasser für Blut an.

Die ersten Jahre der französischen Revolution bilden eine der schönsten Epochen in der Geschichte der Völker. Man müßte im höchsten Grade ungerecht oder unwissend seyn, um das nicht zu erkennen. Diese Begeisterung für das Rechte und Gute, dem sie jeden persönlichen Vortheil, jedes Vorurtheil zu opfern fähig war, diese warme, lebendige Theilnahme für die Sache des Vaterlandes, in der Tausende und Tausende ihre eigne Sache sahen, diesen Muth für Wahrheit und Gerechtigkeit, diese aufgeklärte Menschenliebe, die ohne Rücksicht auf Stände und Na-

tionen für die Rechte und Interessen der Menschheit sprach und wirkte, findet man in keinem Jahrhundert, bei keinem Volke wieder. Die Neger und Juden wurden von den Weißen und Christen als Menschen in Schutz genommen und diesen als gleich und ebenbürtig anerkannt. Die Freiheit in Nordamerika und Franklin konnten in Frankreich nicht mehr Theilnahme erregen, wenn sie diesem Lande angehörten. Auch in ihren Täuschungen erscheint diese philanthropische Weisheit ehrwürdiger und schöner, als die Klugheit mancher andern Zeit, die nur darum Recht behält, weil mit der Gemeinheit und Schlechtigkeit, auf die sich fast immer rechnen läßt, man sich selten verrechnet. Gewiß preisen wir manches Ereigniß in der frühern Geschichte, das mit ähnlichen der französischen Revolution weder an innerem Gehalte noch an folgereicher Wichtigkeit verglichen werden kann, und tadeln diese. Große Begebenheiten haben das Schicksal großer Menschen: erst, wenn sie nicht mehr sind, werden sie erkannt. Die ersten Jahre dieser denkwürdigen Revolution sind der Triumph der Aufklärung und Bildung der neuern Zeit. Da kann man sehen, was sie, selbst bei einem in vieler Hinsicht verdorbenen Volke, vermag. Was das achtzehnte

Jahrhundert an Blüthen und Früchten trug, der Anfang der Revolution hat es in ihrer ganzen Schönheit und Fülle gezeigt. Alle Stände und Confessionen, die sonst Verschiedenheit der Geburt, des Vermögens und Glaubens trennte, alle Bessern vereinigten sich zu einem großen Zweck, der nicht blos der eines Landes oder eines Volkes, sondern der aller Länder und aller Völker war oder werden sollte. Alle Gesinnungen und Gefühle, alle Grundsätze und Ideen, die den Menschen erheben, ihn größer und besser machen, seinem Daseyn Werth und Würde geben und seine Natur veredeln, hatten noch ihre ganze jungfräuliche Reinheit. Der edlere Theil des Adels trat selbst gegen die Vorrechte des Adels auf, und die Priester sprachen gegen die Mißbräuche ihres Standes. Welche Talente und Charaktere hat die einzige constituirende Versammlung in und um sich vereinigt: Bailly, Clermont-Tonnere, Lally-Tolendal, la Fayette, Mallouet, Necker, Mirabeau, Sieyes, Barnave, Talleyrand, Gregoire und so viele Andere, die in ihrer Reihe oder Nähe stehen! Schwerlich dürften wir eine solche Zeit bei irgend einem unsrer jetzigen Völker wiederkehren sehen. Im Kampfe haben die

Gemüther sich erbittert, im wilden Taumel aufgeregter Leidenschaft ward das Heiligste herabgewürdigt und das Reinste beschmuzt. Durch den Sieg der rohen Gemeinheit oder pfiffigen Schlechtigkeit wurden Talent und Tugend schüchtern. Was den Menschen besonders zum Großen und Edeln erhebt, was ihm Kraft zum Wollen und Thun giebt, Glaube und Vertrauen, Vertrauen auf sich und seine gute Sache und Glaube an den Menschen und das Göttliche in ihm, ist gelähmt oder vernichtet. Ja, es war eine schöne Zeit, eine freundliche, glänzende Morgenröthe, die aber zu bald an dem Himmel voll schwarzer Gewitterwolken mit Sturm und Donner unterging. Wie das so gekommen, ward vielfältig untersucht und beschrieben. Ich will mich hier darauf beschränken, einige Wahrheiten auseinanderzusetzen, die man nie ungestraft verkennt. Theils sind manche Hoffnungen der Revolution gescheitert, weil diese Wahrheiten nicht beachtet wurden, theils haben die gescheiterten Hoffnungen sie erst recht anschaulich ins Licht gestellt. Was wir so schwer erworben und so theuer erkauft haben, ist, denke ich, des Aufbewahrens werth.

Bei uns, wo so vieles Form und Förmlichkeit geworden, legt man auch bei Verfassungen auf die

Bayerische Staatsbibliothek München

Form einen zu großen Werth. Sie kann wohl der Thätigkeit des Geistes, die sich in ihr bewegt, eine gewisse Richtung geben und die Thätigkeit erleichtern oder erschweren. Dagegen wird der Geist auch die Form nach seinem Bedürfnisse gestalten, sie erweitern oder zusammenziehen, oder im Falle der Unverträglichkeit zerstören. Die alte, in vieler Hinsicht gerechte Verehrung für die Freiheit Englands hat die Nothwendigkeit von zwei Kammern der Gesetzgebung, und namentlich einer Pairskammer, zum Axiom in der Politik gemacht. Man glaubt, zwei Kammern bei der Nationalversammlung hätten dem Strome der Revolution einen Damm gesetzt. Dieser Meinung bin ich nicht. Hier würde vielmehr der Fall eingetreten seyn, daß der Geist sich der Form bemächtigt hätte. Dieser Geist machte damals in Frankreich nur Eine Kammer möglich, und eben darum traten die drei Stände, aus denen Anfangs die Nationalrepräsentation bestand, in Einen Stand zusammen. Ein ähnlicher Geist hat in England unter Karl I. die vorgefundene Pairskammer aufgelöst und nur das Haus der Gemeinen als Parlament bestehen lassen. Eine Pairskammer erscheint bei dem Kampfe der Aristokratie gegen die Rechte des Volks gefährlich, verlän-

gert diesen Kampf, der doch früher oder später mit dem Untergange der Privilegien der Geburt enden muß, und macht ihn sogar gesetzmäßig. Warum findet die Constitution der Cortes vom Jahre 12, gegen die sich angesehene und liberale Staatsmänner erklärt haben, dennoch allenthalben so großen Beifall? Darum, weil der Glaube fast allgemein geworden ist, man habe sich gegen die Völker verbunden, die spanische Constitution aber könne die königliche Macht neutralisiren und von dem Bunde, wenn er bestehen sollte, entfernt halten. Es ist allerdings nicht unwahrscheinlich, daß diese Constitution Frankreich die chambre introuvable, die blutigen Auftritte im Mittag, die Proscriptionen und Epurationen und sein Preß- und Wahlgesetz von 1819 erspart und die innere Gesetzgebung von dem Einflusse der auswärtigen Politik frei erhalten haben würde. Die Franzosen hätten dann weder die schmählichen Auftritte in der Deputirtenkammer noch den Sieg der Aristokratie über den Nationalwillen gesehen. Darum sollte die königliche Gewalt bedenken, daß nicht jede Vergrößerung für sie ein Gewinn ist, daß sie vielmehr dadurch in den Fall der englischen Schatzkammer kommen kann, die durch die Verdoppelung des

Briefportos diese Einnahme um die Hälfte vermehren wollte und sie um die Hälfte vermindert sah. Solche schlechte Rechner findet man in allen Zweigen der Staatsverwaltung. Die spanische Verfassung hat wirklich vieles gegen sich. Um so dringender und wichtiger mag die Untersuchung seyn, warum sie, besonders unter dem Volke, so großen Beifall gefunden hat.

Es giebt einen politischen Aberglauben wie einen religiösen, der den Geist und die Sache dem Buchstaben und der Form aufopfert, und in beiden, in der Politik wie in der Religion, ist der Aberglaube gefährlicher, als der Unglaube; dieser hat selten Fanatiker, jener aber hat Fanatiker und Heuchler zugleich. Mit der Form allein ist es nicht gethan, aber auch der Geist reicht nicht aus, wo ihn die Form verläßt. Beide müssen sich zusammenfinden, und wo das der Fall nicht ist, sich wechselseitig ausbilden. Die Seele kann so wenig den Körper, als dieser jene entbehren. Die Weisheit und Gerechtigkeit der Institutionen und Gesetze macht den Menschen weiser und gerechter, aber es gehören schon weise und gerechte Menschen dazu, um weise und gerechte Gesetze zu geben und diesen angemessene Institutionen

ins Leben zu rufen. Darum, sagen die, welche bei der Sclaverei der Völker ihren Vortheil finden, ist der Mensch zur Freiheit nicht geboren, denn, wollt ihr die Freiheit nach euerm Sinne begründen, muß dann die Wirkung nicht Ursache, und die Ursache zugleich Wirkung seyn? Die Gesetze und Institutionen sollen die Menschen bilden, und die gebildeten Menschen doch erst die Gesetze und Institutionen schaffen; ist das nicht abgeschmackt? Nicht so ganz, wie ihr uns glauben machen wollt. Das ist nicht abgeschmackter, als daß einer eine Flöte braucht, um sie spielen zu lernen, einer aber, der das Flötenspiel nicht kennt, unmöglich auf den Gedanken, eine Flöte zu machen, kommen kann. Und doch haben wir sehr gute Flöten und Flötenspieler; wie ist das nun zugegangen? In demselben Sinne hörte ich einen gelehrten Mann behaupten: wolle man deutschgeborne Kinder eine fremde Sprache lernen lassen, dann müsse der Lehrer, von dem das Kind die fremde Sprache lernen soll, nothwendig deutsch verstehen, weil er sich nur dieser Sprache bei dem deutschen Kinde bedienen könne, um es in der fremden zu unterrichten. Der gelehrte Mann hatte vergessen, wie er und wie alle

Menschen ihre Muttersprache gelernt. So was kann auch Gelehrten begegnen.

Die Gesetze und Institutionen allein thun es nicht. Das vollkommenste Werkzeug arbeitet nicht allein, und das beste Instrument braucht einen Spieler. Landstraßen, Küsten und Canäle machen keinen Handel, aber es kann ohne sie auch keinen bedeutenden Handel geben. Wir haben freie Institutionen bei der Sclaverei gesehen. Noch mehr, weiß die Willkür sich der Organe und Mittel der Freiheit geschickt zu bedienen, dann wird sie nur um so zügelloser und schrecklicher. Ein Despot, der einen gefälligen gesetzgebenden Körper von Volksrepräsentanten hat, ist der unumschränkteste. Das Schwert des Tyrannen wird zweischneidig, und die Kraft der Institutionen stärkt und sichert den Arm des Scharfrichters, der es führt. Keine Willkür ist furchtbarer, als die im Namen und nach den Formen des Gesetzes geübt wird. So ist auch das gänzliche Verstummen der Presse eine Wohlthat gegen das einseitige künstliche Gerede derselben im Dienste einer schlechten Gewalt. Die Bosheit und Verworfenheit hat hier das Mittel gefunden, die Arznei selbst in Gift zu verwandeln und das, was retten und erhalten sollte, zum Ver-

derben und Zerstören zu gebrauchen. Am beklagenswerthesten würde die Menschheit seyn, wenn die größte Schlechtigkeit sich zur höchsten Ausbildung gesellte, und der Despotism sich der Institutionen der Freiheit, der stellvertretenden Körper und der Presse zu versichern wüßte.

Die römischen Kaiser gründeten die abscheulichste Willkür, die je die Welt geschändet und verwüstet hat, auf die Stellen, Einrichtungen und Gesetze aus den Zeiten der Republik, und konnten sie nur durch sie und in ihrem Namen üben. Davon kann sich Jeder überzeugen, der einen Blick auf jene Zeiten der römischen Herrschaft werfen will. Heinrich VII. und VIII. hatten in dem Parlamente ein Werkzeug ihrer Gewaltthaten und Thorheiten. Dieses bot sich sogar zum Diener der grausamen Lüste des Letztern an, indem es sich die Erlaubniß erflehte, die Geliebten, deren der König müde war, zu verstoßen und zu verurtheilen. Viermal haben die Parlamente die Religion Englands nach den Launen der Beherrscher verändert. So war es unter Elisabeth, unter Karl II. und Jacob II. Unter Karl II. fielen Russel und Algernon Sidney durch die Hand des Henkers. Jefferies mordete durch die Ge-

schwornen nur um so sicherer. Napoleon konnte die Constitution durch den Senat, der von der Bestimmung, dieselbe zu erhalten, seinen Namen hatte, am leichtesten verletzen und zerstören. Ohne diese Behörde und den gesetzgebenden Körper, der die Gesetze von dem Kaiser nahm, hätte es Napoleon wahrscheinlich nie gewagt, seinen Willen an die Stelle des Gesetzes zu erheben.

„Die Regierung Karls II., sagt Fox, war „eine Zeit guter Gesetze und schlechter Verwaltung. „Jene, zu denen die Habeas-Corpus-Acte „gehört, haben einen neuern Schriftsteller erster „Größe veranlaßt, das Jahr 1679 als die Epoche „anzugeben, in der unsre Constitution ihre größte „theoretische Vollkommenheit erreicht habe. In einer „kurzen Note aber gesteht derselbe Schriftsteller, die „Zeit, welche auf das angeführte Jahr gefolgt, sey „die des größten praktischen Drucks gewesen. Welchen „Stoff zum Nachdenken giebt diese lakonische „Bemerkung eines solchen Mannes, und welche „Quelle von Betrachtungen über die Unzulänglichkeit „der Gesetze und Institutionen finden wir in ihr! „Wie eitel, leer und anmaßend ist die Meinung, „daß Gesetze alles thun! Wie unhaltbar und ver-

„derblich ist der Schluß, den man daraus zieht, daß „man sich nur mit den Sachen, nicht aber mit den „Menschen beschäftigen müsse!"

Hat die Nationalversammlung und noch mehr die gesetzgebende, welche ihr gefolgt ist, Tadel gefunden, den ich indessen nicht immer billigen kann, hier aber nicht widerlegen will, dann sind dem Convente und seinem Heilsausschusse Abscheu und Verwünschungen gefolgt. Wenn ich auch die widrigen Gefühle theile, welche die Schreckensregierung einflößt, dann möchte ich doch nicht behaupten, daß ohne sie Frankreich in seiner Integrität, und ihm die Früchte der ersten Jahre der Revolution erhalten worden wären. Man mag sich von dem Gräuel der furchtbaren Zeit mit Entsetzen abwenden und doch begreifen, daß der Staat in der furchtbaren Lage und der furchtbaren Zeit sich vielleicht nur durch solche Menschen helfen konnte. Es giebt ungeheure Verhältnisse, unter denen das Ungeheure geschehen kann, wie sonst das Uebliche, und wo das größte Verbrechen so nahe an die größte Tugend grenzt, daß der Mensch ohne Vermessenheit die schmale Linie, die sie scheidet, nicht zu ziehen wagt. Das mag eine traurige, unglückseelige Wahrheit seyn, die zur Lüge werden sollte und auch

zur Lüge werden müßte, wäre der Mensch so gut und fromm, wie die Moral oder das Christenthum ihn will; aber eine Wahrheit ist es, die wir selbst in dem Leben der Regenten, welche wir die Großen nennen, anzuerkennen genöthigt sind. Ich möchte um keinen Preis Mitglied vom Heilsausschusse gewesen seyn, aber mehr als einen Mann, den die furchtbare Zeit in eine furchtbare Lage gedrängt hat, kann ich nur bedauern und nicht verdammen. Daß dies Bedauern indessen weder Carrier noch Marat oder ihren blutigen Helfern gilt, bitte ich mir aufs Wort zu glauben. Mancher Sylla hat das Brevier gebetet, und mancher Cäsar ist dem Pfluge nachgegangen, wie auch veränderte Verhältnisse aus jenem Römer einen Mönch und aus diesem einen Dorfschulzen hätten machen können. Dem Menschen wird es in einer ruhigen, sichern Zeit gar leicht, zu sagen: ich bin ruhig und sicher, mir immer gleich und stets derselbe; aber es gehört keine Umwälzung der Dinge dazu, die, wie die französische Revolution, nichts an seiner Stelle läßt, wie ein fluthender Strom, der seine Dämme durchbrochen hat, wie ein wüthender Orkan, wie ein Erdbeben morsche Hütten zusammenwirft, um den, der sich seiner selbst so sicher glaubt,

eines Andern zu belehren. Die Weisesten sind es nicht, die viel zu wissen meinen. So sind es auch nicht die Stärksten und Muthigsten, die allenthalben zu siegen und nie zu zagen glauben. Die Beschränktheit ist am zuverlässigsten und darum absprechend und unduldsam.

Man findet manchmal, daß Völker wie einzelne Menschen, die einen gewissen Grad von Leichtsinn mit etwas Unverschämtheit verbinden und geistig und ökonomisch von der Hand zum Munde leben, sich besser dabei befinden, als Andre bei ängstlicher Vor- und Umsicht. Der Zufall spielt eine so große Rolle in allen Angelegenheiten dieser Welt, daß, wer sich gewandt in ihn zu finden und ihn geschickt zu benutzen weiß, gewöhnlich weiter kommt, als wer seine Berechnungen auf einen logischen Gang und eine methodische Entwickelung der Ereignisse gründet. Nach der Natur des Menschen und der Dinge hat der, welcher gemeinschaftliche Sache mit der Unbeständigkeit macht, einen treuern Verbündeten, als wer auf Dauer zählt.

Es ist fast unmöglich, in manchen Puncten den Unsinn, die Tollheit und Raserei weiter zu treiben, als sie in Frankreich nach den drei ersten Jahren der

Revolution getrieben worden sind, und doch hat sich Frankreich bei der allgemeinen Auflösung inniger verbunden, bei der ungeheuern Verblutung gestärkt und ist mit Mitteln der Wuth und des Aberwitzes zum Ziele gelangt, an dessen Erreichung die Weisheit, Vorsicht und strengste Consequenz verzweifelt wären. So scharfsinnig auch Montesquieu, Polybius, Macchiavelli, Frau von Stael, Bailleul und alle Geschichtschreiber und Politiker, die über Rom und die französische Revolution geschrieben, die Ereignisse folgerecht verbunden und von einander abgeleitet haben, so ist doch gewiß, daß die Laune des Zufalls sie eher auf diese Weise zusammenwürfeln konnte, als daß es der menschlichen Klugheit und Vorsicht möglich gewesen wäre, sie so zu ordnen.

Das, was wir die öffentliche Meinung nennen, und selbst die Geschichte, ist gewöhnlich nur eine Apologie des Erfolgs. Der, dem eine Unternehmung gelungen, ist nicht nur moralisch, sondern auch logisch gerechtfertigt, und der Ausgang gilt für ein Gottesurtheil. Da Terentius Varro die Schlacht bei Cannä verloren, war er ein unsinniger Verwegener. Der zaudernde Fabius dagegen, der sich mit dem siegreichen Hannibal nicht einließ, war

höchst verständig, und alle verständige Leute temporisirten mit dem Verständigen. Derselbe Fabius wollte auch nicht, daß Scipio nach Africa überschiffte, und Scipio hätte groß Unrecht gehabt, den klugen Rath des erfahrnen Fabius nicht zu befolgen, wäre er bei Zama geschlagen worden. Er aber schlug den großen Hannibal, ward dadurch so groß, wie er, und größer, als Fabius. Was würde die Geschichte alle Jahrhunderte hindurch von dem Zuge des Karthaginensers nach Italien sagen, um entfernt von seinem Vaterlande und allen Hülfsquellen, die es ihm darbieten konnte, mit seinen geringen Mitteln, im Kampfe mit den größten Schwierigkeiten und Hindernissen Rom im Herzen seiner Macht anzugreifen, hätte er die Römer nicht beim Tessino, beim Trebia, dem trasimenischen See und bei Cannä geschlagen! Er wagte es, der tolleste Abenteurer oder der erste Feldherr der Welt zu heißen, und er ward dieser. Alle, die Außerordentliches unternehmen, setzen ihren Namen ein, der mit ewiger Schande verloren oder mit ewigem Ruhme gewonnen wird. Das hängt von dem Ausgange des Wagestücks ab; gelingt es, dann hat der, welcher es unternommen, nicht nur Recht, sondern auch Muth

und Einsicht. Das ehrliche Publicum findet alles Geschehene sehr einfach und natürlich, und das Verwickeltste und Schwerste wird für den Einfältigsten zum Ei des Columbus, das auch er auf die Spitze gestellt haben würde. Ich glaube, daß Napoleon um kein Haar klüger war, da er sein beispielloses Glück in Italien gründete, als da er es in Rußland verlor. Wäre er bei Millesimo und Lodi geschlagen worden, dann war er schon 1796 der Thor, zu dem gescheidte Leute ihn nach der Schlacht von Leipzig und Waterloo machen wollten. Nach dem Ereignisse geht die Welt sehr verständig vom Rathhause, wenn sie vor demselben auch noch so verblüfft und dumm hinaufgegangen war. Das ist die Geschichte, das ist ihre Gerechtigkeit! Sie wartet mit ihrem Urtheil über eine Handlung, bis sie dem, der sie gethan, kaum mehr angehört.

Ich liebe darum die Geschichte, in der die Zeitgenossen die Thaten ihrer Zeit, noch mehr, in der sie die eignen oder die, woran sie Theil genommen, beschreiben. In ihr ist Wahrheit und Leben, Wahrheit selbst, wo sie sich irren und täuschen, in den gescheiterten Entwürfen, in den vereitelten Anschlägen, in der betrogenen Hoffnung und Furcht; sie ist eine

Geschichte der Menschen und des Menschen. Die Geschichte aber, wie wir sie gewöhnlich wollen und schreiben, ist leer und todt, wie unsre Lebensweisheit, Menschenkenntniß und Staatsklugheit, die wir aus ihr schöpfen. Was wir Unparteilichkeit nennen, ist Entfremdung, Mangel an Theilnahme. Wir schreiben der Zeit nach, was sie aus den Handlungen der Menschen entwickelt, was sich in ihr als folgereich dargestellt und bewährt hat. Wir warten die Ernte ab, um nach dem Ertrage derselben den Fleiß und die Geschicklichkeit des Pflanzers zu schätzen. Was der Boden, der Himmel, Regen und Sonnenschein, Sturm, Hagel, Frost und Ueberschwemmung dabei gethan, kommt auf des Pflanzers Rechnung, um ihm nachzuweisen, wie er besser und vortheilhafter gepflanzt haben würde, wäre er vor der Zeit so klug gewesen, wie wir erst durch sie geworden sind. Wir haben auf diese Weise allerdings eine pragmatische Geschichte, die, was geschehen ist, zu einem Stammbaum ordnet und eine Thatsache als Wirkung der andern als Ursache, wie eine gehorsame Tochter ihrer Mutter, zuführt. In dieser zurückgehenden Voraussehung sind wir stark, wenn wir auch mit ihr keinen Schritt vorwärts kommen. Eine solche Geschichte ist

keine Geschichte des Menschen, sondern des Schicksals, sie zeigt uns, was dieses gewirkt, nicht aber, was jener gewollt und gethan hat.

Die Vorsehung, das Schicksal oder die Natur verfährt gar oft nach einem andern Plane, als der Mensch, und läßt nicht selten die Thorheit zur Mutter der Weisheit werden und die Freiheit aus Druck und Willkür entstehen. Wie oft geschieht das Gegentheil von dem, was auch der klügste und kräftigste Mensch mit den Anstrengungen eines ganzen Lebens erstrebt? Wie oft führt dieser gerade durch sein Benehmen herbei, was er vermeiden wollte? Die Gewaltthätigkeit Napoleons hat Spanien in Revolutionszustand versetzt, der Nation einen Willen gegeben und sie zu der gewaltigen Kraftäußerung genöthigt, die sie im Kampfe für äußere Freiheit zum Siege für die innere erzog. So entstand die Constitution der Cortes vom Jahre 1812. Der König ächtete sie mit denen, die sie geschaffen und ihm selbst den Thron seiner Väter errungen hatten. Seine Erklärung von Valencia im Jahre 1814 ward von Gelehrten und Staatsmännern für ächt national gehalten oder doch ausgegeben. Die spanische Regierung war in ihrer Willkür, die bis zum Unsinn ging, den

reinen Royalisten und Legitimisten ein Muster bis 1820, wo mit andern Ereignissen auch eine veränderte Ansicht der Dinge gegeben wurde. Aehnliche Erscheinungen sehen wir fast allenthalben, bei allen Völkern, in diesem und im entgegengesetzten Sinne. Fünf Jahre nach Sidney's Tode, der für die gute alte Sache Englands gestorben ist, in der Zeit, wo man der Willkür alles hingegeben sah, kein Strahl von Hoffnung durch die düstern Wolken brach, in denen der Thron des Königs wie ein Gewitter über dem Lande stand; in der Zeit, wo die Universität Oxford am Todestage des edlen Russel die Grundsätze förmlich verdammte, auf welchen die Freiheit und die Verfassung Englands ruhen, wo Locke als freisinnig seine Stelle verlor, und das nunquam libertas gratior extat, quam sub rege pio das Thema aller Lieder und Predigten war, erschien die glänzendste Epoche der englischen Freiheit. — Dem Menschen ziemt weder übermüthige Zuversicht noch engherzige Verzweiflung. Selten gestalten sich die Dinge nach seiner Hoffnung oder Furcht.

Was uns zu gar vielen und gefährlichen Irrthümern verleitet, ist die Neigung, Erscheinungen zu Grundsätzen zu erheben, da wir jene diesen unterordnen, sie aus ihnen ableiten und durch sie erklären soll-

ten. Sehen wir gewisse Erscheinungen beisammen, gleich schließen wir voreilig auf eine natürliche Verwandtschaft und nothwendige Verbindung zwischen ihnen. So mußte die Ausdehnung und Blüthe des englischen Handels für die Vorzüge des Prohibitivsystems zeugen, da doch beide zusammenhängen, wie der Heldenmuth Alexanders und seine Neigung zur Völlerei. Wie oft wurde rühmlich erwähnt, daß bei den Britten die größten und wohlthätigsten Unternehmungen durch Privatanstalten gelingen, daß Tausende von Dürftigen durch den Beistand von hundert Reichen die nöthige Unterstützung finden! Bei der übrigens gerechten Bewunderung wird aber übersehen, daß gerade das, was England auszeichnet, Ursache und Wirkung seines Verderbens ist, daß, wo Wenige so unermeßlich viel haben, Viele nichts haben müssen.

Wenn man Thatsachen zu Grundsätzen erhebt, dann ist man in dem Falle derer, welche die Stärke zum Gesetze machen und aus dem wirklichen Seyn das Seyn sollen ableiten. Wechselt die Kraft, und ihr wechselt das Gesetz; macht ein andres Seyn, und es ist, wie es seyn soll. Werdet Besitzer, und der Besitzstand spricht für euch. Einzelne Erscheinungen haben viele Redensarten veranlaßt, die Gesetzes

kraft erhielten und wie Grundsätze aussehen. So wurde oft gesagt, der Katholicism begünstige die absolute Monarchie, der Protestantism dagegen die Freiheit; das stehende Heer sey ein blindes Werkzeug der Gewalt; der Norden erziehe freie Männer, der Süden Sclaven. Von allem dem haben wir in unsrer Zeit das Gegentheil erfahren.

Aus dem, was wir bisher gesagt, läßt sich leicht erklären, wie höchst verschieden und gar oft widersprechend die Urtheile über die französische Revolution ausfallen mußten. Wir sprechen hier nicht von Urtheilen, die Eigennutz oder Vorurtheil bestochen, oder Leidenschaft eingegeben hat. Daß der Adel und die Geistlichkeit, selbst der gelehrte Stand, dem das Positive, Historische und Bestehende die Grundlage alles Wissens und aller Weisheit ist, daß die Höfe, und was sie umgiebt und in ihrer Nähe lebt, mit seltenen Ausnahmen, sich mit der französischen Revolution im Kriege oder doch im Widerspruch sahen, konnte wohl kaum anders seyn. Eben so wenig reden wir von ihren enthusiastischen Verehrern und Lobrednern, die ihr eignes Wrrk in ihr lieben und vertheidigen, oder von ihren erbitterten Feinden, die sie verdammen, weil sie feindlich und störend in ihr Leben gegriffen hat. Aber

selbst Männer, die durch ihre Stellung, durch ihren Charakter und ihre Einsicht zu den wenigen selbstständigen und aufgeklärten gehören, denen die Geschichte eines Menschenalters nicht gerade die Geschichte der Menschheit ist, wußten sich in dies große Ereigniß nicht zu finden. Wir übergehen Burke, d'Ivernois, Thomas Payne, Kotzebue, Girtanner und selbst den kräftigen und geraden Klinger und wollen nur einige Augenblicke bei einem Werke stehen bleiben, das vielleicht am weitesten verbreitet worden ist und den allgemeinsten Beifall gefunden hat. Wenigen Schriften über diesen Gegenstand ist eine so gute Aufnahme geworden, wie den Betrachtungen über die wichtigsten Begebenheiten der französischen Revolution von der Frau von Stael. Obgleich nun Bailleul sich das Verdienst erworben, dieses Werk der berühmten Frau in vielen Puncten zu berichtigen, so halte ich es doch nicht für überflüßig, noch einige Worte über die Verfasserin und ihre Schrift zu sagen.

Frau von Stael, die Tochter eines Vaters mit vielen Millionen, der zugleich erster Minister in Frankreich war, ist im Ueberflusse, in der Nähe des Hofs, in feinen Zirkeln, wo Artigkeit und Schmeichelei ein=

heimisch sind, aufgewachsen. Die Republiken und republikanischen Sitten kennt und liebt sie, wie vornehme Stadtleute das Land und die Natur, für deren Schönheiten sie nicht als gefühllos verschrieen werden wollen. Zur Abwechselung ist eine Landpartie ganz vortrefflich und spricht mit ihrer Stille, mit der Pracht der aufgehenden Sonne oder dem Vollmonde, wie mit der einfachen Größe ohne Prunk und gekünstelten Schmuck die Einbildungskraft und das Gemüth belebend und erhebend an, aber die Lecture, das Spiel, die Concerte und Zirkel mit dem Putz und der leeren Eitelkeit der Stadt kann man, aus süßer Angewöhnung, nicht entbehren. Für alles, was sich in den höhern Kreisen bewegt, hat die geistreiche Frau einen geübten und sichern Blick, so für die Tugend und Größe von la Fayette und für das mächtige Talent von Mirabeau. Der Marquis und der Graf machten ihr die Menschen zugänglich, aber zu Robespierre und Pichegru ist ihr die Brücke abgeworfen über den unübersteiglichen Abgrund, den das Plebejerwesen dieser Leute vor ihr öffnet. Selbst von Napoleon, dessen Nähe sie drückt und beengt, — ein Geständniß, das ihr Verhältniß zu ihm, ohne

daß sie es will, verräth, — ist sie durch diese Kluft geschieden.

Ueber Robespierre, dem Frau von Stael die Ehre der Unterhaltung schenkte, äußert sie sich auf folgende Weise: „In der constituirenden Versammlung widersetzte er sich dem Vorschlage, die Wählbarkeit in die Gesetzgebung an ein bedeutendes Eigenthum zu knüpfen." — „Er verband eine dunkle Metaphysik mit ganz gemeinen Declamationen und bildete sich daraus eine Beredsamkeit. Seine Gesichtszüge waren gemein. Die allerabgeschmacktesten Sätze behauptete er mit einer Kälte, die das Ansehen von Ueberzeugung hatte, und ich will wohl glauben, daß er im Anfange der Revolution gewisse aus Büchern aufgegriffene Ideen über die Gleichheit des Vermögens und des Ranges angenommen hatte, mit denen sein neidischer und boshafter Charakter sich mit Vergnügen waffnete."

Wenige Menschen wissen, was Natur und Verhältnisse aus uns machen, oder sie wollen es nicht wissen, weil sie, was sie sind und haben, nur sich verdanken möchten. Wüßten und bedächten wir immer, was an uns eignes Werk, und was fremdes Geschenk ist, wir selbst würden bescheidener und ge-

gen Andere gerechter seyn, für Verirrungen und Schwächen mehr Nachsicht, für gewisse Talente und Thaten aber weniger Bewunderung haben. Vergißt man nun, wie billig, bei der Frau von Stael nicht, zu was der Mensch sich selbst macht, und zu was er gemacht wird, dann verzeiht man es der vornehmen Dame gern, daß sie den Menschen wenig, das Volk noch weniger und von den verschiedenen Ständen nur die höhern kennt. Das zeigt sie besonders in ihrem mehr glänzenden, als gediegenen Werke über die französische Revolution. Was in demselben von Vielen bewundert worden, sind gerade philosophische Gemeinplätze, wohlklingende Sentenzen und schöne allgemeine Redensarten, die, wenn man die Namen der Personen wechseln will, auf die sie angewendet werden, für oder gegen jede Partei dienen. Die wahre, menschliche und männliche Größe kannte sie fast nicht, wie das auch ihre sonst herrlichen Romane beweisen. Leicht übersieht sie, was nicht durch Form, Manier und Kleid das verwöhnte Auge besticht oder was, sich fest und in bestimmten Umrissen haltend, die Phantasie nicht durch eine geheimnißvolle Verwirrung anregt. Das Vorzügliche findet sie gern im Vornehmen, das Gemeine aber in dem Ein=

fachen und so das königliche Gemüth nur im Purpur. In ihrem Urtheil über Männer kann sie ihr Geschlecht nicht verläugnen, und in der Geschichte selbst fühlt sie sich wie in Salons weiblich angezogen oder zurückgestoßen. Bei Würdigung des andern Geschlechts geben wir dem gern den Vorzug, was wir lieben könnten. Den Frauen wird es übrigens noch schwerer, als uns Männern, die Größe ohne eine imposante Gestalt mit einiger Großthuerei, und das Verdienst ohne einen Rock voll Orden zu denken. Daß Santerre in seiner Uniform als Befehlshaber der Nationalgarde in ihrer Abwesenheit ihren bepackten Wagen vom Bocke herab gegen die Zudringlichkeit des Pöbels vertheidigt, und zwar aus dankbarer Erinnerung an ihren Vater, der das Volk in der Hungersnoth genährt, scheint blos ihrer Eigen- und Elternliebe wohlzuthun. Manuel, den sie durch seine Eitelkeit zu gewinnen hofft, weil sie sein Bild unter seinem Spiegel hängen sah, benahm sich besser gegen sie, als sie es um ihn verdiente.

Eins der merkwürdigsten Capitel in ihren Betrachtungen über die französische Revolution ist das funfzehnte, der politische Fanatismus überschrieben, von dem ich einige Stellen aus der Ueber-

setzung anführe, weil ich das Original nicht bei der Hand habe. „Die gesellschaftliche Ordnung," heißt es daselbst, „ist ein eignes Gebäude, doch kann man „sie nicht anders verstehen, als sie ist. Die Begün„stigungen, zu denen man sich entschließen muß, da„mit sie bestehe, quälen erhabene Seelen durch Mit„leiden, befriedigen die Eitelkeit Einiger und erregen „den Mißmuth und die Begierde des großen Hau„fens. Eine Art Wuth bemächtigte sich der Armen „beim Anblick der Reichen, und da die Adelsunter„scheidungen die durch das Grundeigenthum einge„flößte Eifersucht vermehrten, wurde das Volk stolz „auf seine Zahl, und alles, was die Macht und den „Glanz der Minorität ausmachte, schien ihm eine un„gerechte und unerträgliche Anmaaßung zu seyn. Da„her die schreckliche Krisis, auf die kein Mensch die „Aufmerksamkeit richten soll, von der kein Umstand „Theilnahme erregen kann. Man müßte beinahe über „sich schaamroth werden, wenn man die rohen Ab„scheulichkeiten dieser Zeit nahe genug betrachten „könnte, um sie im Einzelnen zu beschreiben." — Was man wohl eines Tags zu solchen Aeußerungen sagen mag, die in unsrer Zeit ausgezeichnete Menschen ausgesprochen haben, welche im Rufe der höchsten

Aufklärung und eines freundlichen Wohlwollens gegen Ihresgleichen standen! Was sich mir in dem unverständlichen Phrasengewirre verständlich darbietet, ist die Behauptung, „daß, wenn eine gesellschaftliche Ordnung bestehen solle, Einigen Begünstigungen zugestanden werden müssen, die erhabene Gemüther quälen, die Eitelkeit der Begünstigten befriedigen und den Mißmuth des Volks erregen.“ — Eine sonderbare Ordnung der Dinge, deren Verdienst darin besteht, daß sie die Unordnung gesetzmäßig macht und das sonst vorübergehende Unrecht zum bleibenden Rechte erheben will!

„Das Geheimniß der gesellschaftlichen Ordnung,“ sagt die Frau von Stael in demselben Capitel, „besteht in der Geduld der Menge.“ Wahrhaftig ein schönes Geheimniß, das man vorsichtig für die hätte bewahren sollen, denen es so oft begegnet, diese Geduld auf eine zu harte Probe zu stellen! Welch ein erbärmliches Ding wäre es um die menschliche Bestimmung, wenn wir die gesellschaftliche Ordnung nicht entbehren könnten, deren ganzes Geheimniß in dem Gehorsam der Mehrzahl besteht, welche Einigen aufgeopfert werden muß, um diese zu begünstigen! Das mag die geistreiche Frau viel-

leicht selbst gefühlt haben, und sie versöhnt uns gleich darauf beinahe mit diesen Abgeschmacktheiten durch Aeußerungen, die ihrer würdiger sind. So sagt sie unter andern: „Die Wuth der Empörungen giebt „den Maaßstab für die Fehler der Institutionen, und „in Ansehung des moralischen Zustandes einer Na„tion muß man sich nicht an die Regierung halten, „die man haben will, sondern an die, welche man „lange gehabt hat. Wenn die Schwarzen von St. „Domingo noch größere Gräuelthaten verübt haben, „als die Franzosen, dann kommt das daher, weil sie „noch mehr unterdrückt worden waren. Die Freiheit „allein vermag den politischen Fanatismus zu be„sänftigen, dem man alle Verbrechen der Revolution „zuschreiben muß.“ In der Frage, welche nach der Frau von Stael hinreichte, um den Convent zu stürzen, in der Frage nämlich: wieviele sind ihrer? hat sie ihr zweites Geheimniß der gesellschaftlichen Ordnung verrathen. Welche Regierungen aber dürften vor dieser Frage bestehen? Im Convente waren es doch ihrer zwölf. Wenn es für die bestehende Gewalt bedenkliche Aeußerungen giebt, dann sind es ohne Zweifel solche, die der Menge sagen, worin ihre Kraft und ihre Schwäche und die der Regierun-

gen liegt. Freilich hat die Frau von Stael die Frage: wieviele sind ihrer? nur gegen die Usurpation des Convents geltend machen wollen; aber wird sie nicht jede Majorität gegen jede Minorität, deren Einfluß, Gewalt und Besitz sie für Usurpation hält, mit Recht anwenden zu können glauben, besonders wenn das erste Geheimniß der gesellschaftlichen Ordnung, das in der Geduld der Menge besteht, ausgeplaudert ist? Aber das sind immer die Folgen der Parteilichkeit unsrer Gefühle, wo man nur Grundsätze haben sollte, daß sie denen, welchen sie wohl will, verbotene Waffen in die Hände giebt, ohne zu bedenken, daß dieselben auch bei veränderten Umständen gegen die dienen, für welche sie zu dienen bestimmt waren.

An einer andern Stelle, wo Frau von Stael des 10. Augusts erwähnt, an dem der Thron gefallen ist, äußert sie: „Es ist weder das erste noch „das letzte Mal, daß wir uns berufen fühlen zu zei„gen, wie das Gute nicht anders, als durch eine „aufrichtige Vereinigung der Royalisten von der „alten Ordnung mit den constitutionellen Royalisten „zu Stande kommen kann. Aber wieviel ist in dem „Worte aufrichtig enthalten?" Ja wohl, mehr,

als man vernünftigerweise erwarten darf. Dem frommen Gemüthe ist jeder wohlgemeinte Wunsch erlaubt, aber der Kopf hat es zu verantworten, wenn der Wunsch sich unbescheiden oder unverständig in das Unstatthafte oder Unmögliche versteigt. Eine der thörichten Hoffnungen, welche unsre hoffnungsreiche Zeit genährt hat und vielleicht noch nährt, ist die, doch endlich die alte Aristokratie zu dem constitutionellen Grundsatze einer erblichen Pairschaft ohne weitere Privilegien zu bekehren. Diese Aristokratie hält sich allein für christlich und die Bürgerlichen für Heiden. Wo sie im Nachtheil ist, wird sie sich in die bösen Zeiten fügen, aber mit dem alten Glücke und der alten Kraft kommen immer die alten Ansprüche wieder. Die Frau von Stael, die durch alle Verhältnisse ihres frühern Lebens, durch Reichthum, Umgang und Beschäftigung der Aristokratie angehörte, durch ihre Einsicht und Geistesüberlegenheit aber sich zur Demokratie hingezogen fühlte; die zum Glücke ihres Daseyns den Glanz und den guten Ton nicht entbehren konnte, welche man nur in Salons und am Hofe findet, ihre Zeit aber zu gut kannte, als daß sie nicht vorausgesehen hätte, welchen Gesinnungen und Grundsätzen am Ende der Sieg bleiben muß,

und die Republikanerin war aus Seelengröße, und weil es ihrem Ehrgeize schmeichelte, auch im Reiche der Freiheit durch ihren persönlichen Werth eine ausgezeichnete Stelle zu behaupten, konnte eine aufrichtige Verbindung zwischen den alten und den constitutionellen Royalisten für möglich halten. Sie bestand aber bisher so wenig, als sie je bestehen wird. Allenthalben zeigt sich vielmehr ihre Unverträglichkeit, die auch in der Natur der Sache und des Menschen liegt. Der Haß zwischen den alten und den constitutionellen Royalisten ist, wie zwischen verwandten Religionen, Secten und Stämmen, sogar oft größer, als zwischen den reinen Royalisten und den Republikanern. Die Aehnlichkeit, die sie mit einander haben, erbittert sie um so mehr gegen die Verschiedenheit, die unter ihnen herrscht. Jeder sieht, daß der Andre nur wenige Schritte zu thun hätte, um sich mit ihm zu vereinigen, und entrüstet sich darüber, daß er die wenigen Schritte zur gänzlichen Vereinigung nicht thun mag. Wäre diese aufrichtige Vereinigung zwischen den alten und den constitutionellen Royalisten zu bewirken, dann würden wir freilich Hoffnung haben, die innere Ruhe mancher Staaten auf lange Zeit gesichert zu sehen. Aber die alte Ari-

stokratie, die nur durch die Vergangenheit lebt, und der die Geburt die Stelle persönlicher Vorzüge und Verdienste vertritt, steht mit der neuen in geradem Widerspruch, die das wirkliche Seyn dem historischen, die That der Erinnerung und die Kraft dem Andenken derselben vorgezogen wissen will. Der Uebermuth der Geburt empört das Verdienst und zwingt es nicht selten, durch verächtliche Behandlung und Verfolgung sich den Feinden des Königthums anzuschließen, wo dieses sich mit den Begünstigungen des Erbadels verbunden glaubt. Die, welche nichts wollten, als eine gemäßigte Monarchie mit einer Stellvertretung der Nation, wurden so gezwungen, die Aristokratie in der Monarchie selbst anzugreifen, wie Leute manchmal wider ihren Willen zu Mördern werden, die nur das Recht der Nothwehr üben und sich vertheidigen wollten. Und auf diese Weise lassen sich selbst der zehnte August, der Sturz des Königthums und die meisten Verirrungen und Verbrechen der Revolution allein erklären.

Ich habe mich bei dem Werke der Frau von Stael für die Bestimmung und den Umfang dieser meiner Schrift vielleicht zu lange aufgehalten, aber das Ansehen, in welchem die berühmte Frau steht,

der Einfluß, welchen ihr Urtheil über die öffentliche Meinung ausübt, und das ausgezeichnete Talent, welches ich in ihr bewundere, mögen diese Umständlichkeit entschuldigen. Ich habe nur einige Stellen angeführt, über deren Inhalt ich nicht mit ihr einverstanden bin. Mich über das zu erklären, was sie so oft und so schön in meinem Sinne sagt, hielt ich für überflüßig. Tadelsucht hat wahrhaftig keinen Antheil an dem, was ich gegen sie geäußert. Manche wollten in der Frau den Geist eines Mannes finden; es könnte aber mit ihm auch mehr als ein Mann noch reichlich ausgestattet werden. Geist, Kenntnisse und besonders eine reiche, glänzende Einbildungskraft besitzt sie in vorzüglich hohem Grade. Dabei aber kann sie manche Fehler und Gebrechen ihres Geschlechts nicht verleugnen. Allenthalben zeigt sich die Frau, und zwar die vornehme, verwöhnte Frau. In sehr vielem mag ich die Gültigkeit ihres Urtheils anerkennen, nur nicht, wo sie über einen großen Mann und einen guten Staat entscheiden will. Nach dem bisher Gesagten wird man es sehr begreiflich finden, daß ich mit der Frau von Stael über Napoleon gar selten derselben Meinung bin. Selbst wo wir in seinem Lobe oder Tadel zusammenstimmen, haben

wir durchaus verschiedene Gründe. Napoleon, dessen größte Sünde die ist, daß er das menschliche Geschlecht um die schönste seiner Hoffnungen betrogen, der seinen wahren Ruhm, das Vertrauen der Völker, die größte Bestimmung, die je einem Menschen geworden war, der gemeinen Herrschsucht und Eitelkeit aufgeopfert hat, Napoleon trägt die ganze Schuld des Unglücks seiner Zeit und der fast hoffnungslosen Erniedrigung und Verwirrung, die ihn ein Vierteljahrhundert und länger überleben kann. Es gehörte wirklich der ganze Umfang und die Größe seines Genies dazu, um den Gemüthern, in denen das Gefühl für Recht und Freiheit lebendig war, nichts übrig zu lassen, als die Verzweiflung. Er hat nicht blos einen großen Theil der Früchte der Revolution vernichtet, er, der ein Kind der Revolution gewesen und der Nation alles zu verdanken hatte, er hat sogar, was er der Nation und dem Volke verdankte, zu ihrem Verderben gebraucht und die Blutschuld eines Aelternmordes auf sich geladen. Er hat der Nation die schreckliche Erfahrung wiederholt, daß der Aufstand für Freiheit das Gewissen mit Verbrechen beschwert, die keinen Zweck haben, als einen gemachten Herrn an die Stelle des gebornen zu

setzen. Man muß die ganze Bedeutung der Zeit kennen, der er sich bemächtigt hatte, um zu begreifen, was er dieser und der Nachwelt gekostet hat. Je mehr man die Größe seines Geistes bewundert, desto tiefer wird die Erbitterung gegen die Kleinheit seiner Seele. Hätte Napoleon sich nicht den Haß der Völker zugezogen, nie ward er von den Regierungen besiegt. Die Begeisterung der seines Druckes müden Nationen spricht das Verdammungsurtheil über ihn und konnte auch allein ihn stürzen. Ja, der Krieg von 1813 und 1814 war ein heiliger Krieg für das Heiligste und Höchste, was es für Menschen giebt, für Freiheit und Recht.

So ist nun ausgesprochen, was mir das Herz zusammenpreßt, wenn ich an diesen Menschen denke, dem meine ungetheilte Bewunderung geworden war. Ich fühle mein Inneres zerrissen bei dem Anblicke so vieler Kraft, so vieler Größe bei dieser Gemeinheit; wenn ich bedenke, daß er das Glück und den Segen von Jahrhunderten in seiner Hand trug und sie ausstreckte nach den Erbärmlichkeiten, die kein erhabenes Gemüth versuchen; wenn ich erwäge, daß vielleicht in tausend Jahren ein solcher Mann nicht wieder kommt, dem die Natur, die Vorsehung das Ver=

trauen der Völker, Zeit und Umstände alles gegeben hatten, um das schönste Werk zu vollenden, wozu der Himmel nur selten seine Günstlinge beruft. Er konnte es nicht vollenden wegen der Schlechtigkeit der meisten seiner Zeitgenossen, mag man nicht grundlos sagen. Es sey! Konnte er nicht thun, was er unterlassen hat, dann hätte er auch unterlassen sollen, was er gethan. Er hätte es gesollt aus Achtung gegen sich, wenn er auch die Menschen, die er vielleicht zu sehr nach seiner nächsten Umgebung beurtheilte, nicht achten konnte; er hätte es gesollt, um den gefallenen Glauben an das Große und Edle im Menschen wieder aufzurichten. Sonst trägt Napoleon von dem, was unter seiner Regierung geschehen und nicht geschehen ist, kaum die halbe Schuld. Wäre seine Zeit besser gewesen, dann würde ihr auch ein besseres Loos geworden seyn. So lange die Völker vor dieser falschen Größe eines Alexander, Constantin und Karl anbetend im Staube liegen, verdienen sie keine wahrhaft großen Männer.

Und wollte der Himmel, der Götzendienst, der die Gewalt als Gottheit auf den Altar erhebt, wäre der einzige oder auch nur der größte Fehler der Zeitgenossen Napoleons gewesen! Man kann den

gegenwärtigen Zustand von Europa nicht ohne tiefen Schmerz und das innigste Bedauern sehen, das Sehnen und Streben nach gesetzmäßiger Freiheit und das Unvermögen, sie zu erringen oder zu behaupten. Ja, hätte diese Freiheit keine Feinde als die Aristokratie der Geburt, die das Ansehen, die Würden und Ehren und den Reichthum an gewisse begünstigte Geschlechter geknüpft wissen will, und die absolute Monarchie, die eine Macht ohne alle Schranken fordert und nur den passiven Gehorsam den Völkern zur Pflicht macht, nach göttlichen und menschlichen Gesetzen, dann wäre Rettung nicht nur möglich, sondern auch gewiß. Sie würde endlich durch die Ueberlegenheit des dritten Standes an Zahl, physischer Kraft und geistiger Bildung, und durch die Vernunft entschieden, die den dunkeln Ursprung der Rechte und Pflichten aufgeklärt und die Quelle der rechtmäßigen Gewalt und des rechtmäßigen Gehorsams, die Jahrhunderte von Betrug und Willkür verschüttet hatten, wieder aufgefunden. Aber die Gefahr liegt nicht sowohl in der Stärke der Feinde, als in unsrer Schwäche, in den Mitteln selbst, durch die wir sie bekämpfen sollen, in unsrer falschen Aufklärung, in unsern Sitten und Gewohnheiten und in der Ungleich-

heit der Güter und der Bildung. Unsre Zeit ist wahrhaft durch die zwei Seelen des Araspes feindlich getheilt, von denen die eine das Gute erkennt, die andre aber dem Schlechten folgt. Wir wissen sehr wohl, was wir sollen, vermögen aber dem nicht zu widerstehen, was wir wollen, und zu unserm Verderben sind wir so vielseitig ausgebildet, daß wir zu rechtfertigen wissen, was unsern Neigungen und Leidenschaften schmeichelt. Mit gleicher Fertigkeit verstehen wir zu verdammen und herabzuwürdigen, was sich mit unserm Vortheil nicht verträgt. Hat man je solchen Widerspruch der Ansichten, Meinungen, Grundsätze, Wünsche und Interessen gesehen? diese Zwietracht mit sich selbst, die Schamlosigkeit, mit der man den Meineid und die eigne moralische Vernichtung zur Schau trägt? die Vergötterung Napoleons hier, und dort seine Herabwürdigung unter die Menschen, die begeisterten Siegsgesänge der Freiheit und die stumme Verbeugung der Sclaverei vor dem Machtworte der Gewalt? die Heldenschwüre der neapolitanischen Republikaner und ihre feige Buberei im Handeln? das feierliche Epos ihrer Befreiung und die elende Posse ihrer Unterwerfung? die merkwürdige Legitimität der türkischen Barbarei

und Grausamkeit und den eben so merkwürdigen jacobinischen Aufstand der Griechen? Zur Vollendung des Widerspruchs endlich die treue, heldenmüthige Ergebung gegen das sogenannte Ungeheuer, welches Europa auf einen nackten Felsen in der Einöde des Meeres ausgespieen hat, und die hungrige Anhänglichkeit der Blutigel an die Gewalt, um sich an ihr zu sättigen und gesättigt abzufallen!

Die Zeit hat so wenig, als der einzelne Mensch in ihr, einen bestimmten Glauben und Charakter. Alles wankt, wechselt und flieht, nur der wechselnde Vortheil nicht, der das einzige Haltbare und Feste geblieben ist. In der ganzen gebildeten Welt drängt sich ein Ruf des Abscheus aus der Brust der Unterdrückten gegen die Anmaaßung der Aristokratie und die Tyrannei der willkürlichen Regierungen, aber die Aristokratie und die Tyrannen erheben sich selbst aus der Reihe der klagenden Unterdrückten, wo diese Unterdrücker werden können. So verwandelten sich einige Sieger in Befreiungskriegen selbst in Tyrannen, und der, welcher uns das alte Joch angeerbter Willkürherrschaft abnehmen soll, findet hie und da nichts natürlicher, als uns das neue seiner erworbenen Gewalt dafür aufzulegen. So treiben wir uns in einem Kreise ohne

Anfang und Ende, von widersprechenden Wünschen und Hoffnungen getrieben, herum, und da uns nichts gelingt, klagen wir mit selbstgefälliger Eitelkeit uns wechselseitig darum an. Bald hat es das Königthum verschuldet, bald der Geist des Aufruhrs im Volke, bei den Ungläubigen der Aberglaube, bei den Abergläubigen der Unglaube, bei den Finsterlingen das Licht, bei den Erleuchteten die Finsterniß. Die Nationen beschuldigen die Regenten, diese jene. Der Priester seufzt über den Verfall der wahren Religion, der Gläubige über die weltlichen Gelüste, die Sitten und Lebensweise der Geistlichkeit. Was, in solcher Stimmung und mit solcher Anlage, der Mensch auch versucht, wohin er auch flieht, er findet es nicht besser, weil er sich nicht selbst entfliehen kann. Nach dem gelungenen Kreuzzuge gegen den Welttyrannen hat man ihn mit allen Sünden und Gebrechen, die auf der Erde gelastet, in das weite Meer verbannt. Indessen drückte die Last auf unsern Welttheil fort und ward fast noch drückender, ein Zeichen, daß der böse Geist, den wir nach St. Helena verschwören wollten, unter uns geblieben war.

Hätte Frankreich, wird oft behauptet, in Napoleon einen Washington gefunden, dann wäre

es ihm so wohl, wie den Freistaaten von Nordamerica geworden. Das ist ein großer Irrthum. Einem Volke werden selten die Männer fehlen, die es braucht und verdient. Allerdings hätte Napoleon ein Andrer seyn sollen, als er war. Daß er es nicht gewesen, ist wenigstens eben so sehr die Schuld der Franzosen, als die seinige. Jeder Zeit wird, was sie werth ist. In manchen europäischen Staaten hätten es Washington und Franklin vielleicht mit Mühe zur Rolle eines Pepe und Minichini gebracht. Es ist ein solcher Widerspruch zwischen dem Alten und dem Neuen, zwischen dem, was besteht, und dem, was nach unsrer Ueberzeugung bestehen sollte, zwischen unserm Wollen und unserm Können, zwischen dem Rechte und der Freiheit, wie die Vernunft sie fordert, und den wirklich vorhandenen Elementen, aus denen sie gebildet werden sollen; es ist ein solch verworrenes Durcheinandergähren von Vorurtheilen und Aufklärung, Freigeisterei und Aberglauben, vornehmen Redensarten und gemeinen Gesinnungen und von unzähligen widerstreitenden Interessen: kurz Europa bietet in allem, was es zu dem heutigen Europa macht, so viele schneidende, unverträgliche Gegensätze dar, daß sich nur ein lan-

ger, heftiger Kampf, mehr eine gänzliche Trennung und Auflösung, als eine Gestaltung voraussehen läßt. Konnte uns jemand ohne große Gefahr und langen Schmerz durch diese Krise führen, so war Napoleon dazu fähig, und daß er es nicht, vielmehr das Gegentheil gethan, das ist seine größte Sünde.

Stillstand oder Rückgang ist auch nicht möglich. Einsicht und Bedürfnisse drängen uns vorwärts. Das, was wir erkennen und wollen, zieht uns unwiderstehlich weiter, und was wir, von der andern Seite, sind und haben, hält uns mit Eisenarmen fest. Was endlich siegen wird, ist wohl nicht zweifelhaft, man müßte denn an allem Bessern im Menschen zweifeln und ihn für die Hölle geschaffen glauben, zu der er sich selbst verdammt; aber wie viel bis zur Entscheidung bei dem Hin- und Herziehen noch blutig gerissen wird, das ist eine andre Frage. Da mag Gott helfen oder ein Gottmensch, dem mit großer Macht eine große Seele gegeben ist!

Nach einem dreißigjährigen beispiellosen Kampfe steht es mit Frankreich, wie es 1790 gestanden, in vieler Hinsicht noch schlimmer. Liegen nicht die Lehren einer Weltgeschichte in den dreißig Jahren? In was sind die, an denen sie warnend und züchti-

gend vorübergegangen, besser und verständiger geworden? Lebt der Mensch denn nur in dem Augenblicke und für den Augenblick? Die Aristokratie ist einig und verschlagen, das Volk aber keines von beiden. Auf was bauen wir? Was kann uns Hoffnung geben? Zu was soll uns die alberne Belesenheit führen, die aus jeder Zeit einen Grund zum Lossprechen und Verdammen, zum Lobe oder Tadel, aus jedem Buche ein Beispiel, in jedem berühmten Namen eine Autorität sowohl für als gegen zu finden weiß? die herz- und geistlose Gelehrsamkeit, welche die Wissenschaft wie Affenkünste treibt, die dem Thiere wohl die verzerrten Geberden des Menschen geben, aber ihm seine Affennatur nicht nehmen? Zu was soll sie uns führen mit unsrer beweglichen Mimik, die jedem Volke, jedem Jahrhundert, den alten Römern und dem Mittelalter, den Indiern und den Griechen das Gesicht nachzumachen versteht? Hat unsre Cultur uns nicht wahrhaft zum Spottvogel entstellt, der den Gesang aller Vögel, aber keinen eignen hat? Wem über das elende, erbärmliche Komödiantenwesen unsrer Zeit ein Zweifel geblieben wäre, den müßte das Fastnachtsspiel der Freiheit, der travestirte Republikanism der Franzosen und un-

längst noch der Neapolitaner überzeugen. Die Brutus, Cassius und Anacharsis in Frankreich werden wie die Fabier in Neapel zur lächerlichen Unsterblichkeit verurtheilt seyn. Was kommt der Schmach der neuen Vorgänge in diesem Königreiche gleich? Auf allen Seiten welche Falschheit, welcher Hohn, welche Niederträchtigkeit, welche Feigheit! Hätte uns die Zeit nicht an das Ungeheuerste gewöhnt, und wüßte die gelehrte Belesenheit nicht alles zu erklären und geschichtlich zu belegen, wie widerlich müßten uns die Affenkünste erscheinen, die mit thierischen Fratzen menschliche Gesichter schneiden! Höchst beweglich und charakterlos drücken diese jede Maske aus, eine spartanische, eine römische oder englische, eine philosophische oder auch eine sehr andächtige und deutsche des Mittelalters.

Man kann in dieser Lage von unsrer Politik mit Wahrheit sagen, daß sie, verarmt und ohne Mittel, von der Hand zum Munde lebt. Sie gleicht der bedenklichen Wirthschaft, die der Noth des Augenblicks durch das Opfer einer langen Zukunft steuert und Geld zu immer höhern Zinsen aufnimmt, um mit neuern größern Schulden die alten zu bezahlen. Je schneller sie sich hilft, desto schwerer

wird die Hülfe, bis durch einen vollständigen Bankerot durchaus keine Hülfe mehr möglich ist. Die Monarchie erhält sich nur durch die Liebe und Achtung, womit der Thron sich zu umgeben weiß. Was hat man in der letzten Zeit gethan, um demselben diese festen Stützen zu sichern? Alles, was sich bisher Tröstliches herausgestellt, ist, daß sich die Parteien scheiden, daß Interessen und Absichten, Zweck und Mittel sich offen aussprechen, wo sie, in der Gewißheit des Siegs, die verstellte Mäßigung entbehren zu können glauben. Auf diesem Wege werden der Betrüger und der Betrogenen mit jedem Tage weniger, und eine klare Sache findet am Ende auch klare und entschiedene Vertheidiger oder Feinde. Das ist sehr viel gewonnen, weil diese Sache, für welche die Mehrheit ist, nur durch den Irrthum oder die Uneinigkeit derer, die sie schützen sollen, verloren werden kann.

Schon am 28. März 1791 hat Thouret folgende merkwürdige Worte gesprochen: „Wollt ihr „das Ansehen und die Gewalt der Könige bei auf„geklärten Nationen dauernd begründen, dann giebt „es dazu nur ein Mittel: macht, daß das König„thum nicht mit den ewigen Grundsätzen der Ge-

„rechtigkeit im Widerspruche steht, und daß freie „und vernünftige Menschen nichts abhält, sich dem= „selben zu unterwerfen. Der Strom des Lichts schwillt „immer höher an. Es ist sehr an der Zeit, alles „zu reinigen, was man erhalten will; und um die „Könige zu erhalten, muß man es so einrichten, daß „sie ihren Völkern nicht untreu werden. Sollte je= „mand die Kühnheit meiner Rede tadeln, dann wür= „de ich ihm sagen: diese Kühnheit ist nicht die Ver= „wegenheit des Factionsgeistes, der zerstört; es ist „der Muth des Eifers, der verbessert, um zu retten „und zu erhalten. Was für Augen sind das, die „nicht sehen, daß das Reich der Täuschung in jedem „Sinne vorüber ist? Falsche Hoheit, falsches Ei= „genthum, falsche Lehren, falsches Ansehen, falsche „Talente, alles, was die Probe der öffentlichen Mei= „nung und der öffentlichen Vernunft nicht aushält, „ist untergegangen." — Und welche Augen muß man haben, um das nicht zu sehen? fragt man noch nach dreißig Jahren mit Thouret.

Was auch die Zukunft an unsrer Zeit Rühmli= ches finden mag, die Seelengröße in ihr wird sie wenigstens nicht rühmen. Die erhabenen, menschen= freundlichen Ideen, welche einen Theil des achtzehn=

ten Jahrhunderts ausgezeichnet, sind ihr ein Gegenstand des Spottes und der Lästerung geworden. Was die Menschheit in den schönsten Epochen ihrer Geschichte, in den erhabensten Charakteren ihrer Weisen und Helden ehrt, wird hie und da durch Wort und That herabgewürdigt und öffentlich als Raserei oder Hochverrath dargestellt. Im Gegensatze mit der Kunst Pygmalions, die ihrem Werke in der liebevollen Umarmung Wärme und Leben gab, kann, was der frostige Hauch der Politik berührt, leblos erstarren. Welcher große Entwurf, welche erhabene Idee, welch hochherziges Gefühl ist in unsrer Zeit von da, woher man es erwartete, im Allgemeinen ausgegangen? Die Politik bezeichnen vielmehr gar oft Gesinnungen, die das Privatleben entstellen und herabwürdigen: Eifersucht, Eitelkeit und Eigennutz. Die heilige Allianz war in ihrer Grundanlage ein erhabener Gedanke, über dessen Ausführung aber erst die Nachwelt urtheilen kann. In den meisten accreditirten Schriftstellern des Tags fand nur das Gemeine und Erbärmliche Lobredner und Vertheidiger, alles Edle und Große aber ward von ihnen als Einfalt oder Verrücktheit lächerlich gemacht. Selbst was die Gewalt nicht wagte, wo ihr Ehrgeiz vielmehr in der öffentlichen

Meinung Beifall und Unterstützung gefunden hatte, wo man den allgemeinen Unwillen durch eine Unternehmung versöhnen konnte, die sogar Mittel darbot, gefährliche Unzufriedene zu entfernen, selbst da vermochte die Staatskunst nicht sich aus dem tiefgefahrnen Geleise des Gewöhnlichen zu erheben. Einige europäische Cabinete und Völker, außer Rußland, mögen allerdings ihre Gründe haben, die Eroberung der Türkei durch diese Macht nicht gern zu sehen, weil dadurch vielleicht eine bedenkliche Suprematie der Moskowiten über unsern Welttheil begünstigt würde; aber warum sprechen sie nicht aus, was ihr Herz beschwert? Durch schlechte Gründe schadet man, wo man nützen will, und man sollte sich solcher wenigstens nicht da bedienen, wo man gute hat.

Die größte Erfindungskraft der Politik hat sich an manchen Orten nur in ängstlichen Anstalten der Mauth gegen die Freiheit des Gedankens und des Verkehrs gezeigt. Gewiß wird eine höchst traurige Erfahrung lehren, daß man nur lähmte und zerstörte, wo man, selbst im Sinne der Monarchie, stärken und erhalten wollte.

Wird es mir schwer, meinen Unmuth gegen manche politische Schritte zu unterdrücken, dann ist es

eine Wirkung des tiefen Schmerzens, mit dem mich die Ueberzeugung quält, daß manche sogenannte Freunde der Ordnung, der Throne und des Altars, die sich als solche rühmen, sich als solche decoriren, bezahlen und auszeichnen lassen, gerade die Ordnung, den Thron und den Altar in ihren Grundfesten untergraben.

Zehnter Abschnitt.

Vorzeichen der französischen Revolution und Ausbruch derselben. — Was ist der dritte Stand?

Will man die Ursachen der französischen Revolution aufsuchen, dann muß man wenigstens bis auf Ludwig XIV. zurückgehen, denn schon Richelieu und Mazarin haben den Grund dazu gelegt. Die Kriege und Hofränke, der Glanz und das Unglück, die feine Bildung und religiöse Intoleranz, die Verschwendung und Willkür der langen Regierung des weit überschätzten Königs haben fast gleichviel dazu beigetragen, die Bande zu lösen, welche das Volk mit Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit an seine Regenten knüpften. Die Vermehrung des stehenden Soldaten und die vermehrten Ausgaben, die Eigenmacht des Königs, der in seinem Dünkel auszusprechen wagte, was auch ein Mächtigerer, als er, sich

nicht einmal zu denken erlauben sollte: Ich bin der Staat (l'état c'est moi), die Heuchelei und Niederträchtigkeit des Hofes, in dessen Mitte sich der König auf asiatische Weise vom Volke zurückgezogen hatte, dabei die Fortschritte der Aufklärung, die Ludwig mit Freigebigkeit aufmunterte, damit auch Künste und Wissenschaften seine glänzende Regierung verherrlichten, alles vereinigte sich und ward vereinigt, um eine Ordnung der Dinge zu untergraben, die man eben recht fest begründen wollte. Ludwig würde die Majestät des Throns zu erniedrigen geglaubt haben, wenn er, wie der gute Heinrich IV., ein König der Bauern geheißen und sich darum bekümmert hätte, daß sie des Sonntags ein Huhn im Topfe haben. In vornehmer Unzugänglichkeit entfremdete sich der Fürst den Unterthanen, die sich ihm darum auch entfremden mußten.

Es ist kaum zu begreifen, wie man sich damals und später schmeicheln konnte, die Allmacht des Throns, die Verschwendung, der Leichtsinn und Uebermuth des Hofs und der Großen, und der Druck und die Erniedrigung des Volks würden sich freundlich mit den Gesinnungen und Grundsätzen freier und glücklicher Zeiten vertragen, die man durch Erziehung

und Unterricht einzuprägen und fortzupflanzen suchte. Wie konnte man die Erscheinung der Heldenseelen Roms und Griechenlands in den Meisterwerken von Corneille und Racine ohne Theilnahme auf der Bühne sehen? Jetzt und damals, die Republiken und republikanischen Monarchien mit dem unumschränkten Königthum nicht vergleichend zusammenstellen? Wie war es möglich zu glauben, der feurige, für alles Edle und Große empfängliche Jüngling werde kalt und unbedacht, blos der Zierde des Styls wegen, den Plutarch, Livius, Tacitus, Demosthenes, Cicero und Thucydides, deren Studium man dem gelehrten Unterricht zum Grunde legte, lesen? Wie tief erniedrigt und verworfen müßte das Geschlecht seyn, in dem die männliche Sprache der Freiheit und des Seelenadels nicht eine verwandte Brust fände, die sie mit Begeisterung durchglüht! Man sage nicht, daß durch alle Verhältnisse des Staates und der Gesellschaft, wie beide damals auf dem festen Lande von Europa bestanden, solche Ansichten, welche die Alten gaben, abenteuerlich, die Wünsche, die sie einflößten, lächerlich und die Versuche, diese zu erfüllen, verbrecherisch waren! Gerade um so gefährlicher ist es gewesen, Träume und

Hoffnungen zu wecken, die mit der Wirklichkeit im grellesten Widerspruche standen, weil sie mit dieser unzufrieden machten und eine Sehnsucht nach Veränderung erzeugen mußten. Es ist nicht rathsam, den Baum der Erkenntniß unter ein Volk zu stellen mit dem Verbote, von seiner Frucht zu kosten, weil sie Verderben bringe; die Völker werden, wie ihre ersten Aeltern, der Versuchung nicht widerstehen. Es schläft in der tiefsten Brust des Menschen, wenn ihn auch Jahrhunderte von Sclaverei zum thierischen Blödsinne entkräftet und erniedrigt haben, eine Ahnung seiner höhern Bestimmung, die gleich einem süßen Traum aus glücklichen Kindesjahren durch seine Seele geht. Es ist ein Blitz, der aus weiter Ferne durch die Nacht seines Lebens zuckt. Auch wenn er nicht werden kann, zu was er sich berufen fühlt, dann quält ihn doch das schmerzliche Gefühl, daß sein Beruf ein anderer war, als der ihm geworden ist. Es braucht, wie bei dem Schweizer in der Fremde, oft nur die Klänge eines Liedes, die mit Sehnsucht seine Seele füllen, daß er am Heimweh nach dem verlornen geliebten Vaterlande erkrankt oder stirbt.

Nicht mit derselben Kraft wie Corneille, der

gleich Schiller das Gemüth für alles Große und Edle gewinnt, aber noch einwirkender auf die Franzosen, welche Form und Anstand gar leicht besticht, schrieb Racine. Die Fabeln Lafontaine's trugen die Wahrheiten der Moral und Politik bildlich und so dem Verstande des Volks und der Kindheit faßlich vor. Telemach endlich ward ein Lieblingsbuch aller Stände. Die französische Jugend wie die des gebildeten Auslandes begann gewöhnlich ihren Unterricht mit diesem Werke des unsterblichen Fenelon. Selbst Bossuet, Massillon und Bourdaloue wirkten, obgleich auf ganz anderm Wege, in demselben Geiste und stellten die Macht und den Zorn der Könige, gebrechlich und schwach, der Allmacht Gottes und dem Zorne des Himmels gegenüber. Endlich erschien Montesquieu und legte mit kluger und für seine Zeit kühner Hand die Triebfedern der Regierungen auseinander, zeigte ihre Vorzüge und Gebrechen und ließ bessere Verfassungen hoffen, indem er die Mängel der bestehenden vermeiden lehrte. Zu gleichem Zwecke, doch nicht immer mit gleicher Weisheit und Mäßigung, waren Voltaire, die Encyklopädisten Raynal, Mably und besonders Rousseau thätig, dessen Einfluß auf sein

Jahrhundert so bedeutend geworden ist, daß er mehr als jeder Andre verdiente, ihm seinen Namen zu geben. Gegen diese Lehre, die immer weiter und tiefer sich verbreitete, konnte die Monarchie, wie sie in Frankreich gestaltet war, sich unmöglich lange ohne heftigen Widerspruch behaupten. Der feindliche Gegensatz war da, erst im Werke, dann im Leben, und ward immer größer mit der Zeit. Die Lasten, welche die Regierung dem Volke auflegte, vermehrten sich in dem Verhältnisse, in welchem das Vermögen und die Neigung, dieselben zu tragen, sich bei diesem verminderten. Wie der Leichtsinn und Uebermuth der Großen und des Hofes zunahmen, nahm die Liebe und Achtung der Gemeinen und Untergebenen ab. Je gesetzloser die Willkür ward, desto mehr verbreiteten und befestigten sich die Begriffe von Freiheit, von Volksrechten und Herrscherpflichten. Unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans stiegen Frivolität, Verschwendung und Sittenlosigkeit zu einer furchtbaren, bis jetzt noch nicht gekannten Höhe, und unter dem schwachen Ludwig XV. vermehrte sich wo möglich das Uebel noch. Hofgunst, schlechte Weiber und Intrikanten schalteten auf eine unerhörte Weise mit der Freiheit und dem Vermögen des Volks,

Ohne Gründe und Urtheil schloß ein Machtwort jeden Mißfälligen in die ewige Nacht des Kerkers ein. Welche Wirthschaft man mit dem Gelde des Landes trieb, bezeugen die Rechnungen, Briefe und Schriften aus jener Zeit. Der Minister Dupois bezog allein von seinen Stellen, deren Verwaltung ihm eben nicht besonders am Herzen lag, jährlich die Summe von fast einer und einer halben Million (1,454,000) Livres. Alles Elend, alle Schmach, welche Maitressenherrschaft und die Launen von Günstlingen einem Staate bringen können, ward über Frankreich gehäuft. Die schändliche Dubarry verschleuderte in fünf Jahren 180 Millionen. Auf dieselbe Weise trieb es die Pompadour zwanzig volle Jahre. Die Erniedrigung und Armuth des Bürgers, die Schwelgerei der Großen, die Gesetz- und Sittenlosigkeit überstiegen allen Glauben, wären sie nicht in der Zeitgeschichte durch unverwerfliche Zeugnisse dargethan.

In diesem Zustande kam Ludwig XVI. an die Regierung. Je größer die Noth des Volks war, desto größer war die Hoffnung, die man auf den neuen König gründete, aber gerade darum hatte auch die Erfüllung derselben größere Schwierigkeiten. In

dem Namen des Ersehnten (le désiré), den die Nation dem jungen Fürsten bei seiner Thronbesteigung gab, sprach sie ihr Mißvergnügen mit der Vergangenheit und ihre Erwartung von der Zukunft aus. Ludwig XVI. besaß guten Willen und Tugenden eines achtungswerthen Mannes, aber weder die Kraft des Geistes noch die Stärke des Charakters, die das Reich in der verzweifelten Lage hätten retten können. Die Ausgabe überstieg die Einnahme im Jahre 1786 um 110 Millionen Livres. Man wußte kein Mittel, das Deficit zu decken. Zu dem einfachsten, der Beschränkung übermäßiger Ausgaben, der Aufhebung unverdienter Pensionen und Gnadengehalte, zur Sparsamkeit wollte man sich nicht verstehen. Calonne schlug eine Zusammenberufung der Notabeln vor, die aus den Prinzen, dem hohen Adel, der hohen Geistlichkeit, Parlamentsgliedern und den Abgeordneten der vorzüglichsten Städte bestanden. Da man ihnen den Vorschlag that, eine Abgabe von allem Grundeigenthum ohne Rücksicht auf den Stand des Besitzers zu erheben, da nahmen die Privilegirten den Antrag nicht gar freundlich auf. Sie meinten, es streite gegen ihr wohlerworbenes Recht, dem Volke einen Theil der Last, die es zu Boden drückte, ab-

zunehmen. Die Notabeln, denen die Lösung der Aufgabe zugedacht war, Einnahme und Ausgabe mit einander ins Gleichgewicht zu setzen, gingen unverrichteter Sache auseinander.

Ein neuer Minister — denn sie wechselten wie die Aerzte am Bette des hoffnungslosen Kranken — Graf von Brienne, mit der ganzen königlichen Gewalt bekleidet, um in der schweren Zeit voll Unzufriedenheit und Widerspruch mit Kraft und Nachdruck zu verfahren, wollte auf dem kürzesten Wege, durch neue Steuern und Anleihen, zum Ziele kommen, aber er scheiterte an der Unbiegsamkeit der Parlamente. Brienne ward durch Necker ersetzt, der zur Berufung eines Reichstags rieth, auf welche sein Vorgänger und das pariser Parlament schon angetragen hatten. Der Reichstag versammelte sich am 5. Mai 1789. Nach seiner frühern Einrichtung bestand er aus der Geistlichkeit, dem Adel und dem dritten Stande. Waren zwei dieser Stände über eine Maßregel einverstanden, dann mußte sie der dritte sich gefallen lassen. Jeder derselben zählte eine gleiche Anzahl von Gliedern, unter denen die Stimmenmehrheit entschied. Da nun der Adel und die Geistlichkeit dieselben Vortheile zu wahren, dieselben Pri-

vilegien zu schützen hatten, so war natürlich, daß ihnen der dritte Stand bedeutungslos gegenüberstand. Besonders konnte das bei den Steuern nicht anders seyn, deren Last die Begünstigten, welche zwei Kammern bildeten und demnach die Mehrheit der Stimmen hatten, auf die Plebejer wälzten. Schon Calonne und Brienne hatten die Absicht gehabt, die Privilegirten bei der Besteurung gleich dem dritten Stande anzuziehen, weil sie auf eine andre Weise die nöthigen Summen nicht aufzubringen wußten. Necker theilte dieselbe Ansicht, obwohl aus eignen Gründen, zu denen bei ihm wohl auch die Gerechtigkeit gehörte. Da er aber bei der hergebrachten Zusammensetzung und Abstimmung des Reichstags, der ohne Zweifel das Resultat der Notabeln gegeben hätte, seine Absicht nicht erreichen konnte, so zeigte er sich dem Grundsatze geneigt, daß nach Köpfen und nicht nach Ständen zu stimmen sey, und der dritte Stand beiden übrigen in der Zahl der Glieder gleichgestellt werden müsse. Die Verdoppelung des dritten Standes ward auch, des Widerspruchs der Notabeln, die der König zur Entscheidung dieser Frage abermals zusammenberufen hatte, des Wider-

spruchs der Geistlichkeit und des Adels ungeachtet, angenommen.

Die Reichsstände versammelten sich nach hergebrachter Weise in drei Abtheilungen. Die erste Frage, welche die Natur der Sache darbot, war die, auf welche Weise die Vollmachten der Abgeordneten zu prüfen seyen. Die beiden privilegirten Stände wollten, diese Prüfung solle von jeder Kammer insbesondere vorgenommen werden, da der dritte Stand, seine wahre Lage vom ersten Augenblicke an sehr gut erkennend, dagegen behauptete, dieselbe stehe einem gemeinschaftlichen Ausschusse der drei Stände zu. Im Streite über diese Vorfrage, deren Entscheidung allerdings sehr wichtig war, verstrich fruchtlos die Zeit; da lud der dritte Stand die andern förmlich zu gemeinschaftlicher Berathung ein. Auch begaben sich viele Geistliche, der Einladung folgend, zu derselben. Die Privilegirten, welche die Stellung des dritten Standes und die Stimmung der Gemüther sahen, fingen an ihre wahre Lage besser zu begreifen und erboten sich, auf die Steuerfreiheit Verzicht zu thun. Es war zu spät. Was vor kurzer Zeit als ein großmüthiges Opfer mit Dank wäre aufgenommen worden, fand jetzt, von der Noth erpreßt, nur

Gleichgültigkeit. Ohne besonders auf das Thun und Treiben der beiden andern Kammern zu achten, nahm der dritte Stand am 17. Juni den Namen Nationalversammlung an. Dieser Schritt war entscheidend und mußte der Angelegenheit des Reichstags eine bestimmte Wendung geben. Behauptete sich die Nationalversammlung als solche, dann war von Reichsständen nach alter Form und mit früherer Wirksamkeit nicht mehr die Rede.

Als Urheber der Revolution wird von vielen Calonne angeklagt, weil er die Zusammenberufung der Notabeln veranlaßt hatte. Der König sollte sich selbst helfen, so gut es gehen konnte, ohne fremde Einmischung aufzurufen oder auch nur zu gestatten, dann wäre es, meinen sie, zum Ausbruche des öffentlichen Unwillens und gar zum Widerstande nie gekommen. Daß man diesem ein Organ gegeben und seine eigne Hülflosigkeit gestanden, das war der große Fehler, den man nach ihrer Ansicht beging.

Nach Andern hat Necker die Revolution dadurch hervorgerufen, daß er die Glieder des dritten Standes verdoppelt und somit die Zahl derselben der Zahl der Abgeordneten des Adels und der Geistlichkeit gleichgestellt hat. Diese Meinung hat sich ziemlich

allgemein verbreitet und erhalten. Die, welche die Zusammensetzung und den innern Mechanism einer Uhr nicht kennen, mögen glauben, es liege an dem Zeiger, der auf die Stunde weist, daß diese eben schlägt. Weder Calonne noch Necker haben die Revolution gemacht, die lange schon vorbereitet im Staate lag und später oder früher auf diese oder eine andre Weise zum Ausbruche kommen mußte. Nicht der Geburt kann der Fluch oder der Segen gelten, der auf dem Daseyn eines Wesens ruht, sondern der Zeugung. Ist der befruchtete Keim in den Schoos gelegt, dann reift er von selbst zum Leben, und wo empfangen ward, wird nothwendig auch geboren. Es gab wohl ein Mittel, der Revolution vorzubeugen, welches darin bestand, daß man die Ursachen entfernte, die sie herbeiführen mußten. Man durfte die Nation nur in ihren billigsten Forderungen zufrieden stellen, die härtesten Mißbräuche heben und im gemeinen Wesen Zucht und Ordnung halten. Niemand aber, der das konnte, hatte es gewollt, und die es wollten, denen fehlte der Beruf und die Kraft, es zu vollbringen, wie das sich zum Unglück der Welt gewöhnlich zuzutragen pflegt. Calonne war darauf bedacht, das jährliche Deficit zu decken. Ein jeder

Andre an seiner Stelle hätte das auch gethan. Der Hof wollte Geld, und Alle wollten es, die auf Rechnung des Staats lebten. Der Minister, welcher auf Einschränkung bestanden hätte, würde eben dadurch seine Entlassung gegeben haben. Das fällt an jeder Stelle schwer und an der höchsten auch am schwersten. Wer am Amte bleiben will, muß thun, was seines Amtes ist, und der Minister hatte Geld zu schaffen, nicht aber Entbehrungen aufzulegen. War nun von denen, welche das Geld empfingen, keine Hülfe zu erwarten, dann konnte sie nur von denen kommen, die es geben sollten. Die Notabeln aber hielten es nicht für räthlich, die privilegirten Stände zur Besteuerung anzuziehen. Was Calonne aber dabei verschuldet haben soll, ist schwer zu begreifen.

Eben so wenig hat Necker durch die Verdoppelung der Glieder des dritten Standes die Revolution gemacht. Der Adel und die Geistlichkeit konnten ja, wie sie es auch versuchten, auf der hergebrachten Form bestehen, nach Ständen oder Kammern abzustimmen, wo sie die Mehrheit hatten. Daß ihnen aber auch dieser Versuch mißlungen ist, und keiner gelingen wollte, das beweist, wie sich alle Verhältnisse zu ihrem Nachtheil verändert hatten, und das

Mißlingen nicht im Willen einiger Menschen, sondern in der Natur der Dinge lag. Allerdings nahmen die Angelegenheiten auch darum eine solche Wendung, weil sie von Einzelnen auf solche Weise betrieben wurden. Würden aber die Einzelnen auf solche Weise haben handeln können, hätte sie die Stimmung der Gemüther und die ihnen günstige Lage der Dinge dabei nicht unterstützt? Es verräth wenig Kenntniß der Geschichte, wenn man die Begebenheiten abgebrochen und für sich bestehend beurtheilen will, die nur in Verbindung bestehen, nur im Zusammenhange erklärt werden können. Luther hat die Reformation so wenig aus eigner Kraft gemacht, als der Papst Gregor VII. den römischen Stuhl über die Throne der Könige und Kaiser setzte. Beide haben die Stimmung der Gemüther benutzt und ausgesprochen, den herrschenden Willen bestärkt und in Vollzug gesetzt, dem Geiste der Zeit, wenn man so sagen darf, seinen Leib gegeben. Unterließen sie, was sie gethan, dann thaten es Andre, vielleicht nur auf andre Weise und in einer andern Zeit. Jetzt wird kein solcher Gregor sich erheben, kein Bernhard oder Peter der Einsiedler die Christenheit zur Befreiung des heiligen Grabes in Bewegung setzen.

Versuchte es einer, dann würde er an derselben Sache ein verhöhnter Thor, ein lächerlicher Abenteurer, an welcher Andre in andrer Zeit gefeierte Heilige und Helden geworden sind. Daß die Dinge auf solche Weise und etwas früher oder später kamen, das lag freilich auch in den Anlagen, den Kenntnissen und dem Charakter der Menschen, welche die Zeit gerade zur Behandlung ihrer Angelegenheiten fand. Wie viele Märtyrer zählte die Christuslehre, bis sie endlich sich siegreich befestigt sah? Mehrere muthige Männer haben den Versuch, die römische Kirche zu reformiren, mit dem Leben gebüßt, bis die rechte Zeit und der rechte Mann gekommen sind, denen das Unternehmen gelungen ist. Porlier und Lacy starben als Verräther, Quiroga und Riego wurden als Befreier des Vaterlandes ausgerufen. Nordamerica wäre ohne Zweifel frei geworden, auch wenn die Engländer Washington und seine Truppen aufgerieben hätten. Ein glücklicher Washington trat dann an die Stelle des unglücklichen und ward der Gründer der Unabhängigkeit der vereinigten Staaten.

Mit kühner Entschlossenheit und kräftigem Widerstande, behaupten Manche, habe man dem Ausbruche der Revolution begegnen können; ein Karl XII.,

ein Friedrich II. würden mit den Mißvergnügten fertig geworden seyn. Es ist möglich, obgleich sehr zu bezweifeln. Wahrscheinlicher hätten es solche Männer zu keinem Kampfe kommen lassen. Aber auch den Fall angenommen, daß ihnen die Neuerer unterlagen, was hätte Frankreich, was das Königthum dabei gewonnen? Konnten auf dem Throne immer nur Männer wie Karl XII. und Friedrich der Große sitzen? Und wenn das Mißvergnügen fortbestand, sich vermehrte, was mußte aus Regenten werden, wie sie gar oft auf solche Helden folgen? So lange der Grund eines Uebels, einer Gefahr besteht, kommen Gefahr und Uebel wieder, und hundertmal mit Erfolg abgewiesen, erzwingen sie sich in einem unbewahrten Augenblicke den Eingang. Es wäre vielleicht eine Wohlthat, wenn die ersten Versuche einer Umänderung gelängen, und selbst die, welche sich der Veränderung zu widersetzen ein Interesse zu haben glauben, würden dabei gewinnen. Die Reformation eines Johann Huß und Hieronymus von Prag wären dem römischen Stuhl nicht so theuer zu stehen gekommen, als die von Luther. Ehe es bei dem Heere von St. Leon zum Aufstande kam, hing

es von Ferdinand VII. ab, als constitutioneller König mächtig und der Wohlthäter eines dankbaren Volks zu seyn. Auch Ludwig XVI. befand sich noch 1789 in derselben Lage. Hätten sie den rechten Augenblick gewählt, um großmüthig zu schenken, was ihnen bald darauf gewaltthätig genommen ward, dann würde die freiwillige Gabe Erkenntlichkeit und Liebe gefunden haben. Dieser Gang der Dinge liegt in der Natur des Menschen. Das Mißvergnügen steigt mit der vereitelten Anstrengung, das Uebel los zu werden, bis zur Erbitterung. Die Leidenschaften erhitzen sich beim Widerstande, den sie leisten und finden. Man gewöhnt sich an gegenseitigen Haß, Mißtrauen und Verfolgung. Die erste Aeußerung der Unzufriedenheit, die man nie überhören sollte, ist bescheidene Klage; vornehm abgewiesen, kann sie dringende Beschwerde, dann Aufstand und endlich Krieg werden. Der Ueberschwemmung eines Baches, des Brandes einer Wohnung kann man Meister werden, aber man hüte sich, den Bach zum Strome anzuschwellen und die Flamme nach allen Richtungen zu verbreiten, will man nicht im Versuche zu retten scheitern oder untergehen.

Uebrigens hat es weder die Regierung Ludwigs XVI., noch viel weniger die Ferdinands VII. später, an Gewaltmaaßregeln fehlen lassen, die in solchen Fällen als die wirksamsten empfohlen werden. Widerspenstige Parlamentsglieder wurden in ihrem Sitzungssaale verhaftet, und Necker erhielt die Weisung, Frankreich zu verlassen. Es ward sogar in der Nähe von Paris und Versailles ein Heer versammelt, und der Befehl darüber dem Krieger vom größten Rufe, dem Marschall von Broglio, übertragen. Aber alles schlug ganz anders aus. Necker ward zurückberufen, das Heer entfernt. Man hatte den Schritt vorwärts gethan, um ihn zurückzuthun, und bewies so nur üblen Willen und zugleich die Ohnmacht, ihn durchzusetzen. Darum aber war der Hof weder ungeschickter noch schwächer, als vorher, er war derselbe, nur die Nation hatte sich verändert. Da lag das Geheimniß, das der Hof nicht begriff und nicht glauben wollte. Indessen konnten sich doch die Dinge auf diese Weise nur in Frankreich machen, in Frankreich, wo das Volk, höchst beweglich und lebendig, den Eindruck rasch empfängt und mittheilt und, kriegerisch von Natur, sich leicht zum

Soldaten bildet; in Frankreich, das eine Hauptstadt hat, die in sechs Stunden 200,000 Mann zu Rath und That versammeln kann. Das mußte wie noch manches Andre seyn, um die Revolution in diesem Reiche durchzuführen und es an die Spitze der Bewegung der neuern Zeit zu stellen.

Gewiß hat der Hof sein Mögliches gethan, um dieser Bewegung Herr zu werden und sie zu unterdrücken. Besonders war es ihm Ernst, die abgesonderte Versammlung und Berathung des dritten Standes, wovon sehr viel abhing, nicht zu dulden. Den 20. Juni fand dieser auch den Ort seiner Zusammenkunft geschlossen und mit Truppen besetzt, weil, wie man sagte, Anstalten zu einer königlichen Sitzung gemacht werden müßten, die den 22. statt haben solle. Die Nationalversammlung ließ sich nicht irren und zog, ihren Präsidenten, den würdigen Bailly, an der Spitze, nach dem Ballhause, um dort ihre Arbeit fortzusetzen. Hier faßte sie sogleich folgenden Beschluß:

„Die Nationalversammlung, in Erwägung, daß „sie berufen, die Verfassung des Königreichs zu be„gründen, die Wiederherstellung der öffentlichen Ord-

„nung zu bewirken und die wahren Grundsätze der „Monarchie aufrecht zu erhalten, durch nichts ver„hindert werden kann, ihre Berathung fortzusetzen, „an welchem Orte sie auch gezwungen seyn mag „ihren Sitz zu nehmen, und daß endlich die Natio„nalversammlung ist, wo immer die Mitglieder der„selben sind, beschließt: 1) daß alle Mitglieder den „feierlichen Eid leisten, sich nicht zu trennen, sich „allenthalben zu versammeln, wo die Umstände es „erfordern, bis die Constitution des Reichs, auf fe„sten Grundlagen ruhend, eingeführt ist; und 2) daß „nach Leistung des angeführten Eides alle Mitglie„der, und jedes derselben insbesondere, durch ihre „Unterschrift diesen unabänderlichen Entschluß bekräf„tigen." Der Beschluß ward einstimmig angenommen, und somit war die Revolution entschieden.

Der König that noch mehr, um auch das Aeußerste nicht unversucht zu lassen. In feierlichem Zuge, von allem Glanze der Majestät umgeben, verfügte er sich den 23. Juni — die königliche Sitzung hatte sich um einen Tag verspätet — in die Versammlung der Reichsstände, erklärte den Beschluß vom 17., durch welchen der dritte Stand den Namen Nationalversammlung angenommen hatte, für gesetz- und con-

stitutionswidrig, vernichtete die Beschlüsse, welche sie in dieser Eigenschaft genommen hatte, befahl die Abhaltung des Reichstags in der hergebrachten Form und gebot den drei Ständen, daß jeder sich in den ihm angewiesenen Sitzungssaal zurückziehen solle. Die andern thaten, wie befohlen worden, die sogenannte Nationalversammlung aber blieb unbeweglich an ihrer Stelle. Doch hatte die bestimmte und feste Erklärung des Königs sie in keine geringe Verlegenheit gesetzt. Man erzählt, da der König seinen Willen ausgesprochen, hätten die Glieder des dritten Standes sich rathlos und entmuthigt einander angesehen. Da bemerkte Mirabeau, daß alle für die Minister bestimmten Plätze besetzt waren, mit Ausnahme des Herrn Necker angewiesenen Sitzes. Die Abwesenheit des vielgeltenden und bei dem Volke so beliebten Mannes ließ vermuthen, daß er mit der Erklärung des Königs nicht einverstanden sey. Schnell begriff Mirabeau, welcher Vortheil sich aus diesem Umstande ziehen ließ. Er stieß seinen Nachbar und wies bedeutungsvoll mit einem Blicke auf den leeren Sitz. Auf dieselbe Weise gab der Nachbar seinem Nachbar einen Wink, und schnell machte die Bemerkung die Runde und richtete die Niedergeschlagenen mit neuer Hoffnung auf.

Da die Nationalversammlung gegen den Befehl des Königs in demselben Saale versammelt blieb, ward der Oberceremonienmeister an sie abgeschickt, um ihr den königlichen Befehl zu wiederholen. Mirabeau antwortete im Namen Aller: „Sagen Sie Ihrem Herrn, der Sie gesendet hat, daß wir hier sind „durch die Macht des Volks, und daß uns nur die Gewalt der Bajonnete von hier vertreiben kann.“ Mit diesen Worten war die Revolution auch ausgesprochen. Wahrscheinlich hätte kein Andrer sich die Aeußerung Mirabeau's erlaubt, aber wie sie gethan war, betrachtete sie Jeder als die seinige. Gleich darauf faßte die Versammlung mit 493 Stimmen gegen 34 den Beschluß, „der die Mitglieder derselben für unverletzlich und Jeden, der es wagen sollte, sie ihrer Reden „oder ihres Benehmens wegen in der Versammlung zu „verfolgen, zu verhaften oder auf irgend eine Weise „dazu beizutragen, sey es ein Einzelner, eine Corporation, ein Gerichtshof oder eine Commission, für „ehrlos und des Verraths schuldig erklärte.“ Es gehörte ohne Zweifel das Talent und der Charakter Mirabeau's dazu, um der Nationalversammlung diese Haltung mitzutheilen. Nur ein solcher Mann, für dessen Geist, Muth und Sittlichkeit es keine Verlegen=

heit gab, konnte sich den Gefahren einer Revolution gewachsen fühlen und die Verantwortlichkeit für ihre Folgen übernehmen.

Sollten sich die Ursachen der Revolution, außer in dem Verderben des Volks, nicht auch bisweilen in dem der Regierungen finden? Aber wären sie auch jenem zuzuschreiben, sollte dann nicht einige Veranlassung auf die Regierung zurückfallen, die des Volkes Bildung in Händen hat? Sollte man gänzlich zu läugnen vermögen, daß nicht einige Ministerien durch Verwaltungsfehler ihre Macht und ihr Ansehn selbst untergruben? Wie darf man jetzt an Andern mit solcher Strenge rügen, was man früher selbst gethan und wozu man aufgemuntert hat? Sah man doch den Allerchristlichsten König sich in Deutschland mit den Protestanten, die er in seinen Staaten martern und verfolgen ließ, ja mit dem Erzfeinde der Christenheit selbst verbinden, um seinen katholischen Brüdern und Vettern etwas Land und Leute abzunehmen. Schloß sich England nicht befreundet dem Papste an, den es auf eignem Grund und Boden zur frommen Erbauung des Volks verbrennen ließ, und stritt in Spanien für die Erhaltung eines Glaubens, dem es in Irland nicht einmal die Rechte

des Menschen, vielweniger die des Bürgers zugesteht? Sollte die Diplomatik immer den Völkern ein Beispiel von Gerechtigkeit und redlichem Verfahren gegeben haben? Hat Frankreich nicht den Aufstand der englischen Kolonieen unterstützt, und England, das sich mit großem Rechte darüber beschweren zu dürfen glaubte, nicht den Abfall der spanischen Besitzungen in der neuen Welt begünstigt? Die Empörung der Niederlande fand in manchen Cabineten Freunde, wo man Oesterreich nicht gewogen war, und war Pugatschew's Rebellion andern Regierungen ganz unwillkommen, sobald er Katharina II. in Verlegenheit setzen konnte? Von wem gingen die ersten Umtriebe aus, und wer waren die ersten und gefährlichsten Carbonari?

Die flachen Empiriker haben gegen jede Krankheit ihr bestimmtes Mittel, das sie in jedem vorkommenden Falle verschreiben, ohne Rücksicht auf Personen und Umstände, die das Uebel so höchst verschieden machen. Sie scheinen nicht zu wissen, daß hier retten kann, was dort tödtlich ist. Energie und Strenge, meinen diese Leute, hätten Frankreich vor der Revolution bewahrt. Augenblicklich vielleicht, aber auf die Dauer zuverlässig nicht. Das Uebel, dessen

Ursache man bestehen läßt, dürfte ewig wiederkehren, so lange die Ursache nicht gehoben wird. Wer sich erinnerte, wie ein sogenannter großer König dem Parlamente mit der Reitpeitsche in der Hand seinen Willen zu thun befahl, dem mochte es wohl gelüsten, den spaßigen Auftritt wiederholt zu sehen. Es kam auf eine Probe an. Bedenkt man indessen, welcher Geist in Frankreich herrschend geworden war, welche Gesinnungen fast alle Stände ohne Unterschied belebten, dann ließ sich an einem glücklichen Erfolge der angerühmten Mittel zweifeln. Alle Versuche zeigten, daß der König nicht einmal auf die Geistlichkeit, den Adel und selbst den Soldaten zählen konnte. Wo der Hof befahl, da rührte sich kein Leben, alles blieb wie in Starrsucht befangen stehen. Zur Antwort hatte man nur Klagen und Forderungen, zur Hülfe auch nicht das geringste Mittel. Ward dagegen im Namen der Freiheit, der Nation gesprochen, dann löste sich die Erstarrung in freudige Bewegung auf. Man bedenke nur, in welcher kurzen Zeit die Nationalgarde, wie durch ein Zauberwort, in ganz Frankreich gebildet, bewaffnet und gekleidet war! Wohl gab es ein Mittel, der Revolution vorzubeugen, ein unfehlbares Mittel, von dem wir schon sprachen und

noch öfter sprechen werden: man durfte nur die Ursachen entfernen, die sie herbeiführten.

Man muß sich billig wundern, daß sonst gescheidte Leute bei Erklärung einer so ernsten, so tief begründeten Erscheinung, wie die französische Revolution ist, sich mit flachen Gemeinsprüchen und Redensarten abfinden und abfinden lassen. Da der König, hört man oft sagen, die Americaner gegen England unterstützte, den empörten Kolonien Hülfe sandte gegen den Mutterstaat, da ließ er den Saamen der Revolution aus der neuen Welt nach Frankreich bringen. Ich bin weit entfernt, das Benehmen des Königs bei dieser Gelegenheit im Geiste und Interesse der Monarchie zu finden, aber sicher ist hier die Quelle des Uebels nicht. Man bedenke doch, daß der Erklärung des Königs die der Nation vorausgegangen war; daß die Americaner bei allen Ständen Theilnahme und Unterstützung fanden; daß junge Leute die Hoffnung einer glänzenden Laufbahn am Hofe oder bei dem Heere aufgaben, um der Sache der Freiheit mit ihrem Vermögen, mit ihrem Blute zu dienen. Was die Franzosen nach den vereinigten Staaten führte, das brauchten sie also, sollte ich denken, nicht erst dort zu holen. Sollte es aus

ähnlicher Ursache auch jetzt bedenklich erscheinen, junge Leute nach Griechenland ziehen zu lassen?

Mit welcher Gründlichkeit Aufgaben, von deren Lösung das Wohl der Völker, oft die Zukunft abhängt, nicht selten behandelt werden, davon giebt selbst der geistreiche Prinz von Ligne ein Beispiel. Der sonst scharfsichtige Beobachter meint, ohne die Aufhebung der Jesuiten würde es in Europa zu keiner Revolution gekommen seyn.*) Sollte dies witzige Wort auch mehr als witziges seyn? Auch hier wird die einfache Berechnung vergessen, daß gerade das Geschlecht, welches die americanische Unabhängigkeit begünstigt und mit so großem Beifall aufgenommen hat, durch das die französische Revolution eingeleitet, ja ins Leben geführt worden ist, unter der Zucht und

*) Im Jahre 1790 schrieb der Prinz von Ligne in einem Briefe an die russische Kaiserin: Si l'on n'avoit pas chassé les Jesuites, l'on ne verroit pas ce maudit Esprit d'indépendance, de chicane, de définition, de sécheresse se répandre comme un torrent, qui renverse ou ménace les trônes de toute l'Europe, excepté la Russie.

Pflege der Gesellschaft Jesu aufgewachsen war. Gab es, da Pascal, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, d'Alembert, Diderot, Helvetius, Mably, Raynal und so viele ihrer Geistesverwandten gebildet wurden, keine Jesuiten? Als der Papst Ganganelli den Orden 1773 aufhob, hatte er viel von seinem frühern Ansehen und Einflusse verloren. Wäre die Stimmung nicht so allgemein gegen ihn gewesen, würde er sich behauptet haben oder behauptet worden seyn. Die Zeit gab auch ihn auf, weil er sie aufgegeben hatte, in mancher Hinsicht mit ihr in Widerspruch gekommen war. Gar oft werden bei Beurtheilung der Ereignisse die Ursachen mit den Wirkungen verwechselt. Es ist, als sagte man: Ja, wären nur die Bäume grün, die Blumen frisch geblieben, dann hätten wir noch keinen Winter. Ich lasse es gelten, aber gerade weil der Winter kam, mußten das Grün und die Blumen gehen; nicht umgekehrt.

In der Sitzung vom 24. Juni vereinigte sich die Mehrheit der Geistlichen, hundert und funfzig an der Zahl, und den 25. ein Theil des Adels mit der Nationalversammlung. Den 27. endlich folgten

die Uebrigen von dem Adel und der Geistlichkeit auf die ausdrückliche Einladung des Königs diesem Beispiel, und so waren denn die drei Stände vereinigt.

Als am 25. sieben und vierzig Adeliche mit dem dritten Stande sich vereinigten, sagte ein Hofmann mit auffallender Aufrichtigkeit: „Ich bedaure sie; da haben wir nun sieben und vierzig entehrte Familien, in die Niemand mehr heirathen mag." Ueberhaupt gewährt der Widerspruch zwischen dem glänzenden und glatten Hofe und dem einfachen und etwas derben dritten Stande ein eigenes Schauspiel, das, obgleich klein und manchmal possenhaft, in dem großen und furchtbaren Drama nicht übersehen werden darf. Die Natur arbeitet mehr in der Manier von Shakspeare, als von Racine, und wenn uns Herder sich selbst und die Menschheit achten lehrt, dann lernen wir durch Voltaire die Menschen und besonders die Menschen der Geschichte doch besser kennen. Die leere Leichtigkeit und hohle Aufgeblasenheit des luftigen Hofvolkes spielte der etwas linkischen Schwerfälligkeit des Bürgerstandes, dem sie sich auf dem glatten Boden der feinern Welt überlegen fühlte, gar boshaft mit. Man erlaubte sich alberne Necke-

reien, die keinen Zweck haben konnten, als sich in der Demüthigung und Verlegenheit der Gemeinen einen vornehmen Spaß zu machen. Den aber soll sich keiner und am wenigsten der erlauben, dem die Ueberlegenheit an Kraft nicht Sicherheit gewährt. Hier finden wir nur Leichtsinn und Uebermuth, und die Neckereien, zu denen er die kleinliche Eitelkeit verleitet, sind so erbärmlich, daß man nur über sie lachen könnte, hätten sie nicht oft beweinenswerthe Folgen.

Als die Reichsstände nach ihrer Ankunft in Versailles dem Könige vorgestellt wurden, öffnete man dem Adel und der Geistlichkeit zum Eintritt in den Saal die beiden Flügel der Thür, dem dritten Stande aber nur den einen. Auch ward ihm die Ehre des beengten Einzugs erst zu Theil, als man ihn eine schöne Zeit hatte darauf warten lassen. Bei der Eröffnung des Reichstags ward dem dritten Stande eine Hinterthür zum Eingang angewiesen, während der Adel und die Geistlichkeit ihren prunkenden Einzug durch die Hauptthür hielten. Bei der königl. Sitzung vom 23. machte man es eben so, nur fiel es noch etwas schlimmer aus. Es regnete stark, als die Deputirten sich bei dem Eingang zusammenpreß-

ten, der nur von oben bedeckt war, von allen Seiten aber dem Wind und Wetter offen stand. Welchen Einfluß solch läppisches Benehmen auf die Revolution gehabt haben mag, will ich weder untersuchen noch entscheiden. Aber wer die Menschen kennt und weiß, welche große Folgen oft kleine Ursachen haben, der wird beurtheilen, wie die Persönlichkeit Einzelner auch hier auf das Allgemeine wirken mußte. Nicht blos bei Hofe finden wir die einflußreichen Handschuhe und das Fenster von Trianon. Es leiden noch Andre, als Königinnen und Könige an solchen Schwächen.

Mit Bedauern sieht man, wie der wohlwollende Ludwig XVI. sich durch seine eitle und leichtfertige Umgebung von einer Inconsequenz zur andern verleiten läßt. Das anmaaßende Hofvolk wußte nur zu reizen und herauszufordern und dann, wenn es allenthalben an der nöthigen Einsicht und Kraft gebrach, kleinmüthig nachzugeben. So hatte nun der König die Vereinigung der drei Stände befohlen, die einige Tage vorher in feierlicher Sitzung von ihm war verboten worden. Diese Unzuverlässigkeit gab dem Regenten ein falsches und treuloses Ansehen, ließ ihn alle Fehler der Gewalt begehen, um sie mit denen der Schwäche, welche sie wieder gut machen

sollten, zu verschlimmern, versetzte ihn beständig in den Zustand des Kriegs und nahm ihm alle Mittel, ihn zu führen. Diese unentschiedene, zweideutige Haltung war das Verderben des Königs und das Unglück der Revolution.

Jetzt, mit der Vereinigung der drei Stände, beginnt für Frankreich eine ganz andere Geschichte. Die Schranken sind aufgethan zum furchtbaren, heißen und blutigen Kampfe zwischen den beiden Gegensätzen, die man die alte und die neue Ordnung der Dinge, Sklaverei und Freiheit, Willkür und Gesetz, Servilität und Liberalität, am richtigsten wohl Aristokratie und Volk zu nennen pflegt.

Sieyes hat den Gegenstand des Streites sehr richtig aufgefaßt und die öffentliche Meinung darüber aufgeklärt. In seiner Schrift: Qu'est-ce que le tiers-état? hat er ein rechtes Wort, und zwar zu rechter Zeit (1789) gesprochen. Was ist der dritte Stand? In der Beantwortung dieser Frage liegt eigentlich der Inbegriff aller Forderungen der Gegenwart. Ist sie praktisch gelöst, dann wird der Streit sich legen, der die gebildete Welt theilt, denn alle Erörterungen und Zwistigkeiten, welche in so verschiedener Gestalt die gesetzgebenden Versammlungen

und die Politiker beschäftigen, um für das Gebäude des Staates und des gesellschaftlichen Lebens ein sichres Fundament zu finden, hängen mit der Frage zusammen: Was ist der dritte Stand? Da die Schrift selten geworden seyn mag, so wollen wir aus ihr anführen, was dem Verfasser der dritte Stand bedeutet:

„Was gehört dazu," sagt Sieyes, „damit eine „Nation bestehe und gedeihe? Privatarbeiten und „öffentliche Dienste. Alle Privatarbeiten lassen sich „in vier Classen bringen: 1) Da die Erde und das „Wasser den ersten Stoff der menschlichen Bedürfnisse „liefern, so begreift die erste Classe alle Familien, „welche sich mit dem Feldbau beschäftigen. 2) Von „dem ersten Verkauf der Naturerzeugnisse bis zu ih„rem Verbrauche giebt eine mehr oder weniger zu„sammengesetzte Arbeit denselben einen zweiten, grö„ßern oder geringern Werth. So gelingt es der „menschlichen Industrie, die Wohlthaten der Natur „zu vervollkommnen und den Werth des rohen Stof„fes zwei-, zehn- ja hundertfach zu vermehren. „Darin bestehen die Arbeiten der zweiten Classe. 3) „Zwischen der Production und Consumtion, wie auch „zwischen den verschiedenen Abstufungen der Produc-

„tion bildet sich eine Menge sowohl den Consumenten „als den Producenten nützlicher Zwischenagenten, das „sind die Krämer, Kauf- und Handelsleute. Die „Handelsleute, die beständig die Bedürfnisse der ver„schiedenen Gegenstände und Zeiten berechnen und „vergleichen und auf den Gewinn, den ihnen das „Aufbewahren und der Transport bringt, speculiren; „die Kaufleute und Krämer, die sich mit dem Absatze „an die Verzehrer, sey es nun im Großen oder im „Kleinen, beschäftigen, bilden die dritte Classe. 4) „Außer diesen drei Classen arbeitsamer und nützlicher „Bürger, die sich mit den Gegenständen des Ver„brauchs beschäftigen, braucht man in der Gesellschaft „noch eine Menge Arbeiten und Beschäftigungen, die „sich unmittelbar auf die Person beziehen und ihr „angenehm oder nützlich sind. Diese vierte Classe „begreift die Arbeiten von den ausgezeichnetsten wis„senschaftlichen und liberalen bis zu den gemeinsten „des Hausdienstes in sich."

„Das sind die Arbeiten, durch welche die Ge„sellschaft besteht. Wer verrichtet sie? Der dritte „Stand."

„Die öffentlichen Dienstverrichtungen können auch, „wie die Sachen jetzt stehen, unter vier bekannte Be-

„nennungen gebracht werden: Soldat, Richter, Prie=
„ster und Verwalter. Es wäre überflüssig, sie einzeln
„durchzugehen, um zu zeigen, daß der dritte Stand
„allenthalben neunzehn Zwanzigtheile davon ausmacht,
„mit dem Unterschiede, daß er die Beschwerlichkeiten
„und die Mühe dabei übernimmt, denen der privile=
„girte Stand sich entzieht. Die einträglichen Plätze
„und Ehrenstellen nehmen Glieder dieses Standes ein.
„Sollen wir ihnen ein Verdienst daraus machen?
„Dann müßte der dritte Stand diese Stellen entweder
„nicht annehmen wollen oder weniger geschickt seyn,
„sie zu bekleiden. Wie es damit steht, wissen wir.
„Indessen wagte man es doch, den dritten Stand aus=
„zuschließen. Man sagte zu ihm: „„Welches auch deine
„Dienste, deine Talente seyn mögen, so weit gehst du
„und nicht weiter. Es ist nicht gut, daß du zu Eh=
„ren gelangst."" Seltne Ausnahmen, die man wür=
„digt, wie sie es verdienen, sind eigentlich nur Spott,
„und die Sprache, die man sich bei diesen Gelegenhei=
„ten erlaubt, ist eine Beleidigung mehr."

„Wenn dieses Ausschließen ein gesellschaftliches
„Verbrechen gegen den dritten Stand ist, dürfte man
„dann wenigstens sagen, es sey der öffentlichen Sache
„nützlich? Wie, kennt man vielleicht die Wirkung der

„Monopolien nicht? Weiß man nicht, daß sie die-„jenigen unfähig und ungeschickt machen, für welche „die Begünstigungen bestehen? Weiß man nicht, daß „jedes Werk, zu dessen Hervorbringung die freie „Concurrenz fehlt, theurer und schlechter wird?“

„Macht man irgend einen öffentlichen Dienst zur „Ausstattung eines besondern Standes, dann muß „nicht nur der Mensch, welcher arbeitet, besoldet „werden, sondern auch alle Uebrigen von derselben „Kaste, die nicht angestellt sind, die Familien jener, „die eine Anstellung haben, und die derjenigen, wel-„che ohne Anstellung geblieben. Bedenkt man auch, „daß eine solche Ordnung der Dinge, für die wir „eine seltsame Achtung haben, uns in der Geschichte „von Altägypten und in den Reiseberichten von Ost-„indien verächtlich erscheint? . . . Doch übergehen wir „Betrachtungen, die den Gegenstand weiter ausfüh-„ren, vielleicht auch aufklären, aber unsern Gang „doch zu sehr aufhalten würden. Nur die Bemer-„kung erlaube man uns noch, wie abgeschmackt es „ist, wenn man sagt, die Nation sey nicht für den „Beherrscher da, doch zu behaupten, sie sey für ei-„nige ihrer Glieder.“

„Es genügt hier, gezeigt zu haben, daß der an-

„gebliche Nutzen eines privilegirten Standes für den „öffentlichen Dienst nur eine Chimäre ist; daß ohne „denselben der dritte Stand alle Beschwerden dieses „Dienstes übernimmt; daß ohne ihn die höhern Stel= „len ungleich besser besetzt würden; daß diese eigent= „lich eine Belohnung der Talente und anerkannten „Dienste seyn sollten, und daß, wenn es den Pri= „vilegirten gelungen ist, alle Stellen, mit denen be= „deutende Einkünfte und Auszeichnungen verbunden „sind, an sich zu bringen, dies ein gehässiges Unrecht „gegen die Gesammtheit der Bürger und ein Ver= „rath an der öffentlichen Sache sey."

„Wer möchte demnach die Behauptung wagen, „der dritte Stand vereinige nicht alles in sich, was „eine Nation macht? Er gleicht einem rüstigen, star= „ken Manne, dessen einer Arm noch gefesselt ist. „Nähme man den privilegirten Stand hinweg, dann „würde die Nation nicht etwas weniger, sondern et= „was mehr. Was ist also der dritte Stand? Alles, „aber noch gefesselt und unterdrückt. Was würde er „ohne den privilegirten Stand seyn? Alles, aber „frei und blühend. Ohne ihn kann im Staate nichts „bestehen und gehen, ohne die übrigen bestände und „ginge alles besser."

„Es ist nicht genug, gezeigt zu haben, daß die „Privilegirten, weit entfernt der Nation nützlich zu „seyn, sie nur schwächen und ihr schaden, man muß „noch beweisen, daß sie durchaus nicht zur gesell= „schaftlichen Organisation gehören, daß sie wohl eine „Last für die Nation seyn mögen, nie aber einen „Theil davon ausmachen können."

„Von der Geistlichkeit rede ich nicht. Nach mei= „ner Ansicht ist sie kein besonderer Stand, sondern „eine Classe Staatsbürger, die mit einem öffentlichen „Dienste bekleidet ist, und gerade darum ist und gilt „sie etwas. Wäre die Geistlichkeit nichts als ein „Stand, dann wäre sie nichts Wirkliches, nichts „Reelles. In einer politischen Gesellschaft giebt es „nur öffentliche und Privatgeschäfte. Alles Weitere „sind alberne oder gefährliche Chimären. Bei der „Geistlichkeit giebt es keine privilegirte Personen, „sondern eine privilegirte Dienstverrichtung, was „etwas ganz Verschiedenes ist. Hat die Kirche mü= „ßige Benefizien, dann ist das ein Mißbrauch. Alle „Geistlichen sollen nützlich seyn, entweder bei dem „öffentlichen Unterrichte, oder bei den gottesdienstli= „chen Verrichtungen. Weil man eine lange Reihe „von Prüfungen bestehen muß, ehe man Geistlicher

„werden kann, darf man die Geistlichkeit nicht als „eine besondere Kaste ansehen. Diese Benennung „(Kaste) bezeichnet eine Classe Menschen, die, ohne „Dienstverrichtungen und ohne Nutzen, nur dadurch, „daß sie existiren, Privilegien genießen, welche mit „ihrer Person verbunden sind. Von diesem Gesichts„puncte, welches der wahre ist, giebt es nur einen „privilegirten Stand — den Adel. Die Geistlichkeit, „die richterliche Partei, der Soldat und die Verwal„tungsbehörde sind vier Classen Bediensteter, ohne „die kein gemeines Wesen bestehen kann. Man klagt „sie in Frankreich (1789) des aristokratischen Geistes „an, weil die adeliche Kaste sich aller guten Stellen „bei denselben bemächtigt hat."

„Es ist gar nicht möglich, bei der Aufzählung „der Elemente, aus denen eine Nation besteht, eine „Stelle für die privilegirte Kaste zu finden. Aller„dings giebt es Individuen, die wegen körperlicher „oder geistiger Gebrechen unfähig sind, an den Ar„beiten der Gesellschaft Theil zu nehmen. Ausnah„men und Mißbräuche findet man bei jeder Regel „und besonders in einem großen Reiche. Aber man „wird doch wenigstens eingestehen, daß ein Staat „um so vollkommener ist, je weniger Mißbräuche es

„in ihm giebt. Der unvollkommenste von allen wäre „aber doch wohl derjenige, wo nicht blos einzelne „Menschen unthätig blieben, sondern eine ganze Classe „von Bürgern ihren Stolz darin fände, mitten in „der allgemeinen Bewegung unbeweglich zu seyn, und „die Erzeugnisse nur verzehrte, an deren Hervorbrin„gung sie keinen Theil genommen."

„Was ist eine Nation? Eine Vereinigung von „Menschen, die unter einem gemeinschaftlichen Ge„setze leben und durch dieselbe Gesetzgebung vertreten „werden. Ein privilegirter Stand, der besondere „Rechte und Begünstigungen hat, tritt aus der ge„meinschaftlichen Ordnung, aus dem gemeinschaftli„chen Gesetze. So machen seine bürgerlichen Rechte „diesen Stand zu einem besondern Volke in der Na„tion. Es ist wahrhaft imperium in imperio."

„Auch seine politischen Rechte übt er besonders „aus. Er hat seine eignen Repräsentanten, die durch„aus keine Vollmacht vom Volke haben. Seine De„putirten sitzen besonders und haben auch ein beson„deres Interesse zu wahren."

„Der dritte Stand umfaßt demnach alles, was „zu einer Nation gehört, und alles, was nicht zum „dritten Stande gehört, kann sich nicht als zur Na-

„tion gehörig betrachten. Was ist der dritte Stand? „Alles."

„Wir wollen den Zustand der Sklaverei nicht „untersuchen, in dem das Volk so lange geschmach= „tet, auch den des Zwanges und der Erniedrigung „nicht, in welchem es noch festgehalten wird. Sein „bürgerliches Verhältniß hat sich verändert; es muß „sich noch verändern. Keine Nation, ja nicht einmal „ein einzelner Zweig derselben, kann frei werden, wenn „es der dritte Stand nicht ist. Durch Privilegien „wird man nicht frei, wohl aber durch die Rechte „des Bürgers, Rechte, die Allen gehören."

„Wenn die Aristokraten es versuchten, das Volk „in der Unterdrückung zu erhalten, dann dürfte die= „ses fragen: mit welchem Rechte? Sagt man: durch „das Recht der Eroberung, dann freilich geht es et= „was weit zurück. Doch braucht der dritte Stand „sich nicht zu fürchten, ins graue Alterthum hinauf= „zusteigen. Er versetzt sich in das Jahr, das gerade „der Eroberung vorausgegangen ist; und da er jetzt „stark genug seyn mag, sich nicht erobern zu lassen, „so dürfte sein Widerstand ohne Zweifel einige Wir= „kung thun. Warum sollte er nicht alle Familien, „welche die thörichte Anmaßung nähren, von dem

„Geschlechte der Eroberer abzustammen und ihre Rechte „geerbt zu haben, in die fränkischen Wälder zurück„schicken? Die Nation würde sich wohl mit dem Glau„ben trösten können, daß sie nur aus Nachkommen „von Galliern und Römern bestehe. Wirklich, wenn „man doch einen so großen Werth darauf legt, zwi„schen Geburt und Geburt zu unterscheiden, könnte „man unsern armen Mitbürgern dann nicht offen„baren, daß die Abkunft von Galliern und Römern „leicht so viel werth seyn möge, als die von Sigam„bern und andern Wilden, die aus den germanischen „Wäldern und Morästen gekommen sind? Gut, sagt „man; aber die Eroberung hat alle Verhältnisse ge„ändert, und der Geburtsadel steht mit dem Erobe„rer auf einer Seite. Auch gut, dann läßt man ihn „wieder auf die andre Seite treten; der dritte Stand „muß, wenn er erobernd wird, auch seiner Seits „adelich werden."

„Haben sich aber die Geschlechter verschmolzen, „und fließt das fränkische Blut, das in seiner Rein„heit eben nicht besser seyn möchte, mit dem gallischen „vermischt, und sind die Ahnen des dritten Standes „die Väter der ganzen Nation, darf man dann nicht „hoffen, einmal den Hauszwist und Brudermord enden

„zu sehen, zu dem sich eine Classe berechtigt glaubt? „Warum sollten die Vernunft und Gerechtigkeit, die „eines Tags doch eben so stark werden könnten als „die Eitelkeit, die Privilegirten nicht bestimmen, aus „einem neuen, aber wahreren und gesellschaftlicheren „Interesse, selbst um ihre Wiederaufnahme in den „dritten Stand anzusuchen?“

„Unter dem dritten Stande muß man die gesamm„ten Bürger verstehen, die einem gemeinschaftlichen „Gesetze unterworfen sind. Alles, was gesetzmäßig pri„vilegirt ist, tritt aus der gemeinschaftlichen Ordnung „heraus, macht eine Ausnahme von dem Gesetze und „gehört demnach nicht zum dritten Stande. Wir haben „es schon gesagt: ein gemeinschaftliches Gesetz und eine „gemeinschaftliche Repräsentation machen eine Nation.“

Ich habe mich bei den Vorzeichen und dem Ausbruche der französischen Revolution etwas lange aufgehalten, weil mir die Untersuchung wichtig schien, wie sie hätte vermieden werden können. Die Kunst, Revolutionen vorzubeugen, auf die man sich schlecht zu verstehen scheint, halte ich für weit nützlicher und leichter als die, sie zu machen und zu leiten. Auch ist die Aufgabe sehr an der Zeit.

Eilfter Abschnitt.

Die Nationalversammlung — Gesetzgebende Versammlung.

Die constituirende Versammlung fand bei Vollendung des Werks, wie sie es verheißen hatte, unendliche Schwierigkeiten. Für sie waren allerdings der Wunsch des Volks im Allgemeinen und sein Bedürfniß, die herrschenden Ideen, durch die Fortschritte der Aufklärung in Umlauf gesetzt, mit einem Worte, die öffentliche Meinung. Aber es ist noch weit von der Erkenntniß einer Wahrheit zu ihrer Anwendung, von der bessern Einsicht zur bessern That, besonders, wenn Gewohnheit, Sitte, oft selbst Interesse sie feindlich scheiden. Es gehört etwas mehr als eine Proclamation, ja sogar mehr als eine Constitution dazu, ein Volk frei zu machen. Mit den Trümmern des Despotismus das Gebäude einer gesetzlichen Ordnung aufzuführen, erscheint immer und allenthalben als ein

schweres Unternehmen, um so mehr, wo die Wurzeln der Sklaverei und Willkür in die Elemente des bürgerlichen und geselligen Lebens eingewachsen sind. Nicht nur Gesetze, Gewohnheiten, Sitten, Herkommen und Lebensweise, sondern auch ökonomische Beziehungen, die Theilung des Vermögens und der Arbeit erschwerten die Einführung einer bessern Ordnung der Dinge. Sechzig tausend Edelleute mit ihrem zahlreichen Gefolge von Bediensteten und Schützlingen, die Officiere und angesehensten Beamten, die dem bevorrechteten Stande angehörten, hunderttausend Privilegirte, die nicht, wie das Volk, Abgaben zu entrichten hatten, zweimalhundertausend Geistliche, die immer noch einen großen Einfluß auf die weltlichen Angelegenheiten und besonders auf die Gewissen hatten, fanden ihren Vortheil beim Bestehen des Hergekommenen. Dazu rechne man noch ein müßiges Volk von Arbeitscheuen und Dürftigen, die Diener des Luxus und Handlanger der Künste, wie sie unsere Städte brauchen und unterhalten, Tausende von Menschen, die nichts haben und Niemand angehören, die ihren Unterhalt in dem Geschäfte finden, für die Bedürfnisse und Launen eines weichlichen, gekünstelten, wohl auch schlechten Lebens zu

sorgen, wie man es nach unsrer Weise lebt, Taugenichtse, Unwissende, Gewissenlose, die sich von Jedem brauchen lassen, der sie bezahlen oder verführen kann, Leute solcher Art, wie sie jede Stadt, Paris aber in größerer Anzahl als alle andere zählt, das sind wohl Werkzeuge zum Zerstören, aber nicht zum Bauen, Elemente der Verwirrung, aber nicht der Ordnung, tauglich eine Revolution zu machen, aber nicht eine gesetzliche Verfassung einzuführen.

Man hat die Einführung einer freien Verfassung in Frankreich mit der Begründung der Unabhängigkeit der vereinigten Staaten zusammenstellen wollen. Die aber, für welche der Geist und das Wesen mehr sind als Wort und Form, werden zwischen beiden weniger Aehnlichkeit als Verschiedenheit finden. In Nordamerika gab es nichts zu zerstören, es war nur aufzubauen. Da wußte man nichts von alten Rechten, Ansprüchen, Auszeichnungen, Vorurtheilen und Begünstigungen, die man bekämpfen oder schonen mußte, nichts von verschiedenen Ständen, bestehenden Verhältnissen, die, wenn auch noch so unverträglich mit einer gerechten und vernünftigen bürgerlichen Einrichtung, sich zu behaupten suchten, nichts von überwiegendem Einflusse des Reichthums

und der Geburt, nichts von mächtigen Nachbarn, die man durch innere Anordnungen verletzen, deren Eifersucht, Haß oder Neid man auf sich ziehen konnte. Hier galt Jeder, was er war, besaß, was er erworben hatte, und fand in Geschicklichkeit und Fleiß die Mittel eines ehrbaren Auskommens. In Amerika begann die Bahn des bürgerlichen Lebens; in Frankreich, wie in den meisten Staaten Europa's, war sie fast ausgelaufen, und nach allen Verirrungen, Thorheiten und Ausschweifungen soll uns die Kunst hier geben, was die Natur dort giebt. „In Amerika, „sagt Rabaut, konnte die Freiheit sich leicht be„gründen, weil es daselbst weder Könige, noch Prie„ster, weder Doctoren, noch Edelleute gab. Anders „verhielt es sich dagegen in der alten Welt unter „großen, volkreichen Städten, wo der Boden mit „Domkirchen, Stiften, Gefängnissen, Kasernen, Klö„stern, Gerichts- und Kapitelstuben übersäet ist, und „wo sie eigentlich Niemand als die Weisen und Völ„ker für sich hat.“ Die Völker? guter Rabaut! Das Bedürfniß quält sie allerdings, doch kennen sie das Mittel nicht, es zu befriedigen. Die Völker haben das Loos der Fürsten; in ihrem Namen wird gar viel verlangt, verheißen und befohlen. Wären

wir mit unsrer Hoffnung auf die Weisheit der Völker und die Kraft der Weisen angewiesen, dann thäten wir wohl, auf ihre Erfüllung noch eine geraume Zeit Verzicht zu leisten.

Eine der größten Schwierigkeiten fand die Nationalversammlung darin, daß sie eine constitutionelle Monarchie mit einem schon vorhandenen Könige, der überdies unumschränkt gewesen war, einführen sollte. Diesem, der verlieren mußte, blieb das Recht, zu geben, oder zu versagen. Er konnte die Decrete der National-Versammlung genehmigen oder verwerfen. Mußte er nicht in jedem Vorschlage von dem Alten, das er als sein wohlerworbenes Recht betrachtete, etwas aufzuheben, einen Angriff auf sich, eine Beleidigung und Herausforderung sehen? War er auch selbst geneigt, zu geben, dann legten ihm Andere die eigene Beraubung oder die der ersten Stände an das leicht verwundbare Herz. Wollte er dagegen versagen, dann schrieen Volk und Volksvertreter über feindselige Eigenmacht. Der Versuch, auf dem Wege der Unterhandlung mit dem alten Regenten eine neue Verfassung einzuführen, ist unendlich schwer. Bei uns mag er in die lange Reihe der politischen Neckereien und Mystificationen, mit denen wir uns

ergötzt oder hintergangen haben, gehören. Die Fälle lassensich wohl zählen, wo eine solche Uebereinkunft zwischen Fürst und Volk aufrichtig unternommen und zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen worden ist. Es ist mehr ein Schauspiel, eine Redensart des schauspiellustigen und redensartigen Geschlechts, das davon mit Andacht und Salbung spricht, große Hoffnungen darauf gründet, die, wie die Sache selbst, im Drange der Begebenheiten, bald vergehen und vergessen werden.

Die constituirende Versammlung hat mit aufrichtigem Eifer alles gethan, um eine neue bessere Ordnung der Dinge einzuführen. Zu ihren denkwürdigsten Sitzungen gehört gewiß die in der Nacht vom 4ten August, wo auf den Antrag des Vicomte von Noailles, den der Herzog von Aiguillon unterstützte, alle Privilegien, alle drückende Rechte und Abgaben, die auf dem Unterschied der Stände oder der Geburt beruheten, aufgehoben wurden. Es war ein schönes Schauspiel, die Begünstigten des Adels und der Geistlichkeit zu sehen, wie sie, von heiliger Begeisterung ergriffen, alle ihre Privilegien auf dem Altare des Vaterlands zum Opfer brachten. Dem erhebenden Beispiele folgten die Länder und

Städte, welche im Besitze besonderer Vorrechte und Freiheiten waren, und legten die Pergamente und Urkunden, die ihnen dieselben sicherten, vor dem Sitze des Präsidenten mit der Erklärung nieder, sie wollten Eines sein mit allen Andern, eine Nation, eine Familie.

Mit dem großmüthigen Opfer, das einige Edelleute in der National-Versammlung so bereitwillig gebracht hatten, zeigte sich der Adel nicht zufrieden. Ueberhaupt ist es ein großer und gefährlicher Irrthum, der die Tyrannei kaum weniger begünstigt, als der Grundsatz des göttlichen Rechts der Könige, wenn man die Committirten und ihre Committenten, die Stellvertreter des Volks und das Volk als identisch und gleichbedeutend nimmt. So wie die Repräsentanten einer Nation in dieser Eigenschaft beisammen sind, beseelt sie ein neuer, eigner Geist, der keineswegs von der Nation ausgeht, sondern von der Corporation geboren wird und diese sogar dem Volke feindlich gegenüberstellen kann. Nicht einmal von den Individuen ist hier die Rede, von den An- und Absichten, Wünschen und Interessen, die Jedem besonders eigen sind; nicht davon, daß er seiner Eitelkeit, seinem Ehrgeiz und seiner Habsucht

die Pflichten seines Berufs opfern kann, wie jeder Beamte und Angestellte; daß er sogar, was häufig genug geschieht, die Stelle eines Repräsentanten darum sucht, um seine Talente und seinen Einfluß an den Preis zu bringen und seine Committenten zu verkaufen. Nein, darauf will ich aufmerksam machen, daß die Repräsentanten, als Versammlung, als politische Institution, ihr Interesse und Streben haben, das mit dem Interesse und den Wünschen des Volks im Widerspruche steht; und daß eine National-Versammlung, ein gesetzgebender Körper, oder ein Parlament sich darin von einem Könige oder Senat nicht unterscheidet. Ob Einer oder Mehrere die Gewalt üben, gesetzmäßig oder mit Willkür üben, in der Ausübung derselben sich zu befestigen und zu behaupten, sie zu persönlichen Zwecken auszuüben suchen, das ist wohl einerlei. Ein Tarquin oder zehn Tarquine in den Decemvirn, gesetzloses Herrschen durch Furcht und Schrecken, es komme von einem Könige, von einem Rathe der Inquisitoren, oder dem Heilsausschusse, das macht für die Unterdrückten keinen Unterschied. Mit welchem Parlamente ist das englische Volk im Willen und Inter-

Eins gewesen? mit jenem, das mit Cromwell

Karl I. gerichtet und das Königthum abgeschworen, oder mit dem, das mit Monk Karl II zurückberufen und die alte Regierung wieder hergestellt? Welche Repräsentanten erkannte es als seine wirklichen und wahren an, wenn die Repräsentation sich feindlich theilte, sich verfolgte, unterdrückte, proscribirte, aufs Blutgerüst schickte, die Schlächter oder die Geschlachteten, die Aechter oder die Geächteten? Diese und jene sind aus seiner Wahl hervorgegangen, erhielten gleiche Beweise seines Vertrauens, eine gleiche Sendung. Welche waren die Stellvertreter der Nation am 31. Mai, am 9. Thermidor, am 18. Fructidor und an so manchen andern Tagen? die Sieger oder die Besiegten, die Opferer oder die Geopferten? Jede Macht glaubt Eigenmacht zu werden, und jede Gewalt neigt zur Willkür hin, sie wirke durch Einen oder Mehrere, durch Wenige oder Viele. Einer Stellvertretung, und ist sie noch so rein vom Volke ausgegangen, wohnt die unreine Neigung bei, sich zu erweitern, zu vergrößern, zu befestigen und zu verewigen. Der Trieb, der das Einzelne bewegt, bewegt und treibt auch Mehrere, Viele, die Gesammtheit, und was erhaltend, vertheidigend, um sich greifend, wir Selbst- und Eigenliebe oder Selbstsucht

bei Individuen heißen, heißt Standes- und Corporationsgeist bei Ständen und Körperschaften, Nationalgeist bei Nationen. Die Neigung, sich die Vortheile anzueignen, die Nachtheile aber Andern zuzuweisen, darf, ja muß man, in der Regel, bei jedem Menschen, bei jeder Stelle voraussetzen, man nenne sie Consulat, Directorium, Senat, König, Kaiser, Reichsstände, oder Parlament; sie streben alle nach Unabhängigkeit. Der Wille ist bei allen, nur mehr oder minder stark, und nicht von gleicher Kraft gehalten. Bei einer Versammlung, die gewählt wird, sind beide darum geringer anzunehmen, weil Mehrere, die sich leicht widersprechen und hindern, nicht mit der Beharrlichkeit und Anstrengung einen Zweck verfolgen, wie der Einzelne, der nur durch und für sich handelt und die Sache auch nur mit sich zu berathen hat. Wegen der kurzen Dauer der stellvertretenden Wirksamkeit hat eine solche Versammlung nicht Zeit genug, selbstsüchtige Entwürfe durchzusetzen, und da die Wahl ihrer Glieder von dem Vertrauen des Volks abhängt, so müssen sie dieses vor allem zu verdienen und zu erhalten suchen. Uebrigens würden sie auch, was sie an Macht und Ansehen gewinnen, bei dem öfteren Wechsel der Stellver-

treter, nicht lange besitzen, und gäben ihren Nachfolgern, wenn sie selbst wieder in die Masse des Volks treten, die Waffen gegen sich in die Hand, welche sie für sich gebrauchen wollten. Darum wird sich auch eine Nation um so besser vertreten sehen, je mehr die Zahl der Repräsentanten mit der Volkszahl im Verhältniß steht, je unmittelbarer der Antheil ist, den das Volk an der Wahl hat, und je öfter sich diese wiederholt. Doch darf man diese Vortheile nicht zu weit verfolgen, wenn sie nicht Nachtheile werden sollen. Alles hat sein rechtes Maas, sogar die Tugend, die Andacht, Gerechtigkeit und Weisheit; und selbst die Schönheit, wenn sie es überschreitet, wird ein Zerrbild. Alles, was darunter oder darüber ist, wird Mangel hier, dort Uebermaas, und darum Fehler und Gebrechen. Mit Verstand, Klugheit und gutem Willen läßt sich das vermeiden, und das Schickliche, Gute und Wahre finden.

Eine Versammlung von Abgeordneten der Nation wird sich immer mit dieser zu identifiziren suchen, eben weil sie dadurch unwiderstehlich, allmächtig werden kann. Diese täuschende Verwechselung benutzt sie oft, wie die Geschichte zeigt, um ihre Gebieterin zur Sclavin zu machen und die Nation in

ihrem Namen und in ihrem Auftrage zu mißhandeln. Die gesetzgebenden Versammlungen vom Anfange der Revolution an haben, mit seltnen Ausnahmen, die Wahrheit dieser Bemerkung, die ich für wichtig halte, hinlänglich dargethan. Bedürfte sie indessen noch anderer Beweise, dann würden sie auch die römischen Volkstribunen und die englischen Parlamente in großer Anzahl liefern. Erst ist von nichts die Rede, als von dem Wohle des Volks, von der Heiligkeit seiner Rechte und dem ungemessenen Umfange seiner Macht. Freiheit der Wahlen und der Presse ist die erste und unerlaßliche Bedingung aller Freiheit im Staate. Das sind lauter Sprossen in der Leiter, auf der man in die Höhe will. Wer oben ist, zieht die Leiter nach, damit ihm Niemand auf derselben nahe kommen oder ihn verdrängen könne. Welche Macht in Frankreich, die constituirende Versammlung ausgenommen, hat die Freiheit der Presse geachtet? Welcher war die Freiheit der Wahlen heilig? Welche brauchte nicht ein außerordentliches Gericht, Revolutionstribunal, Militaircommission, Special- oder Prävotalgericht genannt?

Mit dem Ausspruche: wir handeln im Namen der Nation, der Quelle aller Gewalt im Staate,

der souverainen Macht; wir und diese Nation sind Eins; wir vertreten ihre Stelle, wird jeder Widerstand Aufruhr, Hochverrath. Die Versammlung ist heilig, unverletzlich und hat alle Eigenschaften von Rousseau's allgemeinem Willen. Als Quelle des Gesetzes und Organ der souverainen Macht, steht sie über dem Gesetze. So wird die Willkürherrschaft mit dem besten Willen für das allgemeine Wohl, für die Gerechtigkeit und Freiheit, nach den Grundsätzen des populärsten Staatsrechts, gegründet. Das wird durch den einzigen Zug der politischen Taschenspielerkunst bewirkt, der die Delegirten einer Nation der Nation selbst unterschiebt. Die gehorsamen Diener des allgemeinen Willens sehen sich so auf einmal in seine Herren verwandelt. So pflegt der Hochmuth mit gutem Erfolge den Weg der Demuth einzuschlagen. Der heilige Vater hat sich, als Knecht der Knechte Gottes, eine dreifache Krone aufs Haupt gesetzt und, als Statthalter des Allmächtigen, seine Stelle auf der Erde eingenommen. Eine National-Versammlung ist so wenig mit der Nation dieselbe, als ein König oder Senat, und diese sind so heilig und unverletzlich, wie jene. Sie haben alle eine übertragene Gewalt, die sie auch alle zu ihrem eignen

Vortheil, nach persönlichen Rücksichten oder im Interesse ihrer Stelle mißbrauchen können. Der Unterschied, der die Eigenmacht einer Versammlung oder einer nur auf einige Zeit verliehenen Gewalt weniger fürchten läßt, als die eines Einzigen, oder einer erblichen Regierung, liegt, wie wir schon gesagt, darin, daß bei der Mehrheit der Individuen, die jene bilden, jeder persönlichen Neigung, Leidenschaft und Gewalt leicht eine andere störend und hemmend entgegentritt, auch eine prekäre Herrschaft weder die Zeit noch das Interesse hat, sich ungebührlich zu vergrößern. Wo der Gewalthaber nach vollbrachter Amtsführung wieder in die Reihe der Bürger tritt, da könnte er in der Willkür seiner Stelle nur seine künftige Sclaverei begründen.

Um der unwiderstehlichen Gewalt einer National-Versammlung oder gesetzgebenden Behörde Schranken zu setzen, bildet man sie heilsam aus zwei Kammern, von denen aber die eine weder aus gebornen Mitgliedern bestehen, noch einem eigenen begünstigten Stande angehören muß. Nur um die Gewalt und Schnelligkeit der Bewegung zu brechen, mit der eine Kammer hinreißt und sich hinreißen läßt, macht man deren zwei. Hätte die National-Versammlung

sich auf diese Art getheilt, dann würde die Revolution in vielem sich anders gestaltet haben. Aber diese Theilung lag so wenig in der Neigung und den Ansichten der Zeit, daß in der National-Versammlung ihre Einheit und Untheilbarkeit mit 911 Stimmen gegen 89 beschlossen ward. Eine Pairskammer, wie die englische, fand bei ihr wie bei dem Volke schon darum keinen Beifall, weil man in ihr einen constitutionellen Zufluchtsort für die Aristokratie und das Feudalwesen sehen wollte. Die warmen Lobsprüche, welche Montesquieu und Delolme der brittischen Constitution ertheilt hatten, kühlte die Erfahrung mit jedem Tage merklicher ab. Das gerühmte Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Gewalten und die abgemessene Vertheilung des Einflusses auf die Gesetzgebung und die öffentlichen Angelegenheiten unter den König, die Pairs und die Gemeinen, an der das schöne Ebenmaas bewundert wurde, wollte sich auch nicht ganz bewähren. Allerdings verdiente die englische Constitution, daß Montesquieu sie rühmte, daß andere Völker, in ihrer Lage, mit Sehnsucht nach dem glücklichern Zustande von Großbritannien sahen. Doch lohnte es sich der Mühe, die Untersuchung anzustellen, ob England die Vorzüge, deren es

sich erfreut, allein seiner Constitution verdanke; ob andere Völker sich mit derselben eben so wohl befinden würden; endlich und vor allem, ob die Lage Englands wirklich so beneidenswerth und glänzend sey, wie sie von so vielen Schriftstellern geschildert wird. Darüber belehrt uns vielleicht die nahe Zukunft; denn schwerlich läßt sich die Unnatur seines künstlichen Zustandes, seine Sirenengestalt, welche die schöne Hälfte des menschlichen Leibes dem bezauberten Auge über dem Wasser zeigt, den abschreckenden thierischen Theil aber in der Fluth versteckt, auf die Dauer verbergen.

Wie dem indessen auch immer sey, ich möchte wenigstens nicht behaupten, daß die Nationalversammlung mit Unrecht ein Oberhaus nach dem Muster des englischen abgewiesen habe. England kommt mit seiner Pairschaft zurecht; das ist gut für dasselbe. Ohne sie wäre es vielleicht nicht schlimmer, vielleicht auch besser daran. Da sie indessen in seine Verfassung eingeflochten, ja verwachsen ist, so kann es ohne gefahrvolle Störung einen Versuch nicht machen, bei dem Frankreich nichts wagte. Hier war die Stimmung auf keine Weise für den Adel. Der Widerspruch, in den sich der größte Theil desselben mit

den Wünschen und Forderungen der Nation gesetzt, die frische Erinnerung alles Segens, den die Feudalaristokratie über das Reich gebracht, die Zögerung des Königs endlich, die Beschlüsse der Nationalversammlung vom 4. August zu sanctioniren, welche dem Einflusse der Edelleute zugeschrieben ward, die ihre Privilegien durchaus behaupten wollten, das alles verbesserte diese Stimmung nicht.

Es ist nur zu gewiß, daß die unselige Stellung, welche der Hof und die Aristokratie dem Könige gegen die Nation und ihre Sache gaben, einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Verfassung und die Rolle hatte, die das Königthum in ihr erhielt. Wie ließ sich erwarten, den Thron mit der Macht und dem Glanze bekleidet zu sehen, die ihm oft zum Vortheil des Staates gegeben worden, da man mit dem, der auf ihm saß, im Kriege lebte? da man fürchten mußte, er werde alle Mittel, die ihm zu Gebote ständen, benutzen, um die alte Ordnung der Dinge wiederherzustellen und die Nation und ihre Stellvertreter zu unterdrücken? Daß diese Furcht nicht ungegründet war, bewiesen Wort und That, des Hofes ganzes Benehmen und die Aeußerungen und Schritte der fremden Cabinete. Was konnte aus dem Kö-

nigthum in einer Verfassung werden, als deren gefährlichsten Feind man den König selbst betrachtete? Sollte man ihm und dem Adel Waffen gegen sich in die Hände geben, die Feinde des neuen Zustandes in die Lage setzen, die Nation wieder in die alten Fesseln zu schlagen? Der größte Theil des Adels war keineswegs geneigt, seinen Vorrechten zu entsagen. Selbst den leeren Prunk der Eitelkeit, den geborgten Putz der Namengröße wollte man durchaus erhalten. Ein Decret der National-Versammlung, vom 19. Juni, das die Titel: Marquis, Graf, Herzog, Baron und dergleichen, wie auch die Wapen und Livreen verbot, erregte eine komische Verzweiflung. Adeliche hatten darauf angetragen oder dazu mitgewirkt, namentlich Karl und Alexander von Lameth, der Marquis de Lafayette, der Vicomte de Noailles, le Pelletier de St. Sargeau; und selbst ein Montmorency, Nekker, dem nichts über Montesquieu und die englische Verfassung ging, wollte den Unterschied der Stände, die Auszeichnungen der Geburt erhalten wissen. Das verwünschte Decret versetzte, nach der Versicherung eines achtungswerthen gleichzeitigen Geschichtschreibers, die vornehmen Leute in eine wahre

Wuth. Größeres gab das kleine Geschlecht mit Fassung hin; aber von dem Spielwerke der Eitelkeit konnte es sich nicht trennen. Seine Titel, Wapen und Livreen! Wie wäre es möglich gewesen, so großer Herrlichkeit mit Gleichmuth zu entsagen? Vielen war sie das halbe, Manchen das ganze Leben. In was soll die leere Aufgeblasenheit, die Theatergröße sich kleiden, zieht man ihr den geborgten Schmuck der Garderobe aus? Die zahmen Wilden wollen sich so gut wie ihre wilden Brüder tatowiren, und die anständigste und angenehmste Art ist doch mit Titel, Stern und Orden. Lasse man dem kindischen Volke seinen Bettelstolz, seinen Wahn und seine frivole Ergötzlichkeit; nur rede es nicht von Weisheit und Republiken!

„Von diesem Tage an, wo das furchtbare De„cret erlassen worden,“ sagt der angeführte Geschichtschreiber, „zeigte der größte Theil des „Adels eine unversöhnliche Feindschaft gegen die „Constitution; ja, man hörte oft behaupten, „dieses Decret habe ihn bestimmt, den Bürger„krieg zu entzünden und lieber auf den Trüm„mern von Frankreich zu sterben, als der Ehre „zu entsagen. Der Ehre! Denkwürdiges und selt-

„sames Beispiel der Verkehrtheit des mensch-
„lichen Geschlechts und der Macht der Vorur-
„theile!“

Es ist diesen Feinden der neuen Ordnung der Dinge nur zu gut gelungen, die glückliche Befestigung derselben zu verhindern, die Hoffnungen der Nation zu vereiteln, Frankreich mit sich selbst zu entzweien, den heimischen Boden mit Blut zu tränken und die Waffen des Auslandes gegen die Brust des eignen Volks zu kehren. Zweimalhunderttausend Menschen, die ihr Glück in dem Unglück, ihren Stolz in der Erniedrigung, ihren Reichthum in der Armuth von sechsundzwanzig Millionen fanden, setzten sich mit Erfolg den Forderungen und Wünschen dieser sechsundzwanzig Millionen entgegen. Ein merkwürdiges Beispiel, was Wenige vermögen, wenn sie, verbunden durch Interesse und Vorurtheile, einig und verschlagen sind, ein noch merkwürdigeres Beispiel der Einfalt und Hülflosigkeit der leicht zu täuschenden Menge! Die Geistlichen predigten, die Religion sey geschändet, weil man von ihnen bürgerliche Gesinnungen verlangte, und sie den Zehnten, fette Pfründen und irdische Begünstigungen verloren hatten. Die Edelleute versicherten, mit ihren Vorrechten und

Standesprivilegien sey alle Ehre von Frankreich gewichen. Die Gönner und Günstlinge der alten Mißbräuche, der frühern Gewaltthätigkeit, Verschwendung und Liederlichkeit betheuerten, die verhaßte Neuerung schände den französischen Namen, mache denselben zum Abscheu der cultivirten Welt, die nur bestehen könne, wie sie bisher bestanden, mit Feudalherrschaft, Bastillen, lettres de cachet, Privilegien, Salzsteuer und Mauth. Und alle diese Leute fanden Glauben, fanden Glauben bei denen, auf deren Elend und Erniedrigung sich das sogenannte Glück und der Ruhm des Staates gründeten! Die fremde Diplomatie sah erst mit Spott und Hohn, dann mit Zorn und Durst nach Rache auf die Vorgänge in Frankreich, die sie nicht verstand und darum auch nicht zu behandeln wußte.

Die Nationalversammlung that, was sich von ihr erwarten ließ, und gelangte, alles geheimen und offenen Widerstandes ungeachtet, zum Ziele, inwieweit es nämlich in ihren Kräften stand, es zu erreichen. Frankreich bildete einen Staat, aus dem jede Verschiedenheit und aller Widerspruch verschwunden schien, die Industrie und Handel lähmten und verschiedene Reiche aus einem Reiche machten. Statt

der alten Provinzen, die sich in Gesetzen, Gewohnheiten, Rechten und Abgaben unterschieden, war die Eintheilung in 83 Departemente, und eine dieser Eintheilung entsprechende Organisation der Verwaltung, der Gerechtigkeitspflege, der geistlichen Behörden und des Militairwesens eingeführt. Die Gleichheit der Rechte und Pflichten für Alle, ohne Unterschied der Geburt, des Standes, der Stellen und Würden war anerkannt. Dem Talente und der Industrie war freie Bahn gegeben, da jeder Platz im Staate, jeder Erwerb das Verdienst und den Fleiß belohnen konnten. Die Klöster und Stifter, Zünfte und Corporationen waren aufgehoben, der Zehnte, die Frohndienste, Jagd= und Fischereigerechtigkeiten abgeschafft, die Freiheit des Gottesdienstes und der Presse zugesichert, die Militairmacht auf das Vaterlandsgefühl des freien Bürgers gegründet, die Dienstpflicht beim Heere, als Last oder Auszeichnung, jedem Dienstfähigen zuerkannt, und die Abgaben auf das Vermögen gleich vertheilt.

Die Verfassung, in manchen Theilen vielleicht mangelhaft, übertraf doch die Erwartung derer, welche die Schwierigkeiten kannten, mit denen die Nationalversammlung zu kämpfen hatte. Die Constitution

begann mit der Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers, die von einer gewissen Seite so heftig angefeindet ward, daß man daraus schließen sollte, sie hätte dieselbe sehr gefürchtet. „Die Na„tionalversammlung," sagt Rabaut, „hat diese Er„klärung unter Umständen verkündet, wo sie, noch „keineswegs befestigt, nicht wissen konnte, ob sie die „Zeit haben würde, die Gesetze aufzustellen, die aus „der Erklärung hervorgehen. Sie theilte den Bür„gern die Kenntniß ihrer Rechte mit, wie ein kran„ker Vater, seines längern Lebens ungewiß, dem Er„ben die Urkunden seines Besitzthums und seiner „Schulden übergiebt." Die gesetzgebende Gewalt war einer Versammlung von Volksrepräsentanten und dem Könige anvertraut; jene hatten zu beschließen, dieser den Beschlüssen durch seine Genehmigung Gesetzeskraft zu geben, oder sie ihnen zu versagen. Die vollziehende Gewalt war in den Händen des Königs, die richterliche aber Beamten übergeben, die das Volk auf eine bestimmte Zeit erwählte. Es gab Geschworne und Oeffentlichkeit. Die Abgaben verwilligte der gesetzgebende Körper, und der König ließ sie durch seine Agenten erheben und verwenden.

Das waren die Grundzüge einer Verfassung, die dem Zustande und den Wünschen Frankreichs zu entsprechen schienen. Die National-Versammlung hatte den Zweck der Revolution erreicht und die gerechten Erwartungen der Franzosen und des Auslandes übertroffen. In diesem erklärten sich alle einsichtsvolle Gebildete, alle Wohlwollende, deren Meinung nicht Vorurtheile oder Interesse irre leiteten, für die denkwürdige Umwandlung, die ein schwer gedrücktes und herabgebändigtes Volk wieder in den Genuß der Rechte setzte, die kein Mensch, so lange er dieses Namens würdig ist, verlieren kann. Archenholz, dessen Verdienste um Deutschland und die theuersten Interessen der Menschheit, für die er sich mit Muth und Aufopferung thätig zeigte, man nicht genug erkennt; der bei kleinen Schwächen, über denen der Neid und die Bösartigkeit gern das Ausgezeichnete und Vorzügliche vergißt, große Talente und Kenntnisse besaß; Archenholz begrüßte die Franzosen mit Begeisterung als ein großes Volk. „Sie," sagte er, „sind „frei, freier, im eigentlichen Sinne des Worts, als „es Griechen und Römer waren, als es Britten „und Amerikaner sind, und zwar zu einer Zeit, wo „die brittische Freiheit immer mehr und mehr von

„ihren Bestandtheilen verliert.“ An einer andern Stelle äußert er sich in folgenden Worten: „Nie „erlangte ein Staat so wohlfeil seine Freiheit. Grie„chen und Römer, Schweizer, Holländer und Eng„länder, alle konnten nur, durch Ströme Bluts und „über zahllose Leichen steigend, den Altar der Frei„heitsgöttin erreichen.“ Klopstock und Wieland, deren Urtheil wohl als vollgültig und unverdächtig angesehen werden mag, und Campe, in dem sich Manche, mit Unrecht, nur einen Schulmann denken, sprachen sich in demselben Geiste aus. Gleiche Stimmung herrschte in England, das auch bei dieser Gelegenheit seine angeborne Selbstsucht vergessen und an fremdem Ruhm und Wohl Antheil nehmen konnte. Die zur Feier der Revolution von 1688 gestiftete Gesellschaft schrieb an die National-Versammlung und wünschte ihr Glück zu dem segenreichen Bemühen, die Freiheit in Frankreich zu begründen. „Die Repräsentan„ten der französischen Nation,“ heißt es in dem merkwürdigen Briefe, „arbeiten nicht allein für Frank„reich, sondern für die Welt, und darum interessirt „der Erfolg ihrer Unternehmungen alle Völker der „Erde.“ Fox, Grey, Sheridan und viele Namen, die in der brittischen Geschichte der Staatskunst

und Beredtsamkeit glänzen, haben Zeugniß für die gute Sache der Franzosen und die Verdienste ihrer Stellvertreter abgelegt. Indessen zählten sie auch Feinde in England, wie in andern Ländern; vor allen die Cabinete, welche gar oft ihre eigene Moral, ihre Rechts- und Glückseligkeitslehre haben, die mit den Grundsätzen der französischen Revolution nicht recht zusammenstimmen wollten; Pitt, der den Unruhen und Unordnungen in Frankreich, so lange er sie nur für diesen Staat gefährlich glaubte, geschäftig Nahrung gab, und Burke endlich, der seine Beredtsamkeit, welche die Leidenschaften aufregt und die Einbildungskraft erhitzt, aus seiner wilden Leidenschaftlichkeit und Einbildungskraft schöpfte. Burke hat sich selten als Mann, als Staatsmann nie gezeigt. Der Majestät des Throns, die er in einem despotischen Staate schützen wollte, sprach er in seinem eignen Könige Hohn, als der ehrwürdige Monarch den Verstand verloren hatte. Die zartesten Verhältnisse der Freundschaft trat er mit Füßen, weil seine Freunde an die Wahrheit der Gemälde nicht glauben wollten, die er als politischer Höllen-Breugel auftrug. Die Ausschweifungen des Pöbels ergriffen und erbitterten ihn so sehr, daß er die Nation lieber in

Ketten, als einige rohe Haufen die Freiheit mißbrauchen und entehren sehen wollte. Zufällige Erscheinungen der Revolution mit dieser selbst verwechselnd, begriff er diese so wenig als ihre Folgen, und wie er Frankreich vergebens auf der Charte von Europa suchte, wo Europa sich auf dem Wege sah, Frankreich zu werden, so war das Nächste und Natürlichste ihm gar oft unverständlich, und er suchte, was man lange gefunden hatte, oder fand, was Niemand suchte. Die englische Constitution erhob er durch ausschweifendes Lob, während er die Franzosen zu den scheußlichsten Ungeheuern machte, weil sie auf ähnlichem Wege, wie die Britten, zu einem ähnlichen, vielleicht noch schönern Ziel gelangen wollten.

Eigentlich war die Revolution mit der constituirenden Versammlung (1791) geschlossen. Frankreich hatte, was der Gegenstand der Wünsche der aufgeklärten und wohlwollenden Franzosen gewesen war, eine erbliche constitutionelle Monarchie mit einer kräftigen Stellvertretung, fähig, die politische und bürgerliche Freiheit zu erhalten. Die ärgsten Mißbräuche, über die das Volk sich mit nur zu großem Rechte beschweren durfte, sah man abgeschafft. Die Gesetze und Institutionen, welche die Aufklä-

rung und das Bedürfniß der Zeit verlangten, waren wirklich, oder die Möglichkeit und nahe Hoffnung dazu gegeben. Unter solchen Umständen war es erlaubt, die Revolution als geschlossen anzusehen; auch erklärte die Nationalversammlung, daß sie geendigt sey. Aber es giebt eine Macht, die sich die Genehmigung selbst der Beschlüsse der National-Versammlungen, der kaiserlichen Decrete, Senatsconsulte, Plebiscite vorbehalten hat, und diese Macht, welche oft ganz anders verfügt, als die Mächte dieser Erde, genehmigte die Entscheidung der National-Versammlung nicht. Die Revolution nahm im Gegentheil erst ihren furchtbaren zerstörenden Charakter an. Es wird behauptet, das habe die Nationalversammlung selbst verschuldet und durch übel verstandenen Edelmuth Frankreich in den Revolutionszustand zurückgestoßen, weil sie ihre Mitglieder von der Wahl in die gesetzgebende Versammlung ausgeschlossen. Das scheint mir keineswegs der Fall zu seyn. Wäre auch die National-Versammlung, wie sie gewesen, fortbestanden, sie hätte den Gang der Revolution, der mit jedem Tage drohender und wilder ward, nicht aufgehalten. Es war in keine menschliche Macht gegeben, Thron, Adel und Volk mitein-

ander zu versöhnen, ihre streitenden Interessen auszugleichen und die wüthig entbrannten Leidenschaften zu beruhigen. Die Nationalversammlung hatte von ihrem Ansehen und Einflusse immer mehr verloren, und sie selbst fühlte, erschöpft und müde, daß sie dem Andrange der Ereignisse nicht mehr gewachsen sey. Auch sie riß der Strom derselben mit sich fort, und vergebens kämpfte sie mit ihm, um sich in ihrer Bewegung frei zu erhalten.

In der Nationalversammlung und bei Hofe war man damals überzeugt, der Sache des Königs und der alten Ordnung der Dinge, durch die schleunige Auflösung der constituirenden Versammlung und die Ausschließung ihrer Glieder von der Wahl in die gesetzgebende, einen großen Dienst zu leisten. Auch wurden beide Maßregeln durch den Einfluß der rechten Seite, unter der Benennung der aristokratischen bekannt, mit Eifer verfochten und durchgesetzt. Auf dieselbe Weise haben die Girondisten, am Schlusse der gesetzgebenden Versammlung, sich nach der Eröffnung des Convents gesehnt, der gerade ihren Fall und die revolutionaire Bewegung, die er mäßigen sollte, beschleunigt hat.

Ich sah das vergebliche Abmühen der constitui-

renden Versammlung um Freiheit und Wohlstand bei großer Kraft und festem, reinem Willen. In gleichem Streben mit stets geringerem Erfolge beobachtete ich die gesetzgebende Versammlung, die, auf ihrem mühevollen Wege noch ferner vom Ziele, mit stürmischer Hast zu dem Convente führte.

Man glaubte, ein schöner Tag sey über Frankreich aufgegangen, ein Tag des innern Friedens, des Wohlstandes und der Zufriedenheit. Aber was Morgenröthe schien, die einen heitern, freundlichen Himmel verkündete, war Abendröthe, Vorbote einer stürmischen Gewitternacht. Eine neue Ordnung der Dinge war allerdings geschaffen, aber aus den Elementen der alten und mit den alten Menschen. Der Buchstabe des Friedens und der Freiheit war geschrieben; aber anders lag es im Geiste und Gemüthe derer, die den Buchstaben zu deuten und anzuwenden hatten. Die Menschen priesen die Eintracht; aber der Zwiespalt lag in den Dingen, welche den Willen und die Thätigkeit des Menschen in Bewegung setzen. Fielen auch die Hände freundlich in einander, dann wendeten sich doch die Herzen feindlich ab. Niemand war mit dem ihm gefallenen Loose zufrieden, weil man hier zu viel gegeben und dort

zu wenig erhalten zu haben glaubte und selbst den Antheil, den man besaß, nicht gesichert sah. Der Friede konnte nur scheinbar seyn, weil der Krieg in der Natur der Dinge lag; doch wollte Jeder gern den Schein für sich haben und den Vorwurf des Treubruchs nicht auf sich laden. Es ließ sich voraus sagen, daß die neue Ordnung der Dinge nur so lange bestehen würde, als die, welche sie zu bewahren und zu erhalten hatten, sich zu diesem Ende Gewalt anthaten. Das aber thut der Mensch nur, so lange er muß oder seinen Vortheil dabei findet. Daß sie nicht fortbestand, lag weder in den Fehlern der Verfassung, noch in der Unfähigkeit oder Bosheit derjenigen, die an der Spitze der Angelegenheiten von Frankreich standen. Es lag in den Verhältnissen, die selbst aus den Mitteln der Erhaltung und Eintracht Mittel der Zerstörung und des Zwiespaltes machten.

Der alte Hof konnte mit dem Einflusse, der ihm geblieben, nicht zufrieden seyn. Was die Constitution ihm von der frühern Macht gelassen, verwendete er, um wieder zu erlangen, was er davon verloren, und so besaß er selbst in dem zu Wenig, für das Volk und seine Freunde noch zu Viel. Da man sich den Stand der Dinge wechselseitig abgerungen hatte,

so hielt man ihn für ungerecht und fürchtete auf keine Weise sein Gewissen zu beschweren, wenn man zu ändern suchte, was aus Noth zugegeben worden war. Aus solchen Stoffen des Haders, der Verwirrung und des Hasses konnte keine menschliche Kunst Freundschaft, Ordnung und Liebe bereiten. Die Gegensätze und feindlichen Elemente mußten sich bekämpfen und sich im Kampfe aufreiben oder unterwerfen. Es gehörte gar viel Einfalt zu dem Glauben, daß der König, der Adel und die Geistlichkeit, die alle verloren hatten, den Verlust großmüthig übersehen oder gleichmüthig verschmerzen würden. Das ging über das Menschliche hinaus. Mit Festigkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit konnte indessen, auch unter solchen allerdings sehr bedenklichen Verhältnissen, geholfen werden; aber diese Tugenden helfen immer und allenthalben, besäße sie nur der Mensch, wo sie ihm unentbehrlich sind. Dem Könige, der vielleicht am wenigsten bösen Willen hatte, waren sie kaum, dem Adel und der Geistlichkeit, dem pariser Volke und seinen Führern aber gar nicht zuzutrauen. Der Zwiespalt großer Interessen und der Kampf mächtiger Leidenschaften wird nicht durch Worte ausgeglichen. Selbst die Opfer, welche die

Großmuth Einzelner willig zugesteht, sucht die Selbstsucht und der Eigennutz der Masse bei jeder günstigen Gelegenheit wieder zurück zu nehmen. Das Geistige und Göttliche in dem Menschen erhebt ihn wohl vorübergehend über die Noth und das Bedürfniß des Augenblicks; das Irdische aber, der rohe Stoff, aus dem er gebildet, wird nur zu bald wieder Herr und drückt ihn vom kühnen Aufschwung in das schleppende Joch des Gemeinen und Hergebrachten nieder.

Wenn indessen auch Wenige mit dem, was bestand, zufrieden waren, so wollte doch gewiß Keiner, was später geschehen ist, und was sie herbeizuführen fast alle geholfen haben. Die Ereignisse wurden mächtiger, als die Menschen, und führten diese in wilder Strömung fort, wo sie jene zu leiten und zu beherrschen hofften. Die Monarchie hatte sich nach und nach um alles Ansehen gebracht. Die gutmüthige aber schwache Persönlichkeit Ludwigs war der tiefen und heftigen Bewegung der Zeit nicht gewachsen und mußte in dem Kampfe mit derselben unterliegen. Bei der besten Meinung, die man von dem Könige haben kann, ist man genöthigt, einzugestehen, daß der Leichtsinn und Uebermuth des

Hofs fast muthwillig die Gefahren herbeigerufen hat, die nicht blos den Monarchen, sondern auch die Monarchie verderben mußten. Die Revolution, welche selbst ihre Führer nicht ganz verstanden, konnte von der vornehmen Flachheit voll Dünkel noch weniger begriffen werden, und so kam es denn, daß von allen Seiten Brennstoff zum Feuer trugen, die das fressende Element in ihrem Dienste zu haben glaubten. Es ist ein höchst eigenes Schauspiel, zu sehen, wie der Mensch oft, von der Macht der Umstände gewaltsam fortgezogen, gleichsam von einem instinctartigen Gefühl gewarnt, sich von dem Abgrunde zu wenden sucht, dem er sich schwindelnd nähert. Der 7te Juli 1792 gab ein merkwürdiges Beispiel davon. Die republicanischen Grundsätze und Gesinnungen hatten schon ziemlich tiefe Wurzeln geschlagen und fanden, wo sie sich äußerten, lauten Beifall. Der Sturz der Monarchie war vorauszusehen. An jenem Tage nun erhoben sich alle Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung, von einstimmiger Begeisterung ergriffen, und schwuren die Erhaltung der bestehenden Verfassung und Haß der Republik. Die Verwünschung gegen Alle, die diese einzuführen versucht seyn könnten, ward feierlich ausgesprochen. Ist es

nicht, als wehre sich der Mensch gegen die Ueberzeugung, die sich ihm aufzudringen scheint, und als wolle er sich gegen die Versuchung stärken und verwahren, der er zu unterliegen fürchtet? Der Schwur des Hasses der Republik war wie der des Hasses des Königthums, gerade ein Zeichen der Erscheinung des Geistes, den man verschwören wollte. Daß man es nöthig fand, den Strom zu dämmen, bewies, daß man fürchtete, er möge übertreten. Der Eid, durch den der schwache Mensch, mit sich selbst im Streite, in solcher Lage sich aufrecht zu erhalten sucht, verkündet gewöhnlich seinen nahen Fall. Betheuerung, Schwüre und Versprechen gleichen hier ziemlich den Nothsignalen eines lecken Schiffs, das zu sinken droht.

Man hat oft bedauern gehört, daß Frankreich in seinem Freiheitskampfe keinen Washington gefunden. So begriffen die Meisten die Geschichte und den Geist der Völker und der Zeiten! Einen Regulus und Camillus durfte Rom eben so gut unter seinen Triumvirn suchen, als das heutige Frankreich unter seinen Bürgern einen Washington. Lafayette, der übrigens sein Volk kennen mußte, glaubte mit der Einfachheit und Geradheit

des Freistaates der neuen Welt, dessen Unabhängigkeit er, ein Freund und Zögling Washington's hatte erkämpfen helfen, unter seinen Landsleuten auszureichen. Wie sehr er sich betrogen, hat der Erfolg gezeigt. Der gefeierte Held des Tags, im Besitze der höchsten Gunst der Nation, ist er schnell ein Gegenstand des Hasses und allgemeiner Verfolgung geworden. Gezwungen sich aus Frankreich zu flüchten, wo er, selbst an der Spitze seines Heeres, als Vertheidiger der Monarchie, ein hartes Urtheil zu erwarten hatte, ließen die Monarchen ihn, als Begünstiger der Gesetzlosigkeit und Anarchie, in die Nacht des Kerkers von Olmütz werfen. Lafayette war nicht der Mann Frankreichs; er war es sogar weniger, als Mirabeau, der mit Washington nichts gemein hatte.

Mirabeau genoß eine andere Art von Ruhm und Popularität; auch war er von Lafayette höchst verschieden und fast das Gegentheil. An umfassender Gelehrsamkeit ward er in der constituirenden Versammlung von Mehrern übertroffen; aber Kein erkannte, wie er, mit dem Adlerblicke, was der Augenblick gebot, und wußte so schnell und leicht dem Gebote nachzukommen. Mit großer Kraft des Gei-

stes verband er eine große Verwegenheit; und wie er alle Verhältnisse in einer verwickelten Lage mit festem Auge übersah, so erkannte sein sicherer Verstand auch sogleich das rechte Auskunftmittel, und seine Entschlossenheit, die nicht leicht irgend eine Rücksicht verlegen machte, zeigte sich behend, es anzuwenden. Er besaß vorzügliche Kenntnisse und eine Beredtsamkeit, die, wie eine gewaltige Naturkraft, unwiderstehlich wirkte. Mirabeau war ein großer Kopf, Lafayette ein schöner Charakter. Jener ist des Erfolges wegen theuer, dem er zu gebieten scheint. Den Diensten, die er leistet, zollt man Dankbarkeit, den Talenten, die er entfaltet, Bewunderung. Lafayette ehrt und liebt man schon seiner selbst wegen, und das Unglück, welches der Feldherr und Staatsmann nicht von sich abwenden kann oder mag, vermindert unsere Verehrung für den Menschen keineswegs. Mirabeau war noch mehr als Lafayette der Abgott des Volks. In der letzten Zeit seines Lebens sah man auf ihn als auf die festeste Stütze der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich, und mit ihm ging eine große Hoffnung der Nation zu Grabe. Mit Begeisterung ward ihm die Ehre des Pantheons zuerkannt. Die Unsterblichkeit aber, die er von der Gunst seines Volks

empfangen, war vergänglicher Natur, die Tochter ganz der Mutter gleich. Diese Gunst, schon öfter an andere Idole seiner flüchtigen Vergötterung übergegangen, hat sich endlich selbst an Marat weggeworfen, der, an Mirabeau's Stelle, die Ehre des Pantheons erhielt. Daß dieser sich vom Hofe bezahlen lassen, ist wohl auch dem Ungläubigsten erwiesen. Ob er darum aber, wenn er länger gelebt, die Sache des Volks verrathen haben würde, das macht gerade seine Gewissenlosigkeit wieder zweifelhaft. Welche Voraussetzung man indessen gelten lassen mag; er wird durch keine besser. Mirabeau hatte, vielleicht in gerechter Würdigung seiner selbst, gesagt: Vom Capitol zum Tarpejischen Felsen ist nicht weit; er steht in vieler Hinsicht zwischen beiden. Ihm hat das Gefühl gefehlt, welches aller wahren Größe Pflegerin und Mutter ist, das Gefühl nämlich, daß es ein Capitol giebt, welches keine Menschengunst öffnen oder schließen kann, und in dem der Edle seine Stelle findet, auch wenn ihn seine Zeitgenossen vom Tarpejischen Felsen stürzen. Mirabeau wußte von dieser Größe nichts, die, über das Urtheil des Volks erhaben, auf der befriedigenden Ueberzeugung ruht, nach bestem Wissen und Ge-

wissen seine Pflicht gethan zu haben. Nie konnte ich ohne ein tiefes, schmerzliches Gefühl daran denken, daß die National-Versammlung durch einen förmlichen Beschluß in ihrer Mitte das Bild des Mannes verhüllen ließ, dessen Tod die Bürger sich, mit Thränen im Auge, wie ein Unglück, das jede Familie traf, verkündet hatten. Er ist nicht mehr! war die Anrede, die man nach seinem Hinscheiden, statt des Grußes hörte. Er ist nicht mehr! Als hätte Frankreich nur den Einzigen gehabt! Die verhüllte Gestalt zeigte die Trauer des Vaterlands, dem ein Sohn, den es unter die Unsterblichen zählen zu können glaubte, gestorben war.

Mit ganzer Ueberzeugung trete ich dem bei, was Chénier über Mirabeau gesagt*). „Es „schmerzt," sprach er, „den Menschen, der nicht ganz „gefühllos ist, wenn er sich gezwungen sieht, die Be„wunderung von der Achtung zu trennen und diese „den herrlichsten Gaben der Natur zu entziehen;

*) Rapport sur l'exclusion de Mirabeau du Panthéon, fait per Chénier au nom du comité d'instruction publique du 25 Nov. 1793.

„aber auch wehe dem Manne, der, schmählicher Verführung zugänglich, in sich selbst die Sittlichkeit „von der Geistesgröße geschieden hat! Wehe dem „Freistaate, der die Ehrenbezeugungen, welche dem „beredten Laster zu Theil geworden, beibehalten „könnte! Wehe dem Bürger, der nicht fühlt, daß „Talente ohne Tugend nur ein glänzendes Verderben „sind! Ich habe Ihnen von Geistesgröße ohne Sittlichkeit und von Talenten ohne Tugend gesprochen; „das ist wohl genug, um Ihnen Mirabeau zu bezeichnen, ja es heist ihn nennen."

Wenn der Hof Mirabeau wirklich für sich zu gewinnen wußte, dann darf uns das weniger an Mirabeau als an dem Hofe befremden. Dieser kannte seine Lage, die Verhältnisse, in denen sich Frankreich befand, und selbst seine Freunde und Feinde so wenig, daß er gewöhnlich das Unstatthafte wollte, das Unverständige that und das Nachtheilige wählte. Mirabeau fand bei ihm einiges Vertrauen; selbst Danton kaufte er um schweres Geld, und ließ sich mit Menschen von schlechtem Rufe und schlechten Sitten ein, deren Dienste, wenn sie auch solche zu leisten fähig waren, man schon aus Selbstachtung verschmähen mußte. Unglücklicher Weise aber durfte

man so sehr an ihrer Ehrlichkeit und an ihrem guten Willen, als an ihrem Vermögen zweifeln. In allen redenden Versammlungen saß schwerlich ein Mann, der den Thron aufrecht halten konnte, wenn dieser selbst sich nicht anders dabei benahm. Lafayette verdiente es vor Allen, daß der König ihm vertraute. Er allein konnte retten, wenn Rettung möglich war, und er wollte es auch, wollte es mit ganzem Willen. Keiner setzte für die constitutionelle Monarchie so viel aufs Spiel. Keiner aber hatte auch so viel aufs Spiel zu setzen, wie Lafayette, und keiner ward kälter aufgenommen und abstoßender behandelt. Besonders konnte es die Königin nicht über sich gewinnen, diesem Manne eine Verbindlichkeit zu haben, der, ein Mann von Ehre und Grundsätzen, dem Könige und der Verfassung treu ergeben war. Lieber ließ man sich von liederlichem Gesindel täuschen, als von rechtlichen Männern rathen. In dem Charakter Ludwigs lag wenigstens die Maxime nicht, die einem berühmten Staatsminister zugeschrieben wird, daß ehrliche Leute für den Hof unbrauchbar seyen; eine Maxime, die den Hof und den Minister auf gleiche Weise ehrt. Ich möchte diese Abneigung gegen Lafayette lieber und leichter psy-

chologisch als historisch erklären. Schwer zu beantworten bleibt die Frage immer: warum stieß man eine reine Hand zurück, die geben konnte, und zog unreine Hände an sich, die nur nehmen wollten? Mit Anarchisten und Jakobinern versuchte es der Hof, nur nicht mit Lafayette, der seine Hülfe anbot und auch mehr als irgend jemand helfen konnte.

Ich möchte wissen, was aus der Revolution geworden wäre, wenn der König sich der Führung Lafayettes überlassen hätte. Unterdrücken konnte man dieselbe freilich keineswegs, aber leiten. Zum Ziele mußte Frankreich kommen, die Resultate der Revolution erlangen; aber das konnte auch auf einem andern Wege geschehen. Der 14. Juli, der 26. Juni, der 10te August und die scheußlichen Septembertage gehörten nicht zum Wesen der Revolution; dieselbe konnte auch ohne sie zum Ziele führen. Die Bestürmung der Bastille, die Abführung des Königs von Versailles nach Paris, das gewaltsame Eindringen in die Tuillerien und der Mord der Schweizer, so wie das Abschlachten der Gefangenen durch den Pöbel sind Vorgänge, die man hätte vermeiden können. Mit Klugheit, Muth und Festigkeit bei der vollzie-

henden Gewalt wären sie auch vermieden worden. Noch am 10. August konnte der König siegen, nicht über die Revolution, nicht über die Gesinnungen, Grundsätze und Bedürfnisse der Zeit und seines Volks, aber doch über die Uebelgesinnten, Ehrgeizigen und Habsüchtigen, die jene Gesinnungen, Grundsätze und Bedürfnisse zu entstellen und zu mißbrauchen suchten; über die Frechheit des Pöbels, den meuterischen Unfug der Sectionen und die Anmaßung des pariser Gemeinderaths. Ich bin vollkommen überzeugt, daß ein König von Einsicht und Kraft, der die Revolution verstand, sich auf dem Throne als constitutioneller König behauptet und Frankreich durch die große Krise, ohne die Verbrechen und Schandthaten, die sie entstellen, geführt haben würde. Aber nur im Sinne der Revolution war die Revolution zu leiten und zu enden; nur indem man gab, was sie forderte, war ihr vorzubeugen. Sie im Geiste der Aristokratie behandeln, wie der Hof es that; sie im Geiste der Aristokratie bekämpfen, wie man es bisher in Europa versucht hat, das konnte nur zum Gegenstande eines langen blutigen Kriegs machen, was sich unblutig, für die Monarchie ohne Gefahr und selbst für die Aristokratie vortheilhafter entschei-

den ließ, als es mit dem Aufwande an Blut und Thränen entschieden ward.

Selbst im Geiste der Aristokratie konnte der König am 10ten August noch siegen. Er konnte die Unzufriedenen unterwerfen, die Aufrührer strafen und sich Gehorsam erzwingen; aber, auch bei den größten Talenten, doch nur vorübergehend. Er konnte, wie später das Direktorium, seinen 18. Fructidor, oder wie der Kaiser seine Siege bei Austerlitz und Jena haben, ohne darum seinen 18. Brûmair und seinen Niederlagen bei Leipzig und Waterloo zu entgehen. Man muß, wie ich schon öfter wiederholt, die zufälligen und flüchtigen Erscheinungen der Revolution von dem Nothwendigen und Bleibenden in ihr trennen. Jene würden sich wohl ganz anders gestaltet haben, hätte der König sich mit Lafayette verstanden.

Unleugbar hätte die gesetzgebende Versammlung weder die würdevolle Haltung und Festigkeit, noch die großen Talente der constituirenden. Es war viel Wohlredenheit und wissenschaftliche Bildung in ihr, aber weniger Charakter und praktische Kenntniß der Menschen und der Geschäfte. Auch nahmen die Verhandlungen in ihr eine theatralische Wendung,

und der Redner spielte öfter um den Beifall der Versammlung und der Gallerien, als er wegen der Sache und für sie sprach. So kam die Versammlung denn auch am Ende unter die Herrschaft ihrer Zuhörer. Erst nahm sie aus Eitelkeit und Schwäche Gesetze von dem Publicum, dann von dem pariser Gemeinderath und endlich von dem Pöbel der Sectionen an. Daß sie ihre Unabhängigkeit, besonders gegen das Ende ihrer Sitzung, nicht zu behaupten wußte, fällt in die Augen, und eben so sehr, daß sie dadurch einen großen Theil der Schuld des Unglücks der folgenden Zeit auf sich geladen hat.

Welchen Antheil die Schriftsteller, besonders die politischen, im Laufe der Revolution, und namentlich in dieser Zeit, an dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten gehabt, mag kein Unparteiischer verkennen. Ohne Zweifel wird die Frage, ob die Presse mehr Nutzen als Schaden bringe, einst selbst unter den Freisinnigsten nicht mehr für boshaft oder albern gelten. Die Presse ist ein Werkzeug, das der Lüge wie der Wahrheit, der Verleumdung wie der Rechtfertigung, dem Bösen wie dem Guten dienen kann. Es kommt also darauf an, ob das Mittel in Hände fällt, die es zum Vortheil Anderer, oder zu ihrem

Verderben brauchen, ob die Zahl der Bessern, die es anwenden, die der Schlechten übertrifft, und ob die Masse der Leser sich lieber zu diesen oder zu jenen hält. Darauf kommt es an, und wie es damit stehe, will ich Jeden selbst entscheiden lassen. Auf welche Art die gemeine Bosheit und Schlechtigkeit dieses Werkzeug zu behandeln weiß, hat uns die Revolution gezeigt, in der man nur Marat und Hebert zu nennen braucht. Wie aber die ministerielle Gewalt damit verfährt, davon braucht man wenigstens kein Beispiel anzuführen.

Uebrigens hat die Fluth von Druckschriften, welche die Welt zu überschwemmen droht, schon, ohne Rücksicht auf deren Zweck und Inhalt, den Nachtheil, daß eine flüchtige Seichtigkeit alles Tiefe, Gründliche und Ernste verdrängen muß. Die Lesewelt ist ein Gasthaus an der Heerstraße geworden, in das alles einkehrt, Gesindel und vornehme Leute, Stände und Zungen jeder Art. Da drängt und treibt einer den andern, und es wogt in beständigem Wechsel durcheinander. Was kann da heimisch werden bei dem ewigen Ab- und Zugehen? Was kann da Wurzeln der Neigung und Liebe, der Anhänglichkeit und Treue, der Selbstständigkeit und Festigkeit in dem Boden

treiben, der ewig umgewühlt und mit Gesäme jeder Gattung überschüttet wird? Fast von den Kinderjahren an, wo der Mensch lesen gelernt, lebt er in fremden Gefühlen, Gesinnungen und Verhältnissen, die aus Romanen, Schauspielen, Gedichten, Mährchen und Geschichten bunt abwechselnd durch seine Seele ziehen. Alle Zeiten und Völker, alle Meinungen und Grundsätze werden von und in ihm aufgenommen. Er ist in jedem Jahrhundert, in jedem Lande, bei jedem Volke eingewohnt. Für ihn giebt es nicht leicht etwas Fremdes, aber darum auch nicht leicht etwas Eignes. Einig mit sich und in sich geschlossen, können, unter solchen Verhältnissen und bei dieser Lebens- und Bildungsweise, nur wenige ganz vorzügliche Menschen seyn. Einem Spiegel sind die andern zu vergleichen, in dem sich alle Gestalten zeigen, die eben in bunter Reihe in allem Gelesenen und Gehörten vorüberziehen. Gehalt- und formloser Stoff ist der Mensch so in jedes Meisters, wie in jedes Pfuschers Hand, der an ihm kneten und bilden will. Diese Stunde mit Götz von Berlichingen ein biederer Ritter, wird er in der nächsten mit Karl Moor ein Räuber. Ein Römer mit den Römern, ist er mit den Griechen Grieche. Fouqué und

Wieland, Herder und Lafontaine, Voltaire und Rousseau, Chateaubriand und Mirabeau, das System der Natur und Phädon, Ardinghello und die Stunden der Andacht ziehen gastlich aus und ein. Dabei ist das Gedächtniß ein volles Zeughaus alter und neuer Sprachen; und da wir auf diese Weise alles sind und haben, so haben und sind wir nichts. Ich frage, ob es nicht wenigstens zum Theil darin liegen mag, daß wir ohne Gehalt und Festigkeit einen uns von dem Aeußersten auf das andere werfen und werfen lassen, daß wir alle Schwüre schwören, zu allen Confessionen uns bekennen, heute den Eid dem Königthum, morgen der Republik, jetzt Napoleon und dann den Bourbons leisten; daß unser leichtfertiges Comödiantenwesen täuschend alle Zeiten, Sitten, Grundsätze und Charaktere spielt und die feile Advocatenkunst alles anzuklagen und zu vertheidigen versteht?? Ich frage nur, und nehme Lehre an.

Ich übergehe einzelne Erscheinungen der Revolution, die zu ihrer Erklärung nicht wesentlich beitragen, auch wenn sie in der Geschichte derselben wichtig sind. Ich spreche nicht von der Bestürmung der Bastille, von dem 20. Juni, von der Flucht

des Königs und seiner Gefangennehmung zu Varennes, von dem 10. August, weder von den diplomatischen Verhältnissen Frankreichs mit dem Auslande, noch von seinen kriegerischen Ereignissen, durch welche es endlich zum höchsten Grade von Ruhm und Macht gelangt ist, wie unsre Zeit sie kennt und sucht. Nur eines Tags muß ich erwähnen, des schönsten und herrlichsten, den je ein Volk gefeiert hat. Ich meine den 14. Juli 1790, das Bundesfest genannt, den Gedächtnißtag der Bestürmung der Bastille, an dem die Constitution von dem Könige, der Nationalversammlung, den Deputationen der bewaffneten Macht jeder Gattung und den Abgeordneten der Städte, im Angesichte des Himmels, vor einer unendlichen Menge Volks beschworen ward.

Zur Feier des Festes richtete man das Marsfeld ein. Zwölf tausend Menschen waren damit beschäftigt. An vielen Stellen mußte die Erde mehrere Fuß tief abgetragen werden, um den Boden gleich zu machen, und rings um das weite Marsfeld eine Erhöhung von Rasen aufzuführen, auf dem sich viermalhunderttausend Zuschauer niederlassen konnten. Man fürchtete, die Arbeit möchte an dem bestimmten Tage nicht vollendet seyn, und die Bewohner von

Paris eilten, sich derselben freiwillig zu unterziehen. Zwei und zwei begaben sich die Bürger dieser unermeßlichen Hauptstadt in langen Zügen, wehende Fahnen und Musik an ihrer Spitze, mit Spaten und Schaufeln nach dem Marsfelde. Weiber und Kinder pflegten sie häufig zu begleiten. Menschen von jedem Stande und Geschlechte, Künstler, Handwerker, Geistliche, Gelehrte, Kaufleute, Beamte, Mädchen und Weiber, Vornehme und Gemeine, Reiche und Arme drängten sich zur Arbeit und munterten sich in freundlichen, heitern Gesprächen dazu auf. Zarte Hände, nur gewohnt mit der Nadel an dem Stickrahmen umzugehen, führten Spaten oder Schaufel, und Mönche und Geschäftsleute schoben an Karren. Ein Gefühl begeisterte die Gemüther: das Gefühl der errungenen Freiheit nach langer, harter Knechtschaft, das Gefühl der Liebe fürs Vaterland. In wenigen Tagen war die Arbeit fertig, und der geräumige schöne Platz zur Feier des Festes eingerichtet.

Drei und achtzig aufgestellte Lanzen, von denen die Fahnen der drei und achtzig Departements weheten, bildeten einen großen Kreis, in dem das Amphitheater für die königliche Familie aufgenommen

war. In der Mitte des Feldes erhob sich der Vaterlandsalter. Auf beiden Seiten des Thrones breiteten sich die Sitze der Nationalversammlung aus. Im Innern des weiten Umfangs standen die Abtheilungen der Nationalgarde aus den verschiedenen Departementen, die Deputationen der Soldaten aller Waffengattungen und der Marine unter dem Gewehr, und die Abgeordneten der Städte und die bürgerlichen Beamten. Fremde aus allen Theilen von Europa und Neugierige aus den entferntesten Gegenden Frankreichs hatten sich eingefunden. An eine Million Menschen sah man an diesem Orte versammelt.

Die Feierlichkeit begann mit dem Gottesdienste. Der Bischof von Autun las die Messe. Zweihundert Geistliche in weißen Chorhemden, die ein dreifarbiger Gürtel unter der Brust zusammenhielt, waren auf den Stufen vor dem Altare vertheilt und dienten bei dem Meßopfer. Nach demselben weihete der Bischof die Oriflamme des Reichs und die Fahnen der drei und achtzig Departemente. Dann erhob sich der König auf seinem Throne und sprach: „Ich, „erster Bürger, König der Franzosen, schwöre der „Nation, alle mir durch das constitutionelle Gesetz „des Staates übertragene Gewalt zur Aufrechthal-

„tung der Verfassung anzuwenden, welche von der „Nationalversammlung beschlossen und von mir an„genommen worden ist, wie auch die Gesetze voll„ziehen zu lassen.“ Nach dem Könige leistete der Präsident der Nationalversammlung mit lauter, feierlicher Stimme den Eid, die Verfassung aufrecht zu erhalten, und alle Mitglieder der Versammlung, die Rechte gegen den Himmel ausgestreckt, sprachen: Ich schwöre es. Dann schritt Lafayette, der Befehlshaber der pariser Nationalgarde, in Begleitung eines zahlreichen Stabes und vieler Officiere, über das Marsfeld, den Degen in der Hand, nach dem Vaterlandsaltare, legte ihn auf demselben nieder und schwur, das Vaterland und die Verfassung mit Blut und Leben zn vertheidigen. Die ganze bewaffnete Macht wiederholte denselben Schwur. Der Donner der Kanonen verkündigte die Eidesleistung. Musik, frohes Jauchzen des Volks und lautes Beifallrufen ließ sich von allen Seiten hören.

Denselben Tag in derselben Stunde ward derselbe Eid in dem ganzen Umfange des Reichs geschworen. — Wer diesem Feste beigewohnt und alle Herrlichkeit der frühern und spätern Zeit, selbst die der glänzenden Kaiserregierung gesehen hat, gesteht, es sey einzig

gewesen, bei weitem das Schönste und Herrlichste, ein wahres Nationalfest einer großen Nation. Ja, es war ein schöner Tag; Frankreich hat keinen solchen mehr erlebt und wird sobald keinen solchen mehr erleben. Es war ein schönes Schauspiel, sagt man jetzt, wo so vieles ein Spiel geworden und blos zum Schauen ist.

Wenn man aus der spätern Zeit zurücksieht auf dieses große und schöne Fest, aus der Zeit, wo man schon erfahren hat, was aus dem so feierlich geschwornen Eide geworden ist, aus diesem guten, aber schwachen Könige, der die Art, wie er behandelt worden, so wenig um die Franzosen verdiente, aus dem verehrten Lafayette, dem Befehlshaber der pariser Nationalgarde, aus dem geachteten und höchst achtungswürdigen Bailly, der, als Maire von Paris, die erste Anregung zu diesem Feste gegeben, und endlich aus dem Bischofe von Autun, der die Messe las, dem berühmten Talleyrand, dem es gelungen ist, so höchst verschiedene Rollen mit Glück durchzuführen; dann freilich gewinnt das Bundesfest das Ansehen eines Schauspiels. Damals aber war wirkliches Gefühl, was sich so rein, so laut und so allgemein ausgesprochen hat.

Mit dem Schlusse der gesetzgebenden Versammlung reißt sich Frankreich von dem übrigen Europa immer weiter los, bis die Kluft endlich, die sie trennt, unermeßlich wird. Die wärmsten Freunde seiner Sache wenden sich kalt und fremd, wo nicht mit Abscheu, von ihm weg, und es scheint, als sollten die, so gegen die Revolution von ihrem Entstehen an das große Wort geführt, die Burke, Mallet, Dupan und Kotzebue, Recht behalten. In Deutschland, wo man selbst bis auf diesen Tag in politischer Bildung nicht besonders vorgeschritten ist, wagte es keine Seele mehr, für das verdorbene Frankreich nur im Stillen zu hoffen, viel weniger laut zu sprechen. In England, wo alles Große und Kühne, ja das gewagte Abenteuerliche von jeher Bewunderer und Vertheidiger, selbst der Aufstand von America Lobredner im Senate, und die heldenmüthige Revolution in Polen und seine neue Verfassung so warme Theilnahme und Unterstützung gefunden hat, in England blieben auch dem ausgearteten Frankreich einige alte Freunde, Männer von Geist und Urtheilskraft, die zufällige Erscheinungen der Revolution von dem Zwecke und Wesen derselben zu unterscheiden wußten, vor allen Fox, der oft nur dar-

um über die größten Männer seiner Zeit hinausragt und in den öffentlichen Angelegenheiten richtiger sieht, als sie, weil er mit einem hellen Kopfe ein aufrichtiges, wohlwollendes Gemüth verbindet. Unter den Engländern hat die französische Revolution immer die tüchtigsten Beurtheiler gefunden. Außer Fox nenne ich nur Erskine, Priestley, Makintosh und Sheridan.

Zwölfter Abschnitt.

Nationalconvent — Directorialregierung, bis zu meiner Anstellung in französischen Diensten.

Im September des Jahres 1792 trat der Nationalconvent an die Stelle der gesetzgebenden Versammlung. Die Aufgabe, die er zu lösen fand, war wohl eine der schwersten, die je menschlicher Weisheit und menschlichem Muthe aufgegeben worden; und er hat sie gelöst, wenn auch nicht durch das, was wir Weisheit nennen, doch mit einem Erfolge, an dem alle menschliche Weisheit verzweifelt wäre. Der König mit der Verfassung bestand noch dem Namen nach, war aber in der That vernichtet, und alle Gewalt an die Repräsentanten des Volks übergegangen. Der Drang der Verhältnisse und die Noth der Umstände kannten kein Gesetz. Der Haß der Parteien hatte den höchsten Grad erreicht. Der

Hof und der Adel, von dem Auslande unterstützt und von einem zahlreichen Anhange im Innern begünstigt, bemühten sich die neue Ordnung der Dinge umzustürzen, oder zu untergraben, um auf ihren Trümmern die alte wieder herzustellen. Alle Elemente der gesellschaftlichen Ordnung waren aufgelöst und mit sich selbst im Streit. Mißtrauen, Erbitterung und alle gehässige Leidenschaften, die der Kampf entgegengesetzter Interessen und Meinungen zu erzeugen pflegt, erfüllten die Gemüther, und der schleichende Verrath zeigte sich bei den Heeren wie bei den verschiedenen Gewalten des Landes geschäftig. Eine neue Welt hatte sich von der alten weit größern losgerissen und rang nach eignem, selbstständigem Seyn im Kriege mit der letztern. Schneidendere Gegensätze lassen sich kaum denken, als Frankreich damals mit dem übrigen Europa bildete. Einer finstern Gewitterwolke glich es am weiten stillen Himmel, einem einsamen Vulcane, der in seinen Eingeweiden verwüstende Lava kocht, und in dem zum Titanenkampfe die Donner geschmiedet werden. Der Convent aber ging, durch den Gewittersturm unerschüttert, mit festem Schritte. Auch hier hat es sich bewiesen, daß in jedem Volke die Kraft ruht, die

es zu seiner Erhaltung und Rettung braucht, wird sie nur aufgeregt und ihr ein großes Ziel gegeben. Wenige Epochen in der Geschichte mögen sich solcher Charakterstärke und kühner Festigkeit rühmen können. Man sah mit Erstaunen die ungeheure Kraft sich entfalten, von der allein in der ungeheuern Zeit einiger Erfolg zu erwarten war. Der Mensch weiß weder, wer er ist, noch was er kann, bis die Verhältnisse, die ihn umgeben, es ihm zeigen. Groß, wo sie ihn aufrichten und seine Erfindungskraft und Thätigkeit in Anspruch nehmen, wird er klein, wo sie ihn niederdrücken.

Mit furchtbarer Kraft erstickte der Convent die Factionen im Innern und die Wuth des Bürgerkrieges, in dem das Land sich mit selbstmörderischen Händen zerfleischte, und wälzte die vereinte Macht des Staates an die Grenzen zum Siege über halb Europa, das sich gegen Frankreich verbunden hatte. Wie Herakles, erdrückte er die Riesenschlange, die sich um die Wiege des jungen Freistaates wand. Gleich in seiner ersten Sitzung (am 21. September) beschloß er, im Angesichte der siegreichen königlichen Heere, die Abschaffung des Königthums und erklärte Frankreich für eine Republik. Aus

der streitbaren Bevölkerung bildete er eine eherne Mauer gegen das feindselige Ausland. Die Begeisterung gab oder ersetzte Waffen, Lebensmittel und Kleidungsstücke. Der Schrecken hielt jeden verrätherischen Versuch gelähmt, oder erstickte ihn im Blute des Verräthers. Schade, daß solchen Heldenmuth und so viele Tugend eben so große Verbrechen entstellten. Von dieser Epoche gilt besonders, was Péthion von der Revolution überhaupt gesagt. „Man „muß dieselbe," war seine Meinung, „aus der Ferne „betrachten. Die Jahrhunderte verwischen die Flek„ken, die sie entstellen, und die Nachwelt sieht nur „die Resultate. Unsere Enkel werden von uns glau„ben, wir seyen groß gewesen; sorgen wir dafür, „daß sie besser sind, als wir."

In seiner ersten Sitzung, am 21. September, beschloß der Convent die Abschaffung des Königthums in Frankreich, und sogleich darauf die Einführung der Republik. Den 21. Januar 1793 ward der König hingerichtet. Von 721 Stimmen waren 387 unbedingt für seinen Tod gewesen. Das alles geschah im Angesichte der siegreichen Heere der verbündeten Mächte, in deren Namen der Herzog von Braunschweig in seinem nur zu bekannten Manifeste das

aufrührerische Frankreich nach dem Kriegsrechte zu behandeln gedroht hatte.

Die Hinrichtung des Königs machte einen tiefen, erschütternden Eindruck. Gefühlvolle und rechtschaffene Leute nannten sie ein Verbrechen. Staatsmänner, die noch etwas Schlimmeres kennen wollen, sagten, sie sey mehr als ein Verbrechen, sie sey ein Fehler. Wofür man sie indessen halten mag, meine Meinung darüber war bestimmt. Und obgleich der Mensch selten weiß, was er unter veränderten Umständen zu thun fähig ist, so glaube ich doch fest, daß mich nichts auf der Welt bestimmt haben würde, den Tod dieses Königs zu wollen. In ganz Europa erhob sich ein furchtbares Geschrei über die gräßliche That. Aber die verschiedenen Gegner hätten nur dann ein Recht, die Republiken und Demokratien unerlaubter Handlungen wegen vor Gericht zu fordern, wenn sie selbst sich rein davon erhielten. Gerade sie indessen haben den Grundsatz aufgestellt, die kleine Moral der Menschen könne die große der Staaten nicht seyn, und in der Politik wisse man nichts von Recht und Sittlichkeit, nur von Vortheil und höchstens von Schicklichkeit. Auch in Demokratien und Republiken geschieht Ungeheures; doch

vermöchte selbst das Talent eines Macchiavelli nicht, aus ihnen ein Ungeheuer zu gestalten, zu dem er seinen Principe gemacht, und wie die Geschichte sie in großer Anzahl zeigt. Man sollte selbst rein seyn, um den Muth zu haben, gegen Unreine aufzutreten. Es hatte übrigens seine guten Gründe, daß man gegen die Ausschweifungen der französischen Revolution den gewaltigen Lärm erhob. Was beharrlich und mit Zuversicht behauptet wird, findet am Ende bei sehr Vielen Glauben. Wahrhaftig, ich würde mich selbst verabscheuen, könnte ich die Gräuel, welche die französische Revolution entstellen, zu rechtfertigen versuchen; aber es sind deren bei der Zerreißung von Polen, ohne Herausforderung und Beleidigung, mehr, mit Ueberlegung und Besonnenheit, mit Wahl und Absicht begangen worden, als während der Revolution von dem gereizten und mißhandelten Volke in der Verzweiflung, oder der Wuth der Leidenschaft. Ueber die Abscheulichkeiten, deren Schauplatz Griechenland gegenwärtig ist, bringen dieselben Menschen, welche die Revolution für den Inbegriff alles Bösen der Hölle ausgeben, es kaum zu einem mitleidigen Achselzucken. Warum dies ungleiche Gewicht und Maß? Wir

verstehen sie. Aber die Zeit wird kommen, wo die Verwirrung der Begriffe von Recht und Unrecht, von Tugend und Verbrechen, von Ehre und Schande sich schrecklich an denen rächt, die sie zu ihrem Vortheil einzuführen glaubten. Das Schicksal des Königs ging mir zu Herzen, weniger, ich gestehe es, des einzelnen Menschen, als der Sache der Menschheit wegen, die ich in der des Monarchen und des Staates verhandelt sah. In meiner Seele lag eine Ahnung, daß die finstern Mächte, die den unglücklichen Ludwig bis auf das Blutgerüst gedrängt hatten, sichtbar oder unsichtbar über dem größten Theile der Erde thätig seyen. Zu der Partei der Royalisten gehörte ich eben nicht. Weder der Gegenstand, den sie vertheidigten, noch die Art, wie sie es thaten, am wenigsten aber die Vertheidiger selbst konnten einen Unbefangenen dafür gewinnen. Aber ich fühlte doch, daß es für einen Mann von Ehre noch einen andern und heiligern Glauben geben müsse, als den politischen; daß erhabene Seelen in Monarchien und Republiken Grundsätze und Regeln des Benehmens anerkennen, von denen sie sich nie entfernen, und daß man endlich dem Vaterlande habe dienen können,

ohne den König zu verrathen oder niederträchtig aufzuopfern.

Ich war frei, hatte weder einem Fürsten, noch einem Lande zugeschworen und durfte also meinen Grundsätzen und meiner Neigung folgen. Im Dienste des Königs, hätte ich ihm mein Wort gegeben, und er es angenommen, so wäre ich mit ihm aus Frankreich gezogen oder daselbst mit ihm gefallen, wenn er sich nicht als constitutioneller König behaupten konnte. Wahrlich, stand ich als Vertrauter des Monarchen ihm zur Seite, da er in Varennes angehalten wurde, er machte sich Bahn, oder ward wenigstens nicht im erniedrigenden Triumphe nach der Hauptstadt zurückgeführt. Ich würde so wenig einen Thron errichten, als besteigen; aber das fühle ich doch, daß ich den Mann achten muß, der einen Thron besitzt und sich mit Ehren auf ihm behauptet, oder unter seinen Trümmern begraben läßt. Auch mit meiner Ueberzeugung durfte ich ein Freund des Königs seyn, mußte es seyn, wenn mich Wort, Eid oder auch nur geschenktes Vertrauen an ihn band. Politische Grundsätze schließen moralische nicht aus, sondern erhalten erst durch diese ihre Heiligung und Bürgschaft. Nur ein ehrlicher Mann ist auch ein guter

Patriot. Es zeichnet die Spartaner, wie noch manches, als das einzige Volk in der Geschichte aus, daß selbst der nützlichste und klügste Antrag nicht von einem übel berufenen Manne vor die Versammlung gebracht werden durfte. Das glänzendste Talent ohne Tugend ist ein scharfes Schwerdt in unzuverlässiger Hand; es deckt oder sucht deine Brust, nachdem es von Leidenschaft oder Vortheil geleitet wird. Sagt mir, worin liegt denn der Unterschied zwischen einem Catilina und Camillus, einem Curtius und Coriolan, einem Sully und Richelieu, als in dem ihres moralischen Gehaltes? Daher kommt, zum großen Theile, das Elend und die Schande unsrer Zeit, daß sie der Brauchbarkeit, dem Vermögen und Talente den Vorzug giebt vor Redlichkeit, Treue und Wahrhaftigkeit. Darum haben die Fürsten gewöhnlich Schmeichler, das Volk Verführer, wo sie Freunde brauchen. Der ehrliche Mann mag in dem Weltkampfe nicht mitringen, wo Histrionenkünste den Preis erhalten, wo es vor allem, zu gefallen, zu unterhalten, zu ergötzen und zu belustigen gilt. Fürsten und Völker finden, was sie suchen, und erhalten, was sie wollen: Freunde und Rathgeber, oder Schönredner und Lustigmacher, August einen Mäcen, Lud-

wig XIV einen Louvois, die Athener einen Aristides oder Kleon, die Römer einen Regulus oder Sylla, Nordamerica einen Washington und Franklin, die Franzosen einen Mirabeau und Napoleon.

Ich mag die Menschen nicht, die, ohne Rücksicht auf Vaterland, Sprache, Religion, Sitte, Wort, Treue und Glauben, sich nach Zeit und Umständen abwechselnd vom Widersprechenden und Entgegengesetzten angezogen und wieder abgestoßen fühlen; die heute Republiken und morgen Monarchien gründen, Napoleon in seinem Glücke vergöttern und, unglücklich, unter den verworfensten der Teufel setzen; die jetzt alles Heil und die Welterlösung von den Franzosen, dann von affectirtem Deutschthume erwarten. Ich möchte sie nicht und kann sie nicht achten, und regte ihre dunkle Beredtsamkeit die Gemüther wie der Orcan die Wogen des Meeres auf, und trieben sie mit der Begeisterung der Kreuzzugsprediger die Völker wie im Wahnsinn zum Tode vor sich her, und stürzten sie Throne und führten sie wieder auf mit der Geschwindigkeit des Teufels, der vor Faust's Wagen, welcher im Galoppe ging, die Straßen vor ihm pflastern und das Pflaster hinter ihm aufreißen mußte.

Sind und können sie nur das, was unterscheidet sie dann von dem Sturme, von Kukupeter und dem Teufel? Auch die mag ich nicht und kann sie nicht achten, die, Royalisten, mit dem Könige, mit dem Kaiser kaiserlich, in der Volksversammlung für das Volk, die Farbe der wechselnden Zeit tragen, das Losungswort der siegenden Schaar im Munde führen, alles wissen und alles sind, nur keine ehrlichen Leute. Sie folgen ihren Grundsätzen, wie sie sagen, ihrer Ueberzeugung, der großen Moral, die sich nur mit Staaten und Völkern abgiebt, unbekümmert um die kleine, die nur zu den spießbürgerlichen Pflichten gegen Vater und Mutter, Frau und Kind heruntersteigen muß.

Ich weiß nicht, ob der König Freunde hatte, ob überhaupt ein König deren haben kann, wenn er nicht mehr als ein König ist, nämlich ein seltener Mensch. Aber das weiß ich, daß ihm seine Feinde nicht mehr schaden konnten, als ihm die geschadet haben, die sich seine Freunde und Freunde der königlichen Sache nannten. Das weiß ich, daß es für Volk, Altar und Thron nichts Verderblicheres giebt, als jene feilen Wesen, die, in allem wandelbar, nur unwandelbar ihrem Vortheile dienen; die dem Könige

ergeben sind wie der Freiheit, dem Aberglauben wie der Freigeisterei, wenn sie in ihnen nur Werkzeuge ihres Eigennutzes und ihrer Selbstsucht finden. Schmarozer sind es, die es mit dem Hause halten, wo der Tisch für sie gedeckt ist.

Es giebt Thaten, die als die höchste Tugend dem Verbrechen so nahe liegen, daß ein schüchternes Gewissen, das seinen Frieden liebt, diesen unsichern Boden mit heiliger Scheu meidet. Ich erinnere nur an das, was der ältere Brutus, Harmodius, Timoleon und Tell gethan. Aber das Ungeheure, das den Menschen an dieses Aeußerste der Menschheit drängt, ist selten, und noch seltener sind die Charaktere, die es übernehmen mögen und übernehmen dürfen, an der Schneide des Abgrundes hinzuwandeln, wo Tod und Leben, ewige Ehre und ewige Schande, wie neben der scharfen Klinge eines Messers, kaum zu unterscheiden beisammen liegen. In solcher Lage ist etwas an der furchtbaren Phrase, die, wenn ich nicht irre, St.-Just angehört, daß der große Mann zwischen dem Rade und der Unsterblichkeit wandele. Das schmale Bret, das über eine bodenlose Tiefe führt, sollen keine Schwindler betreten.

Selbst der Meuchelmord, die ungeheure That, kann durch ungeheure Noth entschuldigt werden. Wie, wenn die freche Willkür, die kein Verbrechen scheut, zwischen Schande oder eigene Vernichtung und ein Verbrechen stellt und in der Todesangst und Verzweiflung nur einen Ausweg durch dieses Verbrechen übrig läßt, darf sie sich wundern, wenn der einzige Ausweg genommen wird? Man dränge den Menschen nicht zum Aeußersten, oder erwarte auch das Aeußerste von ihm! Man darf mit dem Heiligsten in ihm keinen Spott treiben, will man, daß er dies Heiligste in sich und Andern achte. Wenn die Bosheit und Schlechtigkeit die Gutmüthigkeit der Tugend, die sie für Einfalt oder Schwäche hält, immer mißbraucht, gegen sie keine Pflicht kennt, darf sie darüber klagen, wenn auch die endlich ihre Pflicht vergessen, gegen welche sie nie etwas von Pflichten hat wissen wollen? Es ist ganz recht, daß man den Menschen Moral und Religion predigt; aber die sollten es wenigstens unterlassen, deren Handlungen die Worte ewig Lügen strafen. Wie mag man sich beschweren, wenn Andere gegen uns vergessen, woran wir nie gegen sie gedacht? Jede

Lehre, die man nur zu seinem Vortheil übt und predigt, wird denen leicht verdächtig, die durch sie immer im Nachtheil sind. Wo der mit Unrecht Gequälte und Verfolgte sich nur auf einem Wege retten kann, den ihm seine Quäler und Verfolger offen lassen, da mögen ihm auch die Religion und Moral diesen Weg nicht leicht vertreten. Es giebt furchtbare, entscheidende Augenblicke, in denen alles auf dem Spiele steht, in denen man alles wagt, um nicht alles zu verlieren. Die Römer hoben in solcher Lage die Herrschaft der bestehenden Gesetze und die Gewalt der Beamten auf; auch für die Moral und Religion giebt es vielleicht solche Augenblicke und eine Dictatur der Noth. Wenn Tell den Landvogt tödtet, dann regt sich auch in der Brust des reinsten Menschen kein Gefühl von Abscheu, das sonst den Mörder trifft. Es giebt Handlungen, die ich nicht verdammen kann und doch nicht thun möchte. Man wendet sich mit verhülltem Gesichte wie Timoleon ab, da er sein Vaterland gegen die verbrecherischen Versuche seines Bruders sichern ließ.

Es giebt Wahrheiten, die man kaum auszusprechen wagt, weil Größe der Seele und des Geistes

dazu gehört, um sie zu verstehen und anzuwenden, der Unverstand aber und die Unbesonnenheit, die ein blinder Eifer oder Ehrgeiz treibt, sich ihrer gern zu ihrem und Andrer Verderben bemächtigen. Diese Wahrheiten haben Aehnliches mit dem Sonnenwagen, von Apollo zur Freude und zum Glück der Welt geführt, mit dem aber der eitle und unerfahrne Phaeton dieselbe in Flammen setzt. Die Parodien des Höchsten und Heiligsten haben diesem unendlich viel, und besonders in unsrer Zeit, geschadet, die so reich an lächerlichen Copien von Fabiern und Brutus, von derbem Deutsch- und freiem Römerthum gewesen ist.

Niemand wird behaupten, daß der Convent in seinen Beschlüssen immer frei gewesen sey. Das Murren oder Händeklatschen der Galerien und die Bittschriften meuterischer Sectionen, die vor den Schranken als Befehl ausgesprochen wurden, hatten vielmehr einen entscheidenden Einfluß auf dieselben. Man kann mit dem göttlichen Rechte der Könige kaum einen schändlichern Mißbrauch treiben, als mit der Souverainetät des Volks getrieben ward, in dessen Namen das Gesindel eines Stadtviertels, von einem liederlichen Schreier angeführt, zu handeln vor-

gab. Ein nicht weniger trauriges Schauspiel war es, zu sehen, wie der Convent, um mit den ausgearteten Grundsätzen und Maximen der Revolution nicht in Widerspruch zu kommen, öfter aber, weil Ehrgeizige sich dieses Mittels bedienten, um die Schwachen zu schrecken und zu unterjochen, die Souverainetät der Pflastertreter und ihrer Sprecher auszeichnete und ehrte.

Der 24. April 1793 bot ein solches ekelhaftes Schauspiel dar. Marat, von dem selbst Pétion sagte: „es könne kein Wesen geben, das lächerli„cher wäre, als dieser Volksfreund, wie er sich „nannte und unterschrieb, dem die Natur recht ab„sichtlich den Stempel der Verwerfung aufgedrückt „habe, wäre seine Narrheit nicht so grausam;" dieser Marat war, wegen seiner ewigen Aufforderungen zu Mord und Raub, in denen er die angesehensten Glieder des Convents der Wuth des Pöbels als Opfer bezeichnete, in Anklagestand erklärt worden. Das Revolutionsgericht sprach den ekelhaften Volksfreund frei. Den 24. April ward die Sitzung der Repräsentanten der Nation durch das vieltausendstimmige Geschrei unterbrochen: es lebe Marat! es lebe die Republik! Ein gemeiner Freiwilliger er-

schien vor den Schranken und führte das Wort. Er erklärte den Vätern des Vaterlands, „Marat sey „immer mit dem Volke gewesen, und das Volk werde „immer mit Marat seyn;" er schloß mit dem Gesuche um die Erlaubniß für den Zug, vor dem Convente zu defiliren. Das konnte natürlich nicht verweigert werden. Die Menge ergoß sich wie ein Strom in die Versammlung. Gesang und Freudengeschrei erfüllte die Luft. Marat, einen Eichenkranz auf dem Kopfe, ward von Bürgern im Triumphe getragen. Municipalbeamten bildeten sein Gefolge. Man schwang die Hüthe und Freiheitsmützen unter dem fürchterlichsten Geschrei: es lebe Marat, der Volksfreund! es lebe der Berg! Aus den Umarmungen der Bürger, die ihn begleitet hatten, fiel Marat in die seiner Collegen auf der linken Seite, und der Gefeierte ward unter Liebkosungen fast erstickt.

Man wendet seine Augen voll Mitleid von dem Volke, das sich in seiner Verehrung so verirren kann, und voll Abscheu von seinem Götzen weg, über den eines der ausgezeichnetsten Mitglieder des Convents nur im Zweifel war, ob er der unsinnigste oder der verruchteste der Menschen sey. Und dieser Marat trug wesentlich zur Entscheidung des 31. Mai

und des 2. Juni bei, wo die Girondisten fielen oder geächtet wurden, die ausgezeichnetsten Männer des Convents, Pétion, Vergniaud, Guadet, Gensonné, Lanjuinais und noch manche Ihresgleichen; Pétion, den das Volk vergöttert hatte und an die Stelle seines Königs gesetzt zu haben schien; Pétion, den mehr als einmal der Freudentaumel einer trunkenen Menge mit dem Rufe: es lebe Pétion! es lebe die Freiheit! empfangen hatte; Vergniaud, der beredteste Mann seiner Nation und ein tugendhafter Bürger; der unerschrockene Guadet, der muthige Lanjuinais, den man seit mehr als dreißig Jahren ohne Menschenfurcht auf der Seite des Rechts und der Wahrheit sieht.

Diese Vorfälle zerrissen mein Inneres mit einem unendlichen Schmerze. Von nun an ging der Triumphwagen der Republik durch Blut und über Leichen, bis schwache Hände ihn nicht mehr zu führen wußten. Dann bestieg ihn ein kaiserlicher Triumphator und ließ ihn durch dienstbare Fürsten und Völker über die Erde ziehen, bis er sich endlich, mit Trophäen überladen, in unbesonnenem Laufe selbst zerschmetterte. Den 16. October ward die Königin hingerichtet. Höher ließ sich das Maas von feiger Grausamkeit nicht füllen.

Jetzt folgt Mord auf Mord. Der Wahnsinn und die Verruchtheit scheinen nur Sättigung im Blut zu finden, und mit dem Blute doch immer neuen Durst zu trinken. Alle Menschlichkeit ist dem Tiger-Menschen fremd, ja ein Verbrechen. Das Leben und Wohl von Tausenden, die Ehre und das Glück einer großen Nation ist Verworfenen, wie Hebert, Collot, d'Herbois, Billaud-Varennes, Chabot, Carrier, Ceuthen und Chaumette überlassen. Zweiundzwanzig Deputirte der Gironde oder Freunde derselben werden hingerichtet, zwanzig Andere, die entflohen waren, in die Acht erklärt. Da die zweiundzwanzig ihr Todesurtheil vernahmen, empfingen sie es mit dem Rufe: es lebe die Republik! und die Jüngeren stimmten patriotische Gesänge an. Vergniaud trug ein sicheres Gift bei sich, machte aber keinen Gebrauch davon, weil er mit seinem jungen Freunde Ducas, der vor dem Tode zu zagen schien, sterben wollte, um ihn durch Wort und Beispiel aufzumuntern. Rabaut-Saint-Etienne, ein tugendhafter und aufgeklärter Mann, wie wenige zu seiner Zeit, entdeckte sich einem ehemaligen Collegen, der ihm einen Zufluchtsort bei sich versprach. In der Nacht sollte dieser kommen, um den Hülflosen abzu-

holen. Mit Ungeduld erwartet man den Retter. Er erscheint — aber mit der Wache, die den Verrathenen in den Kerker führt, den er bald verläßt, um das Blutgerüst zu besteigen. Mann und Frau, die Rabaut aufgenommen hatten, theilen auch sein Loos. Seine Gattin nimmt sich in der Verzweiflung das Leben. Roland, ein Republikaner, wenn Frankreich einen hatte, einfach, redlich und unerschütterlich fest in seinen Grundsätzen, ward auf der Straße von Rouen nach Paris todt gefunden. Seine Gattin starb mit Heldenmuth unter dem Beil des Henkers. In dem Gefängnisse hatte sie mit flüchtiger Hand die Denkwürdigkeiten ihres Lebens geschrieben, die von der Stärke und Anmuth ihres Geistes zeugen. Ein junger Mensch ward mit ihr zum Tode geführt, den die frühe Trennung von dem schönen Leben schmerzte. Die freundliche Begleiterin suchte ihn zu trösten und aufzurichten. Mit heiterer Gefälligkeit trat sie ihm das Vorrecht ab, zuerst zu sterben. Der die Aufsicht bei der Hinrichtung führte, wollte das nicht zugeben, und sie fragte, mehr seiner französischen Artigkeit als seiner Menschlichkeit vertrauend: „Wie, Sie könnten einer Frau ihr letztes Gesuch abschlagen?“ Er konnte es wirklich

nicht. Da sie auf dem Richtplatze die colossale Bildsäule der Freiheit erblickte, sagte sie mit lauter Stimme, das Auge auf die geschändete Göttin gerichtet: „Wie viele Verbrechen begehen sie in deinem Namen!“ Guadet wurde mit seiner Schwester, die ihn versteckt gehalten hatte, hingerichtet. Pétion's Leiche fand man von Wölfen zerfleischt. Condorcet kehrte, nach gefahrvollem Umherirren, in zerrissenen Kleidern und langem Barte, von Hunger getrieben, in einem Wirthshause ein, ward erkannt und tödtete sich mit Gift. Geächtet, von Henkern aufgesucht, von blutdürstigen Feinden verfolgt, in der furchtbaren Zeit, wo Frankreich allen Gräueln innerer und auswärtiger Kriege preisgegeben war, wo Vernunft, Recht und Menschlichkeit aus seinem unglücklichen Vaterlande verbannt schienen, hatte er den Muth und die Seelengröße, über die Fortschritte des menschlichen Geistes zu denken und zu schreiben. Bailly, der edle Bailly, dem die Auszeichnung zu Theil geworden, der erste Präsident der National-Versammlung und der erste Maire von Paris zu seyn, mußte den Tod des Verbrechers sterben. Mit erfinderischer Grausamkeit suchten seine Henker alle Umstände zu vereinigen, die seine Qualen vermehren konnten. Für

ihn ward das Schaffot auf dem Marsfelde aufgeschlagen, wo das Bundesfest gefeiert worden war, zu welchem er, im Namen der pariser Gemeinde, den Entwurf eingegeben hatte. Zwei Stunden war Bailly auf dem Wege, bei schrecklichem Wetter unbeweglich auf dem Henkerskarren sizend, und als er auf dem Richtplatze eingetroffen, schob man noch seine Hinrichtung auf, um seine Leiden zu verlängern. Da der ehrwürdige Greis, von Frost und Alter zusammengedrückt durch die Menge fuhr, rief ihm eine Stimme aus derselben zu: Du zitterst, Bailly? Dieser antwortete: Ja, vor Frost. Gleiches Schicksal hatten, nebst tausend und tausend Andern, die man aufzuzählen müde wird: Barnave, der in der constituirenden Versammlung, ein Jüngling von 25 Jahren, mit Mirabeau um den Preis der Beredtsamkeit nicht ohne Erfolg gerungen hat, Chapelier und der geistvolle und verständige Thouret, beide aus der National-Versammlung rühmlich bekannt.

Der Sturz der Girondisten und die wilde Grausamkeit, die nach ihrem Falle über Frankreich eine unerhörte Herrschaft übte, bewaffnete die Charlotte Corday mit dem Stahl des Meuchelmords gegen

Marat. Mit Besonnenheit und Ruhe stieß das fünf- undzwanzigjährige Mädchen dem Ungeheuer das Messer, das sie eben mit prüfendem Blick um den genauesten Preis erhandelt hatte, in die Brust. Mit gleicher Besonnenheit und Ruhe antwortete sie vor Gericht und starb auf dem Blutgerüste. Das Verbrechen gegen die bürgerliche Ordnung büßte sie mit dem Leben, das sie ihr auch ohne Zögerung und Widerspruch zum Opfer brachte. So hat sie den Buchstaben des Gesetzes, der gelten muß, wo der Geist durch Deuteln ein Spiel der Bosheit oder Unwissenheit werden kann, durch ihren Tod versöhnt, der sie in die Reihe um die Menschheit verdienter Helden setzte, wäre der kleine Zweck des großen Mittels werth gewesen. Charlotte Corday hatte den Enthusiasmus, aber nicht den Geist der großen Menschen. Dasselbe gilt auch von Adam Lux, der sich mit Georg Forster als Mainzer Deputirter in Paris befand und die Rechtfertigung der Charlotte Corday übernahm. Er schlug sogar vor, die Bildsäule der Mörderin Marat's mit der Inschrift aufzustellen: Größer, als Brutus. Ohne Zweifel war der kleinere Brutus gemeint, der Rom und der römischen Freiheit in der That einen schlechten Dienst geleistet hat. Brutus

war gewiß ein edler Mensch; aber ihm fehlte gerade, was Cäsar hatte und was Rom retten konnte, wenn es überhaupt zu retten war. Nur eine schöne Seele ist der Begeisterung für das Edle und Große fähig; aber die Begeisterung allein reicht selten hin, um das Edle und Große auszuführen. In Charlotte Corday und Adam Lux gab sie zwei reine Leben für ein schlechtes. Beide haben Marat überschätzt; dieser gehörte zu den Menschen, von denen man zu sagen pflegt, daß sie keine Gefahr laufen zu ertrinken, weil sie ihrer Bestimmung zum Galgen nicht entgehen. Charlotte Corday hat den verruchtesten der Narren ins Pantheon gebracht.

Der ehrwürdige Malesherbes ward mit seiner Schwester und Tochter zum Tode geführt, weil sie, wie es hieß, einen jungen Ausgewanderten bei sich verborgen hielten. Malesherbes hatte achtzig Jahre und stand, seiner Talente, Tugenden und Verdienste wegen, in der höchsten Achtung. Mit Muth hatte er gegen die Ausschweifungen und Willkür der letzten Regierungsjahre Ludwigs XV. angekämpft. Mit besserem Erfolge hoffte er, mit Turgot, seinem Freunde, unter Ludwig XVI., dessen Vertrauen sie besaßen, thätig zu seyn. Aber beide konnten sich

gegen die Ränke des Hofs nicht halten, der die Schwäche Ludwigs zum allgemeinen Verderben zu mißbrauchen wußte. Malesherbes zog sich in die Einsamkeit zurück, wo er der Natur, den Wissenschaften, seiner Familie und dem Wohlthun lebte. Da die Erklärung des Convents, er werde Ludwig richten, zu Malesherbes in seine Abgeschiedenheit gelangte, schrieb er an den Präsidenten desselben, daß er sich erbiete, die Vertheidigung des Königs zu übernehmen, und wünsche, denselben davon in Kenntniß gesetzt zu sehen, im Falle dem Monarchen die Wahl seines Vertheidigers überlassen sey. „Ich war", hieß es in dem Briefe, „zweimal in den Rath desjenigen „berufen worden, der mein Herr gewesen ist, und „das zu einer Zeit, wo Alle nach dieser Stelle streb„ten. Ich bin ihm denselben Dienst schuldig, wo „Viele diese Stelle für gefährlich halten." Der Wunsch des edeln Mannes ward erhört, und er eilte nach Paris, um für den unglücklichen Ludwig das Unmögliche zu versuchen. Er that, was Einsicht und Ergebung vermögen; aber vergebens; der Tod des Königs war beschlossen. Malesherbes, edel und einfach, wie wir uns die großen Alten denken, ward mit den Seinigen nach Paris geschleppt. Da er da-

selbst in das Gefängniß trat, waren gerade Alle, die ein gleiches Schicksal mit ihm theilten und ein gleiches Loos erwarteten, in einem gemeinschaftlichen Saal versammelt. Sie standen, wie sie ihn ansichtig wurden, voll Ehrfurcht auf. Man suchte in Eile den brauchbarsten Stuhl aus und bot ihm denselben an. Malesherbes sagte lächelnd: „Ihr gebt dem „Aeltesten den Präsidentensitz; aber ich bin meines „Anspruchs nicht so ganz gewiß und glaube dort „einen Aelteren zu sehen, der mir vorgeht.“ Da er die Treppe hinabstieg, um sich nach dem Revolutionsgerichte zu begeben, strauchelte er. „Das ist“, sagte er, „eine schlimme Vorbedeutung. Ein Römer würde „umkehren.“ Malesherbes folgten noch Tausende von blutigen Opfern, wie ihm schon Tausende vorausgegangen waren. Unter denen, die den Tod am wenigsten verdienten, befand sich des Königs Schwester Elisabeth. Die blinde Mordwuth hatte einen Grad erreicht, dem nur die Schamlosigkeit und der Unsinn gleich kommen konnten.

Den 7ten November erschien der Bischof von Paris, Gobet, die rothe Mütze auf dem Kopfe, an der Spitze seiner Geistlichkeit, vor den Schranken des Convents und erklärte: „der Wille des souve-

„rainen Volks sey ihm höchstes Gesetz, und seine „erste Pflicht Unterwerfung unter dessen Willen. Da „es nun keinen andern öffentlichen und National-„gottesdienst mehr geben dürfe, als den der Freiheit „und der heiligen Gleichheit, weil der Souverain es „also wolle, so komme er, um laut und feierlich zu „erklären, daß er von nun an seinen Verrichtungen „als katholischer Geistlicher entsage. Die Bürger, „seine Vicarien, die hier anwesend, schlössen sich „mit dieser Erklärung ihm an." In gleichem Sinne äußerten sich mehrere andere Bischöfe und Pfarrer. Der Bischof Lindet rühmte von sich, „die Geistlichen „seines Sprengels müßten ihm bezeugen, daß er „schon früher der Gerechtigkeit des höchsten Wesens „durch die Behauptung gehuldigt habe, dasselbe „Loos erwarte den tugendhaften Menschen, er möge „nun den Gott von Genf oder von Rom, den des „Mahomet oder des Confucius anbeten."

Die schriftliche Entsagung eines Pfarrers bei Melun, Namens Parent, drückte sich noch offener und bestimmter aus. „Ich bin," sagte dieser Priester, „ich bin Pfarrer, das heißt ein Charlatan. Es ist „Zeit, daß man das Volk unterrichte, wie es keine „andere wahre Religion, als die natürliche, giebt, und

„wie alle die Träume, alle die Mummereien und Ge„bräuche, die man mit dem Namen Religion beehrt, „nur Mährchen vom Blaubarte sind.“

Diese und ähnliche Aeußerungen wurden mit rauschendem Beifall aufgenommen. Auch der berühmte Sieyes gab in einer Sitzung des Convents, in Beziehung auf seinen Stand, eine Erklärung, die folgende Stellen enthält: „Meine Wünsche waren „schon lange für den Triumph der Vernunft über „den Aberglauben und Fanatismus; der Tag dessel„ben ist angekommen; ich freue mich dessen, als ei„ner der größten Wohlthaten der französischen Re„volution. Obgleich ich seit vielen Jahren jeden „geistlichen Charakter abgelegt habe, und in dieser „Hinsicht mein Glaubensbekenntniß alt und bekannt „genug ist, so möge mir es doch vergönnt seyn, die „neue Gelegenheit, die sich darbietet, zu benutzen, „um noch einmal, und, wenn es seyn muß, hundert„mal zu erklären, daß ich keinen andern Gottesdienst „kenne, als den der Freiheit und Gleichheit, keine „andere Religion, als die Liebe der Menschheit und „des Vaterlands. Als plebejischer Volksdeputirter „und nicht als Geistlicher — denn ich bin es nicht „mehr gewesen — ward ich in die Nationalversamm-

„lung berufen, und ich erinnere mich nicht mehr, „einen andern Charakter als den eines Volksde„putirten gehabt zu haben. Ich kann nicht, wie „viele unsrer Collegen, Ihnen die Papiere oder Ti„tel meines ehemaligen Standes ausliefern; sie exi„stiren schon lange nicht mehr. Ich habe Ihnen „keine Entlassung einzureichen, weil ich kein geistli„ches Amt bekleide; aber es bleibt mir ein Opfer „dem Vaterlande darzubringen, das Opfer von zehn„tausend Livres Leibrenten, die das Gesetz mir als „Entschädigung für ehemalige Beneficien zugestan„den hat.“ In der Sitzung vom 7. November war man so recht im Zuge, den alten Glauben zu verhöhnen und abzuschwören. Der ehrwürdige Bischof von Paris, Bürger Gobet, hatte von dem Präsidenten des Nationalconvents, auf lautes Begehren, den Bruderkuß empfangen. Der Jubel über den endlichen Sieg der Vernunft war allgemein. Da kam Gregoire, der Bischof von Blois an, ein Mann, der zu den entschiedensten Gegnern der Monarchie gehörte. In der ersten Sitzung des Convents, am 20. September 1792, hatte er sein politisches Glaubensbekenntniß in dieser Hinsicht auf eine unzweideutige Weise in folgenden Worten abgelegt: „Wahr=

„haftig, keiner von uns wird je den Vorschlag thun, „die verderbliche Institution der Könige in Frank„reich beizubehalten; wir wissen zu gut, daß alle Dy„nastien nie etwas anders gewesen sind, als reißende „Geschlechter, die nur von dem Blute der Völker „lebten." *)

Da Gregoire eingetreten war, drängte man ihn von allen Seiten, das Beispiel Gobet's nachzuahmen. Er fragt, sieht und hört, begreift endlich, was vorgegangen und was man von ihm will. Hastig besteigt er die Rednerbühne und spricht mit Unwillen: „Ich trete hier ein und weiß nur unbe„stimmt, was vor meiner Ankunft sich zugetragen „hat. Man redet mir von Opfern für das Vater„land. Ich bin daran gewöhnt. Gilt es Anhäng„lichkeit an die Sache der Freiheit? Seit lange „habe ich Beweise davon gegeben. Gilt es die Ein„künfte, welche mit dem bischöflichen Amte verbun„den sind? Ich überlasse sie Ihnen gern. Gilt es „die Religion? Dieser Gegenstand liegt außer Ih-

*) Was von Gobet über das Königthum weiter gesagt wurde, erscheint in unsrer mehr befriedigten Zeit so ungebürlich, daß wir es nicht einmal als Citat hier aufnehmen mögen. D. H.

„rem Bereiche, und Sie haben kein Recht, ihn an„zugreifen. Ich höre von Fanatismus, von Aber„glauben reden. Ich habe sie immer bekämpft. „Aber man erkläre diese Worte, und man wird sehen, „daß der Aberglaube und der Fanatismus der Re„ligion gerade entgegen sind. Was mich betrifft, „so ward ich, Katholik durch Ueberzeugung und Ge„sinnung und Priester aus Wahl, von dem Volke „bestimmt, das bischöfliche Amt zu verwalten, aber „weder von ihm noch von Ihnen habe ich meine „Sendung. Ich verstand mich dazu, die Bürde des „Episcopats zu einer Zeit auf mich zu nehmen, wo „sie mit Dornen durchsäet war; man hat mich ge„quält, bis ich mich ihr unterzogen; jetzt quält man „mich, um mich zu einer Entsagung zu nöthigen, die „mir kein Mensch entreißen wird. Nach heiligen „Grundsätzen handelnd, die mir theuer sind, und die „ich Sie herausfordere mir zu rauben, war ich be„müht, in meinem Sprengel Gutes zu thun; ich „bleibe Bischof, um dessen noch mehr zu thun. Ich „spreche die Freiheit des Gottesdienstes an."

Der Lärm war während der Rede so laut geworden, daß nur Wenige sie ganz verstehen konnten. Gregoire, dem bisher nur Beifall und Billigung zu

Theil geworden, hatte es von nun an mit den sogenannten Freunden der Aufklärung und der Freiheit durchaus verdorben. Auf den Straßen verhöhnt und beleidigt, in den Volksgesellschaften angeklagt und in den öffentlichen Blättern gemißhandelt, ging er indessen ruhig und gefaßt, nach gewohnter Weise, seinen Weg, seinem Gewissen und seiner Ueberzeugung folgend. Dieser einzige Zug hat mir den Mann, den ich sonst wenig kannte, werth gemacht; und meine Achtung ist ihm auch, unter allen wechselnden Verhältnissen des öffentlichen Lebens, die ihn bald hoben, bald aber und öfter fallen ließen, geblieben. Gregoire war derselbe vom Anfange der Revolution bis unter Ludwig XVIII. Dessen mögen sich, außer ihm, Lafayette, Carnot und Lanjuinais, in Frankreich Wenige rühmen. Ich habe Gregoire später gesehen und befand mich mit ihm in einer Kirche. Die Andacht, mit der er sich, unbekümmert um das Urtheil der Gelehrten und Aufgeklärten, die zugegen waren, vor dem hohen Altare niederließ und von allem Aeußern abgezogen, in sich gesammelt betete, befreundete mich dem Manne, obgleich ich an diesem Orte weder mit ihm niederknien, noch mit ihm beten konnte. Da er in der demüthigen

Stellung einige Minuten verweilt hatte, erhob er sich unbefangen und heiter, das Gespräch da wieder aufnehmend, wo wir abgebrochen hatten.

Da Gregoire unter heftigen Aeußerungen eines allgemeinen Mißvergnügens die Rednerbühne verließ, zerstreuete sich der Zug der Geistlichen, den würdigen Ex-Bischof von Paris in der rothen Mütze und die Mitglieder des Gemeinderaths an ihrer Spitze und von einem zahlreichen Volke begleitet, durch die Stadt, um den Sieg der Vernunft über den Fanatismus zu feiern. Die Kirchen wurden unter Spott und Hohn ihrer Geräthe und Bilder beraubt, die Altäre umgestürzt, und die heiligen Bücher auf den öffentlichen Plätzen verbrannt. Den 10. November hatte die entweihende Einweihung der Kirche Notre-Dame zum Tempel der Vernunft und der Freiheit statt. Die Vernunft, von einem Weibe dargestellt, wurde in feierlichem Zuge durch Paris herumgeführt und dann nach dem Convente gebracht, wo sie von dem Präsidenten den Bruderkuß empfing. Sie soll schön gewesen seyn.

Der Wahnsinn und die Tollheit hatten den höchsten Grad erreicht. Die abgeschmacktesten Anträge wurden vor den Convent gebracht, daß er ihnen Ge-

setzeskraft geben möge. In Bittschriften verlangte man von ihm, die Stellvertreter des französischen Volks sollten sich für Priester des höchsten Wesens erklären und die Todesstrafe gegen Jeden erkennen, der den geheiligten Namen Gottes durch einen den Franzosen gewöhnlichen Fluch lästern würde. Ein Anderer hatte die Verwegenheit, vor den Schranken des Convents zu fordern, dieser solle den Tod an der Tagesordnung erklären. Alles schien sich vereinigen zu wollen, eine Ordnung der Dinge lächerlich und verächtlich zu machen, gegen die jede andere Gattung von Waffen fruchtlos versucht worden war; und der Uebertreibung und dem Aberwitze ist wirklich gelungen, was die vereinigten Heere von Europa nicht bewirken konnten. Die Franzosen beschuldigen das Ausland, besonders Großbritannien, es habe die Raserei und die Narrheiten, an denen die Republik so schnell gescheitert ist, bezahlt. Ohne Zweifel hat die Aristokratie und ihre Freunde gern gesehen, was ihnen diente, und die ultra-revolutionaire Bewegung, die eben dadurch eine gegenrevolutionaire werden mußte, lieber beschleunigt als aufgehalten. Aber die tolle Uebertreibung lag so sehr in dem Charakter des Volks, in dem Geiste seiner meisten Füh-

rer und Sprecher und in dem Vortheil der Factionen und Parteien, daß fremder Einfluß — der indessen nicht müßig geblieben ist — kaum nöthig war, um die traurige und verderbliche Rückwirkung herbeizuführen, wie sie eingetreten ist.

Robespierre, das einflußreichste Mitglied des Convents und des Heilsausschusses, wollte sich dem Strome des Verderbens und der Verkehrtheit widersetzen. Vergebliches Bemühen! Schaffen läßt sich wohl ein Volk, aber nicht umschaffen. Er wußte, daß die Freiheit, die wahre nämlich, von der die gewöhnlichen Staatsmänner und Constitutionenmacher wenig wissen, mit den Bedürfnissen, der Theilung des Vermögens, den Lastern und Künsten der neuen Zeit nicht bestehen könne; daß es unmöglich sey, aus den faulen Bestandtheilen der aufgelösten Monarchie eine Republik zu machen; und darin hatte er ohne Zweifel recht. Daß er es sich aber einfallen ließ, die Tugenden und die einfache Lebensweise der alten Zeit in die neue einführen und die ganz fertige Nation wieder umbilden zu wollen, darin hatte er unrecht. Der 9. Thermidor (27. Juli 1794) mag alle diejenigen, die seines Glaubens sind, eines andern belehren. Robespierre fiel durch dieselben Mittel, durch

welche die Girondisten, durch welche Danton, Hebert und so viele Andere gefallen waren. Wie er seine Gegner gerichtet hatte, so richteten ihn diese. Aber zwischen ihm und ihnen und zwischen ihrem Ziele und dem seinigen war ein großer Unterschied. Er wollte aufrichtig und ehrlich die Republik, und alles, was er Böses und Schreckliches gethan, war ihm Mittel zu diesem Zweck. Uebrigens ist erwiesen, daß er den meisten Proscriptionen fremd geblieben, selbst die Girondisten in Schutz genommen, das Laster und Verbrechen mit einer Art Fanatismus zu verfolgen, sich berufen geglaubt und besonders gegen Orleans, Hebert, Danton und solche Leute persönlich oder mit seinem ganzen Einflusse aufgetreten. Der 9. Thermidor ist ein merkwürdiger Tag in der Geschichte; für mich war er es besonders. Er machte mir es recht anschaulich, daß Volksgunst wenigstens so unzuverläßig und gebrechlich sey, wie Fürstengunst. Auch die Geschichte der französischen Revolution mag warnend vor Jeden treten, der es mit der Freiheit und den Rechten Aller ernstlich meint. Sie mag ihn erinnern, daß es noch keinem wahren Freunde des Volks, von Lykurg bis auf unsere Zeit, gelungen ist, sich selbst vor Ver-

folgung und Mißhandlung, oder seinen Namen vor Herabwürdigung und Schändung zu bewahren. Die Aristokratie, die alles zum Vortheil und Vorzug für sich zu machen wußte, Geburt und Reichthum und selbst Religion und Wissenschaft, hat die Volksfreunde, wie die Schlange den Laokoon, umwunden. Was ich mit Entsetzen bei den Gracchen gesehen, sah ich auch hier, aber nicht wie dort im todten Buchstaben, sondern in der lebendigen Wirklichkeit, und das in einer Zeit, wo wir uns rühmten, zweitausend Jahre in Weisheit, Wissenschaft und wahrer Bildung vorgeschritten zu seyn. Wie dort, war auch hier mit der Acht jede Entsetzung von Verdienst und Ehre ausgesprochen. Es ist auffallend, wie leicht es den Feinden der ewigen Rechte des Menschen hier und dort und immer geworden ist, und mit welch sclavischer Gefälligkeit die Geschichte das Urtheil des siegreichen Unrechts nachgeschrieben hat. Selbst Cicero, dieser homo novus, auf den die Patricier von ächtrömischem Schrot und Korn mit vornehmer Verachtung herunter sahen, war Pleonekte genug, um in den Gracchen Aufrührer zu sehen. Du große Cornelia, größer, als so viele große Männer Roms, du fandest mehr Ruhm darin, den Gracchen, als den

Scipionen anzugehören, aber du standest auch höher, als dein Volk und deine Zeit, ja höher, als unsere Zeit und unsere Völker! An den Namen Robespierre sind nur Erinnerungen des Schreckens und des Abscheues geknüpft. Mit Schaudern hört ihn selbst der Bürger nennen. Ein blutiges Gespenst steht er als das Schrecklichste, sogar in der Zeit, die vom Schrecken genannt ist. Ich fühle mich auf keine Weise berufen, Robespierre in dem zu vertheidigen, was er Böses gethan; und wahrhaftig, es fällt ihm dessen viel zur Last. Aber noch weniger vermöchte ich die zu loben, so ihn gestürzt: den Convent, der ihm knechtisch gedient und ihn dann tyrannisch geopfert; das Volk, das ihn zum Halbgotte erhoben und zum Teufel herabgewürdigt hat; die Zeit, die ihn, auf Treue und Glauben seiner Feinde, richten konnte. Bei allem Ungeheuern, das diesem Manne vorgeworfen wird, bleibt doch von ihm wahr: daß er die Freiheit aufrichtig liebte und wollte; daß er seinem Vaterlande mit treuem Herzen ergeben war; daß er durch seine Maßregeln die Republik zu begründen dachte; daß sein Privatleben tadellos geblieben, und er sich keiner Leidenschaft oder verderblichen Schwäche hingegeben. Wenn ihm alle Talente

abgesprochen wurden, dann darf uns das nicht wundern. Dasselbe ist, in unsrer Zeit, einem Manne begegnet, der kräftiger, entschlossener und glücklicher, als er, die halbe Welt sich zu seinen Füßen legte. Man hat ihn der Feigheit beschuldigt. Ein Gleiches widerfuhr Napoleon und selbst Friedrich dem Großen. Hört man von Robespierre reden, oder liest, was über ihn geschrieben ist, sollte man dann nicht meinen, wir seyen durch viele Jahrhunderte von ihm getrennt? Und doch ist seine Geschichte ein Theil der Geschichte unsrer Zeit; Tausende und Tausende, die noch leben, waren seine Zeitgenossen, und was er gewirkt und gewollt, ist in den Annalen Frankreichs, in seinen Schriften und Reden aufgezeichnet. Das Revolutionsgericht mit seinen expeditiven Formen war nicht sein, sondern Danton's Werk. Danton hat den 31. Mai gemacht, da Robespierre dagegen für die Girondisten sprach. Robespierre suchte Elisabeth zu retten und sprach in dem Convente zuerst das Wort Milde und Gnade aus, und ward mit Unwillen angehört. Ja Vadier hat ihn am 8. Thermidor förmlich angeklagt, die Gegenrevolutionaire seyen durch ihn der Strafe entzogen worden. Preiset immerhin die strenge Un-

parteilichkeit der Geschichte! Sie ist gerecht, wie die Menschen, die sie geschrieben, theilt ihre Beschränktheit, Einfalt und Leichtgläubigkeit, ihre Vorurtheile und Leidenschaften, betrügt sich selbst und wird wenigstens eben so oft betrogen.

Man hat Robespierre der Herrschsucht und der Grausamkeit angeklagt. Als Zeichen seines unerträglichen Uebermuths wird angeführt, daß er am Feste der Gottheit (den 20. Prairial), wo er, nach dem Ausdrucke eines berühmten Schriftstellers, die Huldigung des französischen Volks mit dem höchsten Wesen zu theilen schien, bei dem feierlichen Zuge, als Präsident des Convents mit stolzem Schritte diesem vorangegangen sey, absichtlich einigen Raum zwischen sich und seinen Collegen lassend. Das war allerdings für diese kränkend, und so viel Anmaßung konnte nicht vergeben werden. Bekannt ist, daß Robespierre während der vierzig Tage, die seinem Falle vorausgingen, selten im Convente erschienen war, keinen Antheil an den Berathungen des Heilsausschusses genommen und die Rednerbühne auch nicht ein einziges Mal betreten hatte. Indessen wurde in diesen vierzig Tagen mehr Blut vergossen, als in gleicher Zeit vorher, wo er noch die Seele des Con-

vents gewesen war. Auch zeigte man bei und nach seinem Falle keine besondere Mäßigung. Den 10. Thermidor wurden zwei und zwanzig, den 11. drei und siebenzig und den folgenden Tag wieder zwölf Menschen hingerichtet. Eine zwecklose, oft muthwillige Grausamkeit trat an die Stelle der furchtbaren Strenge, die wenigstens ein Ziel kannte und wollte, wenn dieses Ziel auch nicht ganz zu erreichen war. Wollte übrigens Robespierre sich im Besitze der Gewalt behaupten, dann konnte er es ohne Zweifel; für ihn war das Volk. Indem er sich aber jeder Theilnahme an den Geschäften entzog, ward er denen fremd, die sich mit ihm zu stimmen gewöhnt hatten, und ließ der Thätigkeit seiner Feinde ein freies Feld. Diese benutzten die Gelegenheit, um die Leidenschaften gegen ihn aufzureizen, die sich bisher mißmuthig verborgen, feig geschwiegen oder niederträchtig geschmeichelt hatten: die Eitelkeit, die sich durch die größere Volksgunst Robespierre's gekränkt fühlte; der Neid, den seine Triumphe erbitterten; die Habsucht und Schwelgerei und alle Laster, die seinen Ernst, seine Mäßigung und Strenge fürchteten. So bildete sich in den vierzig Tagen, die Robespierre von den Geschäften zurückgezogen lebte, aus den verschiedenar-

tigsten Menschen eine Partei gegen ihn aus, der er Zeit ließ, ihre Maßregeln zu nehmen und auf die öffentliche Meinung zu wirken. Das Ausland unterstützte diese Bewegung mit schlauer Kunst. Es schrieb und sprach nur von dem Convente Robespierre's, von den Armeen Robespierre's, von Robespierre's Frankreich und seiner Dictatur. Das reizte die Eitelkeit und den Stolz der unedlen und edlen Gemüther, die frei und selbstständig scheinen und die es seyn wollten. Dann liegt in allen Menschen etwas von des Natur jenes Athenienfers, der sich den Namen des Aristides zur Verbannung aufzeichnen ließ. „Ich habe nichts gegen den „Mann," sagte der ehrliche Bürger, „ich kenne ihn „nicht einmal; aber es ärgert mich, daß man ihn „immer und immer nur den Gerechten nennt." Ueber die pariser Gemeinde konnte Robespierre verfügen, eben so über den Stab und den Commandanten der Nationalgarde. Er war indessen nicht dahin zu bringen, die Vortheile seiner Lage zu benutzen. Schon als der Convent auf eine Weise, die man umständlich in den Berichten der Tagsblätter lesen muß, um ihre ganze Erbärmlichkeit zu fühlen, ihn in Anklagestand versetzt hatte, rieth ihm der entschlossene Saint-

Just, sich an die Spitze des Volks zu stellen und seine Feinde zu vernichten. „Das," erwiederte Robespierre, „hieße handeln, wie ein Tyrann. Ich „will nicht in die Lage kommen, Bürgerblut vergie„ßen zu müssen, um mich zu rächen. Es liegt in „meinen Grundsätzen, mich dem Willen des souve„rainen Volks zu fügen; bei diesem steht es nun, „mich zu vertheidigen oder aufzugeben." Solche Gesinnung und Sprache muß die Klugheit, die nichts will, als den Erfolg, der ihr alles ist, sehr einfältig finden. Es ist wenigstens nicht die Gesinnung und Sprache eines Sylla oder Catilina, eines Ehrgeizigen und Meuterers, und sein Wort besiegelte die That. Mit der Verwegenheit eines großen Verbrechers wäre er — es ist schrecklich, aber wahr — in der öffentlichen Meinung und der Geschichte ein großer Mann geworden, und der größern aber glücklichen Schlechtigkeit hätten sie nicht nur vergeben, sondern auch gehuldigt.

Robespierre war sich in seinem öffentlichen Leben immer gleich geblieben. In der constituirenden Versammlung sprach er wie im Convente. Daß ihn welterfahrne Staatsleute und die Frau von Staël für überspannt und revolutionair gehalten, ist sehr

natürlich, denn er war es in der That. Das Schicksal der Monarchie aber und die nahe Zukunft Frankreichs hat er besser vorausgesehen, als alle die vornehmen und welterfahrnen Leute, die sich weit über ihn erhaben dünkten. Er war überzeugt, daß sich der alte französische Thron und die Aristokratie nie mit einer Ordnung der Dinge befreunden würden, welche die Souverainetät im Volke findet und die Gleichheit aller Staatsgenossen anerkennt. Das wußte er und ersparte sich die vergebliche Mühe des Versuchs, durch den berühmte Staatsleute außer diesem Ruhm auch noch den der Aufklärung und des Wohlwollens erworben haben, des Versuchs nämlich, Wasser und Feuer zu einem Elemente freundlich zu verbinden. Wir können ja fast allenthalben davon reden, wie dieser Versuch gelungen. Der Dichter, meint Horaz, solle keinen Pferdekopf auf einen Frauenhals, nicht Flügel an den Körper eines Fisches setzen. Dem Gesetzgeber aber und dem Staatsmanne, denkt man, möge es gelingen, Widersprechendes zu vereinen und Unnatürliches zu paaren. Widersprechendes und Unnatürliches sind nothwendig auch die Kinder solcher unnatürlichen Ehen. Daß der Con=

vent ihn der Tyrannei beschuldigte, konnte nur den Convent herabwürdigen. Auf dieselbe Weise hat sich die Feigheit und Schlechtigkeit immer, wie auch bald nachher wieder, zu rechtfertigen gesucht. Hatte Robespierre vielleicht ein siegreiches, ihm ergebnes Heer, wie Marius, Sylla, Cromwell und Buonaparte? Zwölfmal wollte der Heilsausschuß, der, wie man sagt, von Robespierre regiert, Frankreich im Namen des Convents regierte, seine Macht an diesen zurückgeben, und zwölfmal ward er von ihm mit lautem, einstimmigem Beifall bestätigt. Wer hat dem Convente Gewalt angethan, wo es bei ihm stand, zu geben oder zu nehmen? Was konnte mehr als sechshundert Menschen zwingen, sich dem Willen eines Einzigen zu unterwerfen? Robespierre hatte weder Geburt, noch Geld oder Truppen; seine Waffen waren seine Grundsätze, seine Beredtsamkeit, sein unbescholtenes Leben und das Vertrauen, welches das Volk auf ihn gesetzt. Auf dieselbe einfache Weise lebte er, da er über das Schicksal Frankreichs, und durch dies über das eines schönen Theils der Welt entschied, gleich dem schlichtesten Bürger bei dem Schreiner Dupleix, dessen Tochtermann er zu werden hoffte. Was er erworben und zu erwerben suchte,

ist bekannt. Er starb nicht reicher, als er nach Paris gekommen war, und ein Präfect möchte sich schwerlich mit dem begnügen, was er für Ueberfluß und Reichthum hielt. Aber gerade darum war er sehr zu fürchten; denn gewisse Gesinnungen und Beispiele sind in einem gewissen Sinne gefährlicher, als die glänzendsten Talente, die sich oft in ihrer ganzen Größe zeigen, um an den höchsten Preis zu kommen.

Für den 9. Thermidor waren ächte Patrioten, besonders aber die schönen geputzten Leute, die vornehmen Müßiggänger, die gern an einem Hofe leben oder selbst ein Höfchen haben, die gepuderten Haare und gefältelten Hemdkrausen, die Zierbengel und lebensartigen Personen, die Lispeler und Lorbser, die Freunde der guten Tafel und der schlechten Weiber, die, welche reich geworden oder es noch zu werden hofften. Daß auch ehrliche und tüchtige Männer sich gegen Robespierre erklärten und seine Entfernung wünschten, gebe ich gern zu; aber sie thaten es weder im Geiste, noch mit dem Zwecke und den Mitteln der Koryphäen des 9. Thermidor. Die verständigen und rechtlichen Leute sahen ein, daß Robespierre die Republik nicht retten konnte, und

daß alle Opfer, die er seinem Systeme brachte, eine vergeblich grausame Verschwendung waren. Mit dem hohen Preise, den er an das Höchste auf Erden setzte, meinte er es ehrlich; aber er verstand sich weder auf die Waare, noch auf den Handel. Es war, als hätte er sich in eine ihm fremde Zeit, unter ein ihm fremdes Volk verirrt, und in diesem Sinne war er wirklich ein Verrückter. Daß er sich selbst wie Andere an seine Ueberzeugung gesetzt und ihr sich wie Andere geopfert hat, beweiset wenigstens seine Aufrichtigkeit. Und wenn man auch seine Vertheidigung nicht übernehmen kann, dann darf man doch zeigen, daß die, so sich auf seine Kosten rechtfertigen wollten, tief unter ihm gestanden sind. Das kann man von Robespierre wie von Napoleon sagen, den man auch verdammte, weil man die Hölle, der man sich verpfändet fühlte, mit diesem Opfer abzufinden hoffte. Robespierre bietet eines der vielen Beispiele dar, wie gefährlich es ist, Völker nach Abstractionen und Theorien zu behandeln, und wie die erhabenen Grundsätze der Freiheit und Gerechtigkeit bei denen, welche die Menschen, ihre Zeit und ihr Volk nicht kennen, gleich der Willkür und dem Despotismus wirken. Man kann das Beste wollen und, wo die

Einsicht und die Klugheit fehlen, die zum rechten Zwecke auch die rechten Mittel zeigen, doch das Schlimmste thun. Ohne Zweifel ist die Betriebsamkeit wohl gemeint, welche die Früchte des südlichen Himmels im rauhen Norden und die Blüthen des Frühlings im Winter ziehen will. Auch der Bär hat es gut gemeint, der seinem Freunde und Wohlthäter den Schädel zerschmetterte, um ihm eine Fliege zu verjagen.

Robespierre war fünf und dreißig, und Saint-Just sechs und zwanzig Jahre alt, als sie fielen. Saint Just besaß größere Talente, mehr Thätigkeit und Unternehmungsgeist, als Robespierre. Was dieser junge Mensch geleistet hat, übersteigt fast allen Glauben. Robespierre, den er an Tiefe und Umfang der Kenntnisse und an Entschlossenheit übertraf, war ihm an Charakter, was vorzüglich den Mann und den Menschen macht, überlegen.

Wie ich damals schon den 9. Thermidor seine Helden und seine Opfer angesehen, beweiset eine Schrift, die ich im Sommer des Jahres 1795, unter dem Titel: Geist der fränkischen Revolution, herausgegeben habe. In derselben findet sich eine kleine Abhandlung über Robespierre, die sich

über den Zweck und die Mittel dieses merkwürdigen Mannes auf dieselbe Weise ausspricht, wie ich es hier gethan. Von dem Geiste der fränkischen Revolution, den, wenn ich nicht irre, ein Buchhändler Pech in Frankfurt verlegt hat, war schon gegen das Ende des ersten Theils des Merkwürdigsten aus meinem Leben die Rede, wo ich auch mehrere Stellen daraus angeführt habe. Auf diese kleine Schrift muß ich mich hier beziehen, die, wenn auch sonst ohne besondern Werth, mir doch bezeugt, daß ich auf die Dauer der Republik aus Gründen kein Vertrauen setzte, aus denen ich auch jetzt noch glaube, daß die Freiheit bei uns schwer zu erhalten sey; daß ich in Robespierre und seinen Freunden Männer erkannte, die es aufrichtig mit der Sache des Volks und mit Frankreich meinten, aber die Mittel nicht besaßen, dieser Sache wesentliche und bleibende Dienste zu leisten; daß ich fürchtete und die Furcht auch aussprach, die Revolution möge sich mit einem Pisistrat oder Cromwell enden; und daß ich es endlich nicht für unmöglich hielt, die Bourbons einst wieder auf dem Thron von Frankreich zu sehen.

Die Thermidorianer waren größtentheils Leute

von zweideutigem Rufe und schlechten Sitten, welche die Verbrechen der Revolution getheilt hatten, ohne eine Tugend zu besitzen. Wenn man auch Frankreich Glück wünschen darf, daß es von einer furchtbaren Gewalt befreit wurde, die durch schreckliche Mittel einen Zweck zu erreichen suchte, der nicht zu erreichen war; dann muß man doch bedauern, daß es auf solche Weise und durch solche Menschen geschehen ist: durch diesen Tallien, dem die Nothwendigkeit, sich selbst und eine schöne Frau zu retten, den Muth und die Kraft eines Verschwornen gab; durch diesen Billaud-Varennes und Collet-d'Herbois, die grausamer, als Robespierre, die Grausamkeit nur zu ihrem Vortheil und Vergnügen übten; durch diesen vielzüngigen Barrére endlich, den Berichterstatter aller siegenden Factionen und Parteien, dieses Musterbild unserer gewandten, allseitigen, aber charakterlosen Bildung, die für und gegen alles Gründe und Beweise hat, wie das Bedürfniß, die Neigung oder Leidenschaft sie fordern. Wahrlich! solche Retter gaben eine schlechte Bürgschaft für das Glück der Zukunft. Am sichersten erkennt man die gemeine Erbärmlichkeit einer Zeit daran, wenn Jeder in ihr den Vorwurf der Schlechtigkeit und des Ver-

derbens auf den Andern wälzt, die Sclaven über den Tyrannen klagen, der sie unterdrückt, da er doch kein anderes Werkzeug ihrer Unterdrückung, als sie selber, hat. Die Thermidorianer feierten ihren Siegestag mit Lobreden auf die Freiheit, die, wie sie klagten, an Robespierre verloren und durch seinen Sturz wieder gewonnen worden war. Die armen Republikaner, die da glauben, die Freiheit gehöre zu den Gütern, die man wie einen Treffer aus dem Glücksrade zieht! Werden die, welche Sclaven, Schmeichler und Gehülfen der Tyrannei gewesen sind, nicht selbst Tyrannen seyn, sobald sie es zu seyn vermögen? Und sie waren es. Grausamer, als die Gewalt, die sie gestürzt hatten, wendeten sie ihre Grausamkeit in blinder Wuth gegen Alle, von denen sie glaubten, sie stünden ihrer Macht im Wege, gegen Republikaner wie gegen Royalisten. Dem Sansculotism schmeichelten sie durch die Apotheose Marats, die der Convent unbesonnen beschlossen, aber vorsichtig nicht vollzogen hatte. Dem Königthum und der europäischen Diplomatie glaubten sie sich durch die Verfolgung der strengen Republikaner gefällig zu nähern, die Interessen und Leidenschaften der Revolution aber durch die Aufopferung

der königlich Gesinnten zu beruhigen oder zu gewinnen.

Das Beispiel von Menschen, die noch an die Freiheit glauben, wenn sie auch nirgends mehr als in ihrem Herzen eine Stelle hat, ist zugleich rührend und erhebend. Ein solches Beispiel gaben Romme, Goujon, Duquesnoy, Bourbotte, Soubrany und Duroy. Von einer Militair-Commission zum Tode verurtheilt, weil sie an dem Aufstande in den Tagen des Prärial Antheil gehabt haben sollten, kamen sie der Vollziehung des Ausspruchs ihrer Henker durch freiwilligen Tod zuvor, indem sie sich im Gefängnisse mit einer Scheere und einem Messer, die sie sich abwechselnd liehen, das Leben nahmen. Bourbotte durchbohrte sich zuerst mit den Worten: Mein letzter Wunsch, mein letzter Hauch ist für mein Vaterland. Die Andern folgten seinem Beispiel mit Ruhe. Goujon hatte noch wenige Stunden vor seinem Tode eine Hymne gedichtet. Duquesnoy erstach sich mit den Worten: Möge mein Blut das letzte der Unschuld seyn, welches vergossen wird! Fänden wir diese Heldenzüge in der alten Geschichte, die einen Agis und eine Arria verewigt hat, wir würden sie um ihren

Reichthum beneiden und die Namen der Märtyrer der Freiheit der Nachwelt mit Bewunderung überliefern, wie sie uns von der Vorwelt zugekommen sind. So aber kennen Wenige die angeführten Namen.

Der Sieg der Thermidorianer trug diesen die Früchte nicht, die sie sich davon versprochen haben mochten. Sie besaßen weder die Talente noch den Charakter, weder das Vertrauen noch die Achtung des Volks, wodurch sie ihren Einfluß hätten begründen und behaupten können. Die Macht der Ereignisse, denen sie nicht gewachsen waren, ließ sie schnell wieder fallen, um sich tauglichere Werkzeuge auszusuchen. Ist dem Talente und der Anstrengung freie Bahn gegeben, und der Mensch muß sich mit eigner Kraft heben und halten, und sein Werth liegt einzig in seiner Persönlichkeit, und Jeder kann ihn geltend machen, dann — das bewährt sich fast immer — gelangen gehaltlose Wesen selten zu einiger Bedeutung. Wenn auch nicht gerade edle, große Menschen an die Spitze der Angelegenheiten kommen, dann sind es doch fähige oder gewandte, die Verschlagenheit oder Muth besitzen, aber keine leeren, nich-

tigen Pagoden, welche die warme Luft der Hofgunst aufbläht und in Bewegung setzt.

Bei manchem Regierungs- und Regentenwechsel thut der Nachfolger gern das Gegentheil von dem, was sein Vorgänger gethan. Dadurch gedenkt er seine Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit zu beurkunden, die Hoffnung aufs neue zu beleben und die Veränderung, ward sie gewaltsam durchgeführt, legitim zu machen; denn wollte man es beim Alten lassen, dann war es überflüssig, sich an die Stelle derer zu setzen, die man verdrängte. Das geschah, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, auch nach dem 9. Thermidor. Auf die Regierung des Schreckens sollte eine der Duldung, der Milde folgen. Die Duldung nahm sich aber fast wie Gleichgültigkeit, und die Milde wie Schwäche aus. Ward das Uebel dann doch zu drohend und die Gefahr bedenklich, dann schlug die Gewalt mit der Unsicherheit und reizbaren Heftigkeit, die der Schwäche eigen sind, im blinden Grimme nach allen Seiten aus. Die Verwaltung hatte etwas von jenem Fanatism der Freiheit und Toleranz, der seine Lehren auch mit Feuer und Schwert verbreitet. Aller Verheißungen ungeachtet, mit denen um so verschwenderischer umgegangen

wird, je weniger man sie zu erfüllen gedenkt, verfiel der Staat sichtbar in einen Zustand von Anarchie und Schwäche, der die Gegenrevolution, die mit ihren Absichten ohne Scheu hervortrat, begünstigte.

In dieser Lage nahm man seine Zuflucht wieder zu einer neuen Constitution, der dritten seit 1791. Diese führte zwei Kammern der Gesetzgebung ein, wodurch, wie die gepriesensten Staatsmänner versicherten, eine Verfassung Festigkeit und die Regierung Stätigkeit erhält. Die vollziehende Gewalt ward einem Directorium von fünf Mitgliedern anvertraut. Gegen die Verfassung von 1795 (vom 1. Vendemiaire des Jahres 4) ist eigentlich nichts Erhebliches einzuwenden. Wenige Staaten hatten oder haben sich einer vollkommnern zu erfreuen. Frankreich gab sie indessen weder Glück noch Ruhe.

Herr Necker, ein vortrefflicher Mensch und tüchtiger Staatsmann, sagte voraus, daß diese Constitution nicht lange bestehen würde. Die Prophezeiung ist eingetroffen, ohne daß Necker darum ein Prophet gewesen wäre. Was er verkündete, geschah; aber die Gründe, aus denen es so kam und so kommen mußte, waren die des Herrn Necker nicht. Dieser Mann verstand weder die Revolution noch

überhaupt die Zeit. Was sich bis zum Jahre 1789 vorgefunden, war ihm geläufig. Alles Treffliche, das bestand, alles Vorzügliche, das die Staatskunst bis dahin darbot, hatte er sich zugeeignet. Montesquieu und die englische Verfassung waren ihm das Höchste, nur daß er, als ein guter Staatswirth, das Princip des Staatenlebens vorzüglich in dem Zustande der Finanzen fand. Die Ursachen der französischen Revolution und somit auch der Zweck derselben lagen größtentheils außer seinem Gesichtskreise. Darf man sich darüber wundern, da noch jetzt, bei einem lehrreichen Commentar von mehr als dreißig Jahren, sehr berühmte Staatsleute in demselben Falle sind? Necker hielt den nahen Untergang der Verfassung von 1795 besonders darum für unvermeidlich, weil die vollziehende Gewalt, wie er meinte, nicht Kraft genug gegen die gesetzgebende gehabt. Die Einseitigkeit seiner Ansicht und seines Urtheils kam daher, daß er fast nur das Technische der Staatskunst besaß. Da er in dem Staate nur eine complicirte Maschine sah, so mußte ihm der Mechanism alles, wenigstes das Höchste seyn. In Zeiten der ruhigen Gewohnheit, und wo das starke Räderwerk der Verfassung und der Institutionen, lange eingeübt, ohne

harte Reibung in einander greift, hätte er Recht gehabt. Aber solche Zeiten waren damals nicht, sind noch nicht und werden auch nicht wieder kehren, bis die politische Welt, unter der die frühern Stützen und Unterlagen morsch geworden und gebrochen sind, ihren Schwerpunct und auf ihm ihr Gleichgewicht wieder gefunden hat. Hr. Necker hielt sich fest an dem beliebten Axiome der Theilung der Gewalten; und es stand ja geschrieben und war oft gesagt, daß die vollziehende Gewalt, um frei und stark zu seyn, die Bewegung der gesetzgebenden müsse aufhalten können. Darum hat auch der König von England, dem Musterstaate der damaligen Zeit, das Recht, sein Parlament zu berufen, zu prorogiren und aufzulösen.

Allerdings ist die vollziehende Gewalt stark und frei, wo die Gesetzgebung schwach und untergeben ist. Heißt dieser Zustand nun Recht und Ordnung, dann finden wir aller Orten gut dafür gesorgt. Immer und allenthalben, mit seltenen Ausnahmen, hat die ausübende Gewalt die gesetzgebende nach und nach in sich aufgenommen. Die Willkür eines Einzigen war fast die einzige Regierungsform geworden. Selbst England zeigt uns in der Regel ein ministerielles

Unterhaus, in dem die Krone sich der Mehrheit der Stimmen versichert hat. Was die Vorzeit von Maifeldern, Ständen, Cortes und Parlamenten aufzuweisen hatte zum Schutze der Freiheit der Nationen und der Rechte des Volks, war durch die Monarchie vernichtet worden. Das scheint in der Ordnung zu seyn, wenn man für die Unabhängigkeit der vollziehenden Gewalt immer so ängstlich besorgt gewesen ist. Will man Reibungen zwischen ihr und der gesetzgebenden vermeiden, dann erreicht man freilich seinen Zweck, wenn man diese jener unterordnet. Durch solche Unterordnung ist aller Eifersucht und jedem feindseligen Begegnen zwischen beiden vorgebeugt, aber auch jede Freiheit und jede Garantie der Volksrechte aufgehoben. Was der Nation von diesen ersten unschätzbaren Gütern der gesellschaftlichen Ordnung zu Theil wird, ist ein Geschenk der Regierung. Was aber Jemand verschenken kann, darf er auch versagen.

Es gab übrigens viele Staaten, in denen die vollziehende Gewalt keine größere Macht besaß, als dem Directorium durch die Verfassung zugestanden war, und die sich doch nicht übel dabei befanden. Wir nennen nur Sparta, die Schweiz, Holland und Nordame-

rica. In Frankreich konnte sich diese Verfassung nicht behaupten, wie sich auch jede andere schwerlich behauptet haben würde, nicht wohl behaupten konnte, ehe die widerstreitenden Interessen ausgeglichen, die feindseligen Gesinnungen versöhnt, und die Grundlagen der neuen Ordnung der Dinge befestigt waren. Das aber kann eine Verfassung nicht, wenigstens nicht allein, und wäre sie die beste. Das ist vorzüglich das Werk der Zeit, der oft gelingt, was menschliche Kraft umsonst versucht. In jedem Zustande des Mißbehagens will der Mensch Veränderung. Hat sich der gesunde Körper müde gelegen auf der einen Seite, dann findet er wieder Ruhe auf der andern; aber ein kranker und wunder Leib mag sich ewig wenden, ihm wird keine bequeme Lage. Unsere meisten europäischen Staaten aber sind bedenklich krank. Herr Necker und Frau von Stael haben ganz Recht, wenn sie behaupten, es würde zu keinem 18. Fructidor gekommen seyn, hätte das Directorium durch die Verfassung die Gewalt gehabt, den gesetzgebenden Körper aufzulösen. Das ist allerdings gewiß und wahr; denn so konnte die vollziehende Behörde jeden Tag für sich zum 18. Fructidor, ohne Verletzung der Gesetze, machen. Was man freiwillig zu-

gestanden erhält, braucht man nicht mit Gewalt zu nehmen. Fast sollte man jedoch glauben, das Directorium habe noch eine zu große Macht gehabt, weil es die Gesetzgebung auf eine so unwürdige Weise sprengen und zerfleischen konnte.

Der 18. Fructidor (4. September 1797), an welchem drei von den fünf Directoren, in ihrem Geiste und Sinne, die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt durch Proscriptionen reinigten, ist verschieden beurtheilt worden. Das begegnet wohl jedem Ereigniß, welches den Kampf der Parteien mit dem Siege der einen und der Niederlage der andern endet. Daß von den drei Directoren auf eine höchst willkürliche und gesetzwidrige Weise verfahren worden, wie früher an keinem Tage der Revolution, der das Schicksal einer Partei entschieden hat, ist anerkannt. Man zog hier zum ersten Mal die Feldherrn und Armeen ins Spiel, um über die Beschlüsse der gesetzgebenden Versammlungen Herr zu werden, und bereitete sich selbst den 18. Brumaire vor.

Man sagt, die Partei, welche am 18. Fructidor gefallen ist, habe die Wiederherstellung des Königthums gewollt. Das mag zugegeben werden, obgleich über diesem Tage noch ein Dunkel liegt, das

ich mir gänzlich aufzuklären nie vermochte, vorausgesetzt, daß er einen andern als blos persönlichen Zweck der Gewalthaber gehabt haben soll. Darf man sich verwundern, wenn nach Begebenheiten, wie sie sich seit der Revolution in Frankreich zugetragen, man endlich an der Begründung einer Republik verzweifelte? Nach den ewigen Stürmen und Kämpfen, die das Land erschüttert und mit Blut gedüngt, das Leben und den Wohlstand von Millionen vernichtet hatten, mußten die Mäßigen und Verständigen begreifen, daß man bei der Verfassung von 1791, wenn es möglich gewesen wäre, hätte stehen bleiben sollen. Auch hat der Erfolg gezeigt, daß die Männer, welche so urtheilten, Frankreich und die Franzosen kannten. Was diese wünschen durften, das Höchste, nach dem sie streben mochten, war eine constitutionelle Monarchie.

Hätte die Partei, welche am 18. Fructidor gefallen ist, gesiegt, wäre ihre Sache dann nicht die rechtmäßige, die Sache der Nation gewesen? Wie am 31. Mai, wie am 9. Thermidor, am 18. Brumaire und an vielen andern Tagen, wo das Schicksal des Staates durch das Schicksal einer Partei entschieden ward, hätte der Sieg auch das Recht ge-

geben. Ohne den Beistand der bewaffneten Macht aber war die Niederlage der drei Directoren, die weder im Rufe großer Talente, noch großer Tugenden standen, nicht unwahrscheinlich. Und was hat Frankreich durch ihren Sieg gewonnen? Welche Früchte sind ihm aus dem Samen aufgegangen, der durch diesen Tag ausgestreuet worden ist?

Wenn man also auch die Vorwürfe gelten lassen will, die den Opfern des 18. Fructidor gemacht zu werden pflegen, dann läßt sich dieser Tag doch auf keine Weise rechtfertigen. Die Anklagen aber, mit denen die Sieger gegen die Besiegten aufzutreten wagten, beruhen noch auf weit schlechtern Gründen, als die sind, mit denen man den 31. Mai, den 9. Thermidor und den 18. Brumaire zu entschuldigen gesucht. Es muß in der That eine recht seltsame royalistische Verschwörung gewesen seyn, in der man Carnot, Camille-Jordan, Pastoret, Boissy-d'Anglas, Barbé-Marbois, Barthélemy und Miranda mit einigen sechzig mehr oder weniger bekannten Menschen, die zur Deportation verurtheilt worden sind, befreundet nach einem Zwecke streben sah!

Mir kam es vor, als meine die Regierung sich

durch Mittel zu helfen, die, zum zweiten Mal versucht, keine Wirkung thun. Bald nahm sie ihre Zuflucht zum Schrecken, bald wieder zur Milde, schlug diesen Tag auf die Aristokraten los, den andern auf die sogenannten Anarchisten, und kam dennoch, bei aller Bewegung vor- und rückwärts, nicht von der Stelle. Die Begeisterung gebot sie durch Beschlüsse, und über die Gefühle wollte sie durch Gesetze herrschen. Man sah, die Maschine war abgenutzt, oder die Werkmeister wußten nicht damit umzugehen.

Ich weiß wohl, daß sich auch das Nützlichste und Beste unter den Menschen nicht ohne Widerspruch einführen läßt. Träge Gewohnheit, Aberglaube, Vorurtheile und Eigennutz feinden jede Neuerung an, machen die Vernunft selbst zur Ketzerei und die Ausübung des unbestreitbarsten Rechts zum Aufstande. Selten wurde ein großer Mensch der Wohlthäter seines Geschlechts ohne dessen heftigsten Widerspruch, und die Stelle im Pantheon der Ewigkeit wird gewöhnlich mit dem Opfer des zeitlichen Glücks erkauft. Wollte man immer nur mit der Zustimmung Anderer für sie handeln und nichts thun, als was sich der Billigung der Mehrheit zu erfreuen hat, wahrhaftig, man würde gar nichts, oder doch selten etwas

Rechtes thun. Die Masse wird, in der Regel, gegen ihren Willen und nicht ohne Jammer fortgeschoben. Es gehört das Erdbeben einer Revolution oder irgend einer gewaltigen Katastrophe dazu, um sie zu vermögen, die morsche, rauchige Hütte, mit dem veralteten Hausrath, aufzugeben und gegen freundliche Wohnungen mit zeitgemäßer Einrichtung zu vertauschen. Hat aber ein mächtiger, kühner Mensch das Geschlecht in Angst und Noth mit starkem Arm über den Abgrund hinweggehoben, den es doch auf seinem Wege, welchen die Natur ihm vorgezeichnet, einmal hinter sich sehen muß, dann ist es auch gut, und gegen was man sich im Anfange klagend gesträubt, das wird am Ende dankbar anerkannt. Ist die Menge, wie die Juden einst von Moses, durch das rothe Meer geführt, daß sie an die Rückkehr nach dem fruchtbaren Aegypten, dem Lande der Sclaverei und der faulen Angewöhnung nicht mehr denken darf, dann läßt sie es sich auch gefallen. Besteht etwas nur einmal, dann betrachtet man es nach und nach, als sey es immer da gewesen. Das Neue wird auch seiner Seits wieder alt, das Unbekannte bekannt, und das Ungewohnte gewohnt. Ich will die Art nicht gerade loben, wie Peter der Große Cultur unter

seine Russen brachte; aber gewiß würden noch Jahrhunderte darüber hingegangen seyn, bis der Bart ihnen ausgefallen oder haarweise ohne Schmerz und Widerspruch abgenommen worden wäre. Der gewaltige Czar that einen kräftigen Schnitt, und es war geschehen. Wollte er sich durch die Gesichter stören lassen, die es bei dem Schnitte gab, dann mußte er die Bärte stehen lassen. So ging es, etwas sanfter oder härter, mit allen Reformationen und Reformen. Selbst Christus mußte die größte und schönste mit dem Tode am Kreuz, Lykurg aber die gerechteste und kühnste mit dem Verluste eines Auges büßen. Jede Reform und Reformation, jede Verbesserung und Veränderung muß sich indessen, soll sie anders von Wirkung und Dauer seyn, auf irgend eine Anlage, auf irgend ein Bedürfniß im Volke gründen, muß durch den Geist der Nation oder der Zeit geboten seyn, oder sie ist eitles Spiel, wo nicht gar zwecklose Quälerei, wie die Theophilanthropie und die republikanischen Formen, Feste und Redensarten. Davon scheint das Directorium nicht viel gewußt zu haben, und es hielt es mit den Gesetzen und Institutionen, wie mit den Freiheitsbäumen, die hübsch

groß gewachsen, aber wurzellos in den Boden kamen, der ihnen keine Nahrung gab.

Die Verwaltung des Directoriums, so verderblich und schmachvoll in mancher Hinsicht, besonders nach dem 18. Fructidor, war doch nicht ohne Ruhm und Glanz, wenn es auch selbst oder seine Mehrheit keinen Antheil daran hatte. Die Waffenthaten Buonaparte's, der unter ihm seine wundervolle Laufbahn in Italien begonnen hat, und die Siege des unerschrocknen und verständigen Hoche, des braven Moreau und des muthigen und glücklichen Massena verherrlichten die Geschichte ihres Volks. Aber die Großthaten der Helden konnten so wenig, als die muthigen Anstrengungen einiger ausgezeichneten Glieder der Gesetzgebung den Staat in seinem immer rascheren Falle aufhalten.

Doch das alles wird sich am besten und sichersten in der Geschichte selbst finden. Da in diese Zeit meine Anstellung in französischen Diensten fällt, so steht mein Leben mit den Ereignissen der Zeit von nun an in näherer Verbindung, und sie erklären sich öfters wechselseitig. Behalte ich Lust und Muße, — die Stimmung in Deutschland läßt mich es kaum erwarten — dann setze ich die Erzählung des Merk-

würdigsten meines Lebens fort, welches in der Folge vielleicht einiges Merkwürdige enthalten mag. Geschieht es nicht, dann ist's ein Zeichen, daß Schriftsteller und Publicum an einander nicht viel zu gewinnen oder zu verlieren haben. Dieses wird ja ohnedies durch tausend Merkwürdigkeiten des Tags, durch Haller'sche Bekehrungen, Hohenlohe'sche Wunder, Erzeugnisse der Mystik und Romantik hinlänglich beschäftigt seyn. Ich muß gestehen, daß bei der Ueberlegung, was die nahe Zukunft uns bringen dürfte, was wir von ihr zu hoffen oder zu fürchten haben könnten, der Geist, der Geschmack, oder das Gegentheil davon, die immer wuchernder um sich greifen, mich mit größerer Besorgniß erfüllten, als die Beschlüsse von Karlsbad.

Damit indessen die Lehren, welche die eben berührte Vergangenheit uns giebt, in der Gegenwart und Zukunft uns warnend und zurechtweisend zur Seite stehen mögen, erlaube ich mir, sie im nächsten Abschnitte umständlicher zu erörtern und denen, die sie benutzen können, dringend ans Herz zu legen.

Dreizehnter Abschnitt.

Lehren, die sich aus der Vergangenheit für die Gegenwart und Zukunft ergeben.

Eine Revolution ist ein Unglück, oft ein großes Unglück. Frankreich hat das Gute, das es der seinigen verdankt, sehr theuer bezahlen müssen. Und was thut man, um solches Unglück zu vermeiden, und das Gute, welches Frankreich um einen so hohen Preis zu Theil geworden, billig zu erhalten? Von allem, was man thun sollte, hier und da das Gegentheil. So geschieht es denn, daß Regierungen und Regierte sich immer weiter trennen, sich einander feindlich gegenübertreten, diese in jenen nur lästige Machthaber, jene in diesen nur unruhige Mißvergnügte und Aufrührer zu sehen sich gewöhnen.

Die vornehme Entfremdung und Abgeschiedenheit der Regenten kann in der Brust des Bürgers kein Gefühl von persönlicher Anhänglichkeit,

Liebe und Achtung erzeugen und unterhalten. Gar vieles, was Menschen befreundet, zusammenführt und an einander schließt, hat zwischen Fürsten und Volk, auch wo es früher bestanden, zu bestehen aufgehört. Die kalte, todte Legitimität soll das warme, lebendige Gefühl ersetzen. Darum wird es auch als eine Heldenthat gepriesen, wenn ein Unterthan für seinen Fürsten thut, was hundert Sclaven für ihre römischen, und hundert Neger für ihre weißen Herren gethan; und selbst solche Beispiele persönlicher Ergebung sind in unsern Tagen äußerst selten. Durch die Legitimität konnte das ausgeartete Geschlecht der Merovinger und Karolinger sich nicht auf dem Thron behaupten, den Pipin, Karl Martel und Hugo Capet sich und ihren Nachkommen zu erwerben wußten. Mit Namen und Namenmenschen ist der Welt nicht geholfen; sie braucht Sache und That. Selbst die Kirche hat entschieden, daß Regent sey, wer regiert, nicht aber den Namen dazu giebt. So will es auch die ewige Ordnung der Natur. Die Legitimität vermochte die Herrschaft Karls I, Jakobs II, Ludwigs XVI und so vieler Andrer, denen es an der Kraft zu herrschen fehlte, nicht zu sichern. Darum ist es auch ein unglücklicher, verderblicher Ge-

danke, allein durch die Bande von Recht und Pflicht zusammenhalten zu wollen, was nur Liebe, Achtung und Vertrauen zusammenhält. Bloßes Recht und bloße Pflicht haben noch keine gute Ehe gestiftet, kein Familienglück gegründet, keine Mutter zur zärtlichen Pflegerin ihres Kindes gemacht, in keinem Verhältnisse des Lebens ein schweres Opfer gebracht, eine große That gethan. Durch bloßes Recht wären Alfred und Karl der Große nicht Stifter ihres Reichs geworden, hätte sich Gustav Wasa keinen Thron gegründet, Heinrich IV. den seiner Väter nie bestiegen, und Maria Theresia die Ungarn nicht zu treuer, heldenmüthiger Aufopferung entflammt. Was dem Recht und der Pflicht nimmermehr gelungen wäre, das gelang dem Verdienste, der Klugheit, dem Muthe, dem Einflusse der Persönlichkeit. Der König, der seinen Thron nicht ehrt, ihm durch die Vorzüge seines Geistes und Herzens nicht Achtung und Liebe zu gewinnen weiß, wird diese vergebens von dem Thron erwarten. Das ist das ungeheure Versehen, — wenn es nicht etwas Schlimmeres ist — daß man die Gewalt von der Person des Fürsten trennte, jene aufrecht erhalten und befestigen wollte, wo man diese zu zerstören kein Bedenken trug. Die Wissenschaft

scheidet wohl vieles, was im Leben nur verbunden bestehen kann. Dort thun Begriffe, was hier das Gefühl allein zu Stande bringt. So lange der Thron und der Altar den Wünschen, Hoffnungen und Anliegen des Menschen zugänglich waren, haben sie den Menschen mit Hoffnung und Vertrauen angezogen. So wie sie aber seinen Schwächen fremd wurden, sich mit ihm gemein zu machen, und dadurch ihrer Würde etwas zu vergeben fürchteten und in vornehmer Entfernung sich seiner Anbetung zu versichern meinten, da trat an die Stelle innigen Vertrauens und wahrer Andacht höchstens eine scheue, kalte Ehrfurcht, öfter eine gehaltlose Förmlichkeit, eine Etiquette ohne Herz und Seele. Dadurch haben sie den Thron und den Altar erschüttert, weil sie unter ihnen die Stützen weggezogen, die sie tragen, und die ersten Jakobiner sind gerade die Höflinge, fürstlichen Rathgeber und Priester gewesen, die den Thron und den Altar aus dem Gesichtskreise des Volks in eine geheimnißvolle Ferne entrücken wollten. Das bloße Recht, das die Erfüllung der Pflicht gebieten und im Nothfalle erzwingen muß, wird übrigens nothwendiger Weise widerlich und verhaßt. Es gehört eine Macht dazu, um sich der Folgsamkeit zu

versichern. Wo aber kann der Fürst diese Macht sonst, als im Volke nehmen? Und doch soll und will man sie auch gegen das Volk gebrauchen. So weit sind wir, und man wundert sich, daß dieser Zustand der Dinge nur Gefahren hat und unmöglich dauern kann. Von diesem Wege, der uns zum Verderben geführt hat, müssen wir uns entfernen. Alle die Mittel, durch welche wir vom Zwecke abgekommen sind, müssen wir aufgeben und andere wählen, wollen wir zu ihm gelangen. Der Begriff, der todte Buchstabe, das stumme Gesetz thun es nicht allein; es gehören Gefühl, lebendiger Geist und Menschen dazu, die den Begriff entwickeln, den Buchstaben aussprechen und das Gesetz anwenden. Nur weil es allenthalben an dem Gehalte fehlt, nimmt man seine Zuflucht zu der Form. Hätte die Verwaltung geleistet, was man von ihr zu fordern sich berechtigt glaubte, dann wäre das Sehnen nach Verfassungen nicht so ungestüm und laut geworden. Nur weil manche Regierungen den Erwartungen der Völker nicht entsprachen, erhob sich das Geschrei nach Constitutionen. Der Unterthan will gutes Regiment; auf welche Weise und durch welche Mittel es ihm wird, untersucht er nicht. Wird er mit Gerechtigkeit, Klug-

heit und Festigkeit regiert, dann nimmt er es ohne neugierige Prüfung wie ein Geschenk des Himmels an. Nur wenn er seinen Zustand drückend, unerträglich findet, und ihm keine Hülfe von denen wird, die er als die Quelle alles Guten und Bösen im Staate betrachtet, dann fragt er, woher das Uebel komme und wie ihm abzuhelfen sey. Um allen Gebrechen der Verwaltung zu begegnen, hieß es, sey eine stellvertretende Verfassung nöthig, und von allen Seiten erhob sich der Ruf nach ihr. Sie verlangte man als das sichere Mittel, gerechten Beschwerden abzuhelfen und gerechte Forderungen und Wünsche zu erfüllen.

Die schlechte Verwaltung hat in Frankreich die Revolution erzeugt. Dasselbe gilt von Spanien, Portugal und Italien. Die nämlichen Spanier, die mit Heldenmuth sich ihren König erobert und beharrlich jede Neuerung abgewiesen hatten, lehnten sich gegen den nämlichen König auf und zwangen ihn zur Sanction einer Verfassung, die früher wenige Freunde zählte. Wäre das geschehen, hätte das geschehen können, ohne die unverständige, undankbare und grausame Verwaltung nach seiner Rückkehr? Wenn man in England, in manchen deutschen und andern Staa-

ten Aeußerungen von Unzufriedenheit oder laute Klagen hörte, dann betrafen sie das Verfahren der Regierung. Zu derselben Zeit, wo man in halb Europa, bei liberalen Formen und bei Institutionen und Gesetzen, durch die man der Freiheit zu huldigen sich das Ansehen gab, ein allgemeines Streben nach Veränderung bemerkte, war Dänemark ruhig, obgleich hier die Verfassung sich von der despotischen wenig unterscheidet. Der Grund lag ohne Zweifel darin, daß die dänische Regierung, unter Bernstorffs weiser Verwaltung, den Dänen gewährte, was andere Völker vergebens in Anspruch nahmen. Hat Frankreich seine Verfassung nicht beständig gewechselt? In jeder war die Nationalrepräsentation angenommen, die Souverainetät des Volks ausgesprochen, seine Freiheit und sein Glück als der Zweck des Staates anerkannt; und unter allen herrschten Einige, hielten das Volk, in des Volks Namen, unterworfen und übten für die Freiheit jede Gewaltthätigkeit aus. Eben so erhielten Holland, die Schweiz und Italien eine Verfassung nach der andern. Sie hatten alle, wie die französischen, das Wohl des Volks zum Zweck und erreichten ihn, wie diese. So wurden Constitutionen angenommen und aufgegeben,

verändert und verbessert, ohne daß man sich viel glücklicher oder unglücklicher dabei fühlte. Man versuchte jedes Mittel, das Uebel los zu werden. Die Mittel wechselten, das Uebel blieb. Auch das beweiset, daß es nicht der Buchstabe der Verfassung, das Wort des Gesetzes ist, was uns helfen kann. Man will sich von der Last befreien, die uns beschwert, man will einen Zustand der Dinge, eine gesellschaftliche und bürgerliche Ordnung, die unserer Denkweise und unsern Bedürfnissen entspricht. Die Verfassung verlangt man nicht, wie ich schon gesagt, der Verfassung, sondern des Zwecks wegen, zu dem sie als Mittel führen soll. Dieser Zweck aber ist der eben bezeichnete Zustand, die angegebene Ordnung der Dinge, die wir unsern Begriffen und Bedürfnissen angemessen finden.

In England dringen Alle, welche die Noth und die Mißbräuche gehoben wünschen, unter deren Last ein Theil des Volks erliegt, auf eine Parlamentsreform. Sie glauben, eine gesetzgebende Behörde, die aus dem Willen der Nation hervorgegangen ist, müsse die Bedürfnisse derselben kennen und ihnen abzuhelfen suchen. Thäte sie das nicht, oder vermöchte es nicht zu thun, dann würde das Mißvergnügen und der Unwille des Volks das Parlament der Nation, wie

jetzt das Parlament der Krone treffen. So ist in Deutschland der Ruf nach ständischer Verfassung dringend und allgemein gewesen. Es war, als müsse mit ihr alle Noth aus dem vielgeplagten Lande weichen. Man führte hier und dort eine solche Verfassung ein und ist nicht wenig betroffen, daß sich im Wesentlichen nicht viel geändert hat. Das Geschrei nach etwas Anderem, was helfen soll, wäre gewiß schon wieder laut geworden, schämte man sich des Vorwurfs nicht, man wisse eigentlich selbst nicht, was man wolle, und stehe mit sich im Widerspruch. Indessen ward es doch schon öffentlich ausgesprochen, die repräsentative Verfassung sey das Mittel nicht, uns aus der Noth zu helfen. Ob sie uns helfen werde, will ich nicht entscheiden; aber durch sie nur kann es geschehen, wenn es geschehen soll. In ihr sehen wir den letzten Anker, an dem das Schiff im Sturme zwischen Klippen liegt. Was von den absoluten Regierungen zu erwarten ist, zeigt die Geschichte wie die tägliche Erfahrung. Wäre nun auch von den stellvertretenden Verfassungen nichts zu hoffen; wohin dann sich wenden? Nach allem, was man seit dreißig Jahren versucht, eingeführt und abge=

schafft, gewollt und zurückgewiesen, gewählt und wieder verworfen, erst gerühmt und dann getadelt hat, sollte man fast fürchten, es bliebe uns nichts, als die Resignation der Verzweiflung. So viel scheint gewiß, daß uns die Mittel, von denen man bisher Gebrauch gemacht, oder doch wenigstens diese Mittel allein nicht zum erwünschten Ziele führen.

Die monarchische Regierungsform ist, nach der Ueberzeugung aller Einsichtsvollen, diejenige, die Europa nicht entbehren kann, von der allein die größern Staaten Glück und Ruhe zu erwarten haben. Manchem mag es zweifelhaft vorkommen, daß den meisten Völkern dieses Welttheils ein anderes Glück, als das des physischen Wohlseyns, eine andere Ruhe, als die der Sättigung oder Erschöpfung, werden könne. Wie dem auch sey, so viel ist gewiß, daß die Monarchie, wenn sie sich in ihrer Würde behaupten und die Dienste leisten soll, welche wir uns von ihr versprechen, auf etwas mehr, als auf den todten Begriff der Legitimität, nämlich auf das lebendige Gefühl, das Gefühl wechselseitigen Vertrauens, der Achtung, Dankbarkeit und Liebe, gegründet seyn muß. Persönlich müssen die Fürsten sich geltend machen, wenn die Fürstengewalt gelten soll. Dagegen hat sich aber,

wie es scheint, alles verbunden, die, welche die Fürsten ihre Freunde, und die sie ihre Feinde nennen; und so arbeiten sie auch alle an ihrem Untergang. Die strengen Constitutionellen schieben den König mit großer Verehrung auf die Seite, aus lauter Achtung, wie sie sagen, gegen die königliche Person, die, heilig, unverletzlich und unfehlbar, nie in die Lage kommen darf, irgend einen Widerstand oder Widerspruch zu finden. Auf gleiche Weise verfahren mit ihr die Aristokratie, der Ehrgeiz der Minister und die Eifersucht des Hofs. Durch sie wird der Fürst unsichtbar und unzugänglich in den Kreis derjenigen gebannt, die ihn gerade so viel sehen, hören und wissen lassen, als er sehen, hören und wissen darf. Alle machen die königliche Würde zu einer epikurischen Gottheit, die sich und in sich lebt, um alles, was außer ihr vorgeht, unbekümmert. Das ist die rechte Gottheit für die hohen Priester, welche die Gewalt in ihrem Namen üben wollen. Die Fürsten können sich und ihren Völkern helfen, sie können den Revolutionsstoff entfernen, den Grund des Mißvergnügens heben und die Sehnsucht nach einer bessern Ordnung der Dinge stillen; sie nur können es ohne Gefahr und große Schwierigkeit. Die Verwaltung

kann und muß dem Streben nach Veränderung ein Ende machen und das Geschrei nach Verfassungen zum Schweigen bringen. Der König mag es immer von Gottes Gnaden seyn, wenn er es auch nur durch die Liebe, Achtung und das Vertrauen seiner Unterthanen ist. Es müssen die Völker noch andere Bande an ihre Regenten knüpfen, als das der Erbfolge, soll dieses werth und heilig geachtet werden *).

Damit will ich keineswegs sagen, daß die Persönlichkeit des Fürsten an die Stelle der Verfassung, sein Wille an die des Gesetzes treten, und es für die Rechte des Bürgers keine Garantie, als die Tugend des Regenten, geben solle. Im Gegentheil muß sich seine ganze öffentliche Wirksamkeit in der von der Verfassung vorgezeichneten Bahn bewegen, ohne die constitutionellen Schranken je zu überschreiten. Aber in diese Bewegung selbst, in den Gebrauch der Gewalt, in die Anwendung der Mittel, welche die Verfassung ihm, zur Erreichung des Staatszwecks, zu Gebote stellt, darf er alle Vorzüge seiner Persönlich-

---

*) Le gouvernement, sagt Montesquieu, est comme toutes les choses de ce monde: pour conserver, il faut l'aimer.

keit legen. Hier gilt es, Weisheit, Muth, Kraft und Ausdauer zu zeigen und die Zuneigung der Gemüther zu gewinnen. Das, was er als Mensch ist, entscheidet, was er als Fürst seyn kann. Mag einer durch die Wahl der Nation, das Recht der Erbfolge, oder die Gewalt der Waffen auf den Thron der Cäsaren, auf den der Könige von Frankreich oder von Preußen gelangen, seine Persönlichkeit allein macht ihn zum Julius Cäsar, Trajan, Heinrich IV., Napoleon und Friedrich II. Das nur will ich sagen, daß ein Fürst auch der That nach seyn soll, was sein Name ursprünglich bedeutet, der Erste, einer, der sich auszeichnet durch Talent und Tugend, der die Kraft zu führen hat. Es ist gegen die Ordnung der Natur, und noch mehr gegen alles menschliche Gefühl, daß man dem Schwachen an Geist und Herz, dem Unwissenden, Feigen oder Lasterhaften mit Ehrfurcht und Vertrauen entgegenkomme, ihm mit treuer Anhänglichkeit ergeben sey, und keine Verfassung, keine Gewalt und Täuschung vermag den Mangel einer ausgezeichneten Persönlichkeit zu ersezzen. Auch hat die Persönlichkeit der Fürsten mehr, als Constitutionen, das Glück oder Unglück der Völker gemacht, Staaten begründet, erweitert, zu Ruhm

und Glanz erhoben, oder erniedrigt, geschwächt und zertrümmert. So war es wenigstens bisher, und so wird es noch lange, wo nicht immer, seyn. Der Gedanke, durch den Mechanism der Verfassung die Persönlichkeit des Fürsten auszuschließen, ist weder glücklich noch ausführbar, wenn man nicht alle fürstliche Gewalt aufheben will. Geschähe aber das, dann würde an die Stelle der Gewalt des Fürsten eine andere treten, in der auch die Persönlichkeit des Gewalthabers wieder entscheidend ist.

Die Monarchen nur können die Monarchie erhalten; diese aber erhält jene nicht. Das erste und wirksamste, wo nicht das einzige Mittel, den Thron zu begründen, ihn mit Achtung, Glanz und Liebe zu umgeben, ist, daß die Festigkeit, der Muth, die Talente und Tugenden derjenigen, die auf ihm sitzen, Achtung, Liebe und Anhänglichkeit zu verdienen und zu erwerben wissen. Wer mir ein anderes Mittel angiebt, mit dem wir in unsrer Zeit oder gar später ausreichen, den will ich für den Weisesten erklären, der, uns zu rathen und zu helfen, berufen ist. Das mögen die beherzigen, denen die Geburt einen Thron bestimmt, so wie die, welche diese bilden und erziehen! Das mögen die beherzigen, welche sich nicht

blos Räthe und Freunde der Fürsten nennen, sondern es auch wirklich sind! Verfassungen und Gesetze, die bei uns, wie der Buchstabe überhaupt, immer und allenthalben helfen sollen, sind doch nur stumme Wegweiser, Methode, wenn man will. Diese erleichtert allerdings das Werk dem Werkverständigen, führt mit zweckmäßigen Mitteln am leichtesten und sichersten zum Ziele, vorausgesetzt, daß man den Zweck erkennt und will und die Mittel zu gebrauchen weiß. Das aber gerade liegt in der Persönlichkeit. Die Methode allein macht keinen Meister, keinen Lehrer und Erzieher. Mit der besten bleibt der Geistlose ein Pedant, der Ungeschickte, Verkehrte, Boshafte und Dumme ungeschickt, verkehrt, boshaft und dumm.

Wie jetzt die Dinge stehen, darf man nicht viel hoffen. Selbst, wenn guter Wille und Kraft vorhanden wären, — was ich keineswegs versichern mag — würden wir doch schwerlich zum gewünschten und gehofften Ziele kommen. Was ich so oft angedeutet, an mehr als einer Stelle auch ausgesprochen habe, das ist meine innigste Ueberzeugung: Bei dem gegenwärtigen Stande unsers politischen, bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens, bei unsrer Aufklä-

rung und Bildung, bei unsern Bedürfnissen, Sitten und Gewohnheiten, bei der Theilung des Vermögens und der Arbeit können uns Verfassungen, Institutionen und Gesetze allein nicht helfen. Das alles sind Worte, die erst durch die Menschen That werden. Seht zu, was ihr von diesen zu erwarten habt! — Ich lasse mir es gern gefallen, wenn ich Unrecht habe; ich wünsche es sogar. Versucht es mit allen Verfassungen von 1791 bis 1820, mit constituirenden Versammlungen und Nationalconventen, mit Cortes und Parlamenten, mit Mirabeau, Robespierre und Napoleon, mit Bündnissen, Tractaten, Congressen und Friedensschlüssen, mit dem Gesellschafts-Vertrage im Sinne und mit den Folgen des Hobbes oder des Rousseau, mit der Restauration des Herrn v. Haller, die nicht restauriren wird! Der Zauber muß noch erfunden werden, der dem abgestorbenen Baume Lebenssäfte, dem Alter Jugend und dem Thoren Weisheit giebt *).

Wie ich das meine, was ich mir von der Gegenwart verspreche und von der Zukunft hoffe, das habe ich, wie

Was indessen die Vergangenheit an Lehren für uns enthält, mag uns wenigstens auf bessere Wege und dem Ziele näher führen, wissen wir sie, was ich bezweifle, zu benutzen.

Man kann nicht bezweifeln, daß die erschütternde Bewegung, die durch so viele Staaten geht, eine Fortsetzung von jener sey, welche man übereingekom-

---

meine politischen Grundsätze und Ansichten überhaupt, in meinen vermischten Schriften auseinander gesetzt. Doch wage ich es nicht, darauf zurückzuweisen; denn wer hat in dem Courierleben mit Meilenstiefeln, in dem auf hastiger Flucht sich alles drängt und treibt, Zeit und Geduld, drei Bände zu lesen? Nein, das muthe ich auch keinem Menschen zu. Statt aller Geschichte lese ich selbst nur Zeitungen, und in diesen nur die Miscellen, das Mancher- und Allerlei, die bouches de fer, wenn sie nicht zu lang sind. So ist unsere Welt und Zeit; groß im Kleinen und klein im Großen; so liebe ich sie; denn so ist sie liebenswürdig. Selbst der scharfsinnige Condorcet war weit entfernt, vorauszusehen, in welch kurzer Zeit wir es in unserer unendlichen Perfectibilität bis zu jenem Grade von Perfection bringen würden, daß wir ein System gemächlich in ein Epigramm schieben, alles Wissenswürdige, ja omne scibile in ein mäßiges Handwörterbuch, in ein Dictionnaire de poche, und einen ganzen Hausrath in ein niedliches Etui einquartieren.

men ist, die französische Revolution zu nennen. Denselben Ursachen müssen dieselben Wirkungen folgen, nur in veränderter Gestalt, in die veränderte Verhältnisse sie kleiden. Was in Frankreich zu dem furchtbaren Kampfe geführt hat, der noch weit entfernt ist, ausgekämpft zu seyn, das wird nach und nach ein Gegenstand des Streites der Welt. Die merkwürdige Erscheinung, die uns in Frankreich überrascht und unvorbereitet gefunden hat, verdient schon darum die aufmerksamste Untersuchung und eine unparteiische Prüfung, damit wir leiten lernen, was uns vom Zufall oder von einer unabwendbaren Nothwendigkeit zu kommen schien. Das aber wird möglich, wenn wir die Gesetze kennen, nach denen die Ereignisse sich gestalten. Auf diesem Wege kann es uns gelingen, dem Uebel vorzubeugen, wenn wir entfernen, was es erzeugt. Kennen wir die Gesetze, nach denen die Erscheinungen sich bilden und folgen, die Ursachen, die sie ins Daseyn rufen, dann haben sie schon die Herrschaft verloren, welche die unbekannten Naturkräfte über uns zu üben pflegen. Das Gewitter hat aufgehört, für uns eine unwiderstehliche Macht zu seyn, seitdem wir die Gesetze desselben kennen. Durch diese Kenntniß ist es uns gelungen, den

zündenden und zermalmenden Blitz gehorsam und unschädlich abzuleiten. Es möchte wohl noch leichter seyn, über die politischen Gewitter Herr zu werden, ihren zerstörenden Einwirkungen vorzubeugen, oder die donnerschwangeren Wolken gefahrlos vorbeizuführen. Begreifen und befolgen wir, was uns die Geschichte und eigene Erfahrung lehrt, dann sind die Leiden und Opfer der Vergangenheit ein für die Gegenwart und Zukunft zurückgelegter Schatz. Begreifen oder befolgen wir es nicht, dann freilich muß über uns kommen, was wir durch Unwissenheit, Sorglosigkeit, oder bösen Willen verschulden.

Für uns, die wir den Gang der französischen Revolution durch seine verschlungenen Wege vor Augen haben, ist wenigstens klar, wie gekommen ist, was wir kommen sahen, und wie es hätte anders kommen können und kommen müssen, wenn die sich anders benommen hätten, denen von dem Schicksal die Leitung der Angelegenheiten der Staaten übertragen war. Offenbar mußte der König sich an die Spitze der großen Bewegung in Frankreich stellen, wollte er sie anders in der Hand behalten.

Im Jahr 1787 besprachen sich Katharina und Joseph II. über den damaligen Stand der

Dinge. „Ich, äußerte die Kaiserin, würde mir lieber eine Kugel vor den Kopf geschossen, als mich, wie mein Bruder Georg, dazu verstanden haben, die Losreißung der dreizehn Provinzen (Nordamerica) zu unterzeichnen." „Und ich, sagte Joseph II., ich weiß nicht, zu welchem Aeußersten ich mich lieber entschlossen haben würde, als daß ich, wie mein Bruder und Schwager Ludwig XVI., meine Entlassung gegeben hätte, indem ich die Nation zusammenberufen, um von Mißbräuchen zu reden." Beide, Katharina und Joseph, waren durch Geist und Kenntnisse ausgezeichnete Menschen, besaßen großen Scharfsinn und viel Verstand. So wahr ist es, daß man gewisse Einsichten nur von der Zeit, wie die Früchte von den Jahreszeiten, gereift erhält. Damals führten alle gekrönte Häupter Europa's dieselbe Sprache; doch drückten sich die größten an Geist und Macht am mildesten aus. Katharina, vielleicht auch Joseph, meinten, sie hätten sich selbst erschossen; kleinere Geister dagegen meinen, man könne die Nationen erschießen lassen. Daß jene so dachten, diese so denken, und alle, in gleicher Lage, so gedacht haben und so denken werden, darin liegt eben die unglückliche Nothwendigkeit der Revolutionen.

Was die französische Revolution forderte, war durch die Fortschritte des menschlichen Geistes, durch die Bildung aller gesellschaftlichen Verhältnisse und den Zustand überhaupt, in welchem sich Frankreich und die übrige Welt befand, unerläßlich geworden. Ueber das Ziel, an dem man früher oder später eintreffen mußte, war keine Wahl gelassen, nur über die Wege, auf denen man zu ihm gelangen konnte, auf blutiger Bahn mit Opfern und Leiden ohne Zahl und in Zank und Streit, oder ohne Aufwand an Gut und Blut und in Frieden und Eintracht.

Trat der König von Frankreich der Bewegung feindlich entgegen, ohne die Aussicht, ihrer Herr zu werden, dann war sein Untergang entschieden. Entweder die alte oder die neue Ordnung der Dinge mußte siegen. Durch den Sieg der ersten hätte man die rückgängige Bewegung der Zeit mit allem, was diese in Jahrhunderten geschaffen, die Herrschaft der Vorrechte, der Geburt und die Unterjochung des dritten Standes bewirkt. Das wollte man wohl und will es noch. Darum wird fortdauernd gekämpft. Aber selbst in dem Augenblick, wo die Erb-Aristokratie sich durch eine Verkettung der seltsamsten Ereignisse im Besitze aller Vortheile glaubt, wird kei

nem unbefangenen Kenner der Geschichte und seiner Zeit über die endliche Entscheidung des Streits der geringste Zweifel bleiben. Erklärte sich der König gegen die Neuerung, wie sie von dem Volke oder seinen Stellvertretern gefordert war, dann konnten ihn diese nur in der Reihe ihrer Gegner sehen. Die National-Bewegung ging nicht allein von ihm nicht aus, sondern blieb ihm ganz fremd, oder wirkte ihm sogar entgegen. Ludwig XVI. aber benahm sich, wie es menschlicher Weise von ihm zu erwarten war. Er konnte sich nicht in die Neuerung finden, die allen seinen Gefühlen und Begriffen, seiner ganzen Erziehung und Angewöhnung, allen Verhältnissen, in denen er gelebt, aufs grellste widersprach. Mußte er nicht die Ehre und Pflicht des Vaters und Königs darin finden, seinen Nachkommen das Reich ungeschmälert zu hinterlassen, wie er es von seinen Vorfahren empfangen hatte? Es war ein ihm anvertrautes Gut, das er zu bewahren hatte. In demselben Sinne sprachen und handelten der Adel und die hohe Geistlichkeit. Sie, die mit dem Königthum Jahrhunderte hindurch den langen Weg in befreundeter Nähe zurückgelegt, sollten im Augenblicke der Gefahr und Noth sich trennen! Gleiche Vortheile flöß-

ten ihnen gleiche Gesinnungen und Grundsätze ein. So hoch auch der König über den Herzogen, Grafen und Erzbischöfen stand, sie standen ihm doch näher, als das Volk, und waren alle in dem gleichen Falle, ihren Reichthum, ihre Macht und ihren Einfluß auf Kosten des dritten Standes, oft bis zur höchsten Ungebühr, vergrößert zu haben. Es gehörte kein gewöhnlicher Geist dazu, um den Unterschied zwischen der Lage und dem Interesse der Monarchie und des Feudal-Adels einzusehen; um zu begreifen, wie jene, statt ihrer morschen, zusammengebrochenen Stützen, auf denen sie ruhete, in dem Willen und der Kraft der Nation dauerhafte und starke finden konnte, während dem die Erb-Aristokratie nur als ein glänzendes Meteor in der Ferne, aber in der Gegenwart ohne Haltung stand. Gehörte ein ungewöhnlicher Geist dazu, um diese neue Stellung zu begreifen, dann bedurfte es nicht weniger eines kräftigen Charakters, um sie frei von Vorurtheilen jeder Art, unabhängig von dem Einflusse verschlagener Umgebung, geltend zu machen und zu benutzen. Dazu war Ludwig XVI. nicht, vielleicht kein König in der Welt gemacht. Der alte Thron, glaubte man, stehe nur fest auf seinen alten Fundamenten, welche die Zeit indessen untergra-

ben hatte, und jeder Neuerung, die ein Bedürfniß geworden war, müsse er sich als einem gefährlichen Eingriffe in seine Rechte widersetzen. Der Feudal-Adel unterhielt nach Kräften diesen Glauben und versicherte, das Königthum, mit dem er sich in früherer Zeit nicht immer so befreundet gefühlt, könne sich mit ihm nur erhalten, oder müsse mit ihm untergehen. An dieser Klippe, die keineswegs in seinem Wege lag, ist der Thron gescheitert. Bei derselben Ansicht und demselben Glauben werden wir dieselbe Erscheinung sich wiederholen sehen.

Wer mag dem Könige in seiner Lage darüber einen Vorwurf machen? Als Vater, Gatte und Regent fühlte er sich von allen Banden des häuslichen und öffentlichen Lebens fest umstrickt. Er war im Glauben aufgewachsen und erzogen, ein Monarch besitze sein Reich, wie ein Privatmann Haus und Hof, und nichts könne ihn vermögen, gegen seine Einsicht und seinen Willen irgend eine Veränderung mit demselben vorzunehmen. Ludwig XVI. konnte seine Stellung kaum erkennen, die für ihn und selbst für die überraschte Welt so neu war. Die übermüthige Aeußerung des sogenannten großen Ludwig: ich bin der Staat, war, praktisch wenig-

stens, als Grundsatz anerkannt. Was aber vor dreißig Jahren zu verzeihen war, das würde es gegenwärtig nicht mehr seyn. Eine belehrende Erfahrung hat uns in strengen Unterricht genommen. Das Räthsel, das die Sphinx der Zeit dem Könige der Franzosen und seinem Volke aufgegeben, ward seitdem von ihr selbst gelöst. Wir können nicht mehr in verzeihlichem Irrthum, nur in sträflicher Verblendung seyn.

So waren die Ansichten und Gesinnungen des Königs. Doch konnte er ihnen nur selten folgen, weil er sich der Macht der Neuerung nicht gewachsen fühlte. Die Regierung handelte in gewohnter Weise, gab nach, wo sie Widerstand zu leisten nicht im Stande war, bewilligte, wo abzuschlagen bedenklich schien, um bei Gelegenheit das Bewilligte zurückzunehmen. Da man im guten Rechte zu seyn und nur verbrecherischer Uebermacht nachzugeben glaubte, so hielt man das unredliche Spiel für erlaubt, in welchem man zu übervortheilen und zu überlisten suchte. Da mußte natürlich auch der arme Rest von Vertrauen unwiederbringlich verloren gehen, und Argwohn und Eifersucht an seine Stelle treten. Selbst das Gute, zu dem der König sich, aus gutem

Willen bewogen fühlte, ward nicht als solches anerkannt, weil der Verdacht schon die Quelle vergiftet hatte, aus der er floß.

Wenn aber auch der König seine veränderte Stellung begriff; was konnte, was sollte er thun, um den Schrecken und Verwüstungen der Revolution vorzubeugen? Die Antwort ist einfach und leicht. Er durfte nur die Ursachen entfernen, welche eine gewaltsame Umwälzung herbeigeführt hatten und beschleunigten, und so durch Reformen die Revolution entbehrlich machen. Um das zu können, mußte er freilich den Entschluß und die Kraft haben, der König der Nation, und nicht einiger Stände in ihr, zu seyn. Die Verbesserungen in der Gesetzgebung, Besteuerung, Staatsverwaltung und Gerechtigkeitspflege, welche die fortgeschrittene Wissenschaft und der veränderte Zustand der Gesellschaft forderten, mußten eingeführt, die erkannten Mißbräuche, Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen, über welche die Nation schon so lange Klage führte, abgeschafft werden. Die Regierung, welche auf diese Weise ihren Beruf erkannte und erfüllte, fand in der neuen Ordnung der Dinge zwei starke Pfeiler, auf die sie sich mit Sicherheit stützen konnte, die repräsentative Verfassung nämlich und die

öffentliche Meinung. Bei jener mag man die Fähigkeit, zu wählen, an den Besitz eines gewissen Vermögens knüpfen, nicht aber die Fähigkeit, gewählt zu werden. Dazu gehört nichts, als das Vertrauen der Committenten, die ihre Ansichten und ihren Willen in den Ansichten und dem Willen ihrer Committirten am treuesten wiederzufinden glauben. Alle Spitzfindigkeiten, mit denen man sich seit Jahren über die Vorzüge und Mängel der Wahlgesetze bis zum Ekel gestritten hat, bezwecken nichts anders, als die Abgeordneten der Nation in Delegirte der Regierung zu verwandeln. Man gestand auch hier, wie sonst gar oft, das Recht und das Bedürfniß ein, und gab sich das Ansehen, was beide forderten, zu bewilligen. Der erste Artikel des Gesetzes, der sich auf diesen Gegenstand bezog, führte eine Kammer der Gesetzgebung aus den Repräsentanten des Volks ein; die folgenden aber setzten dem ersten so viel Fremdartiges bei, oder zogen von ihm so viel ab, daß an ihm selbst nichts übrig blieb. Ein so gemachter Repräsentant des Volks mochte vieles seyn, nur das nicht, was sein Name sagte. In diesem Geiste geheuchelter Großmuth und Gerechtigkeit sind die meisten Verfügungen abgefaßt, die dem Volke die An-

erkennung eines seiner Rechte zugestehen. Man mag nicht bewilligen, wagt aber auch nicht zu verweigern, und flüchtet sich hinter Zweideutigkeit und Schein, um mit der einen Hand zu nehmen, was die andere gegeben hat. Es ist, verkündet die Bewilligungsacte mit feierlichem Ernste, es ist Freiheit der Presse, des Gottesdienstes und des Handels. Dann kommen einige jedoch und unter nachstehenden Bedingungen, die nichts anderes sagen, als daß weder Freiheit der Presse, noch des Gottesdienstes, oder des Handels sey. Durch alle diese Sophistereien gelingt es einige Zeit, verschlagen und kaum bemerkt wieder wegzunehmen, was man mit Gepränge verschenkt zu haben, sich das Ansehen giebt. Aber die Täuschung währt nicht länger, als der Glaube und das Vertrauen, und der Verlust desselben überlebt den bösen Willen, der ihn zugezogen hat. Nie kann eine Regierung, selbst durch die größten Vortheile, gewinnen, wenn sie dadurch die Achtung und Zufriedenheit des Volks verliert. Der Hohn, der dem Hungernden das Brot, das er ihm zu geben sich anstellt, vor dem Munde in Stein verwandelt, muß eine tiefe, unheilbare Erbitterung erzeugen. So war indessen größtentheils das Beneh-

men der Regierung Ludwigs XVI. seit 1789, und durch dieses besonders ward der Revolution der furchtbare Charakter gegeben, der sie zum Fluche und Abscheu der Mit- und Nachwelt machen sollte. Aehnliches haben wir später in Spanien und Italien gesehen, und Aehnliches wird — es ist wenigstens von vielen Seiten darauf angelegt — noch öfter wiederkommen.

Die Regierung muß die öffentliche Meinung für sich haben, wenn sie ihre Bestimmung erfüllen, oder auch nur auf die Dauer bestehen will. Ist aber das ihre Absicht, dann muß sich in ihr an Kenntnissen und Aufklärung wenigstens eben so viel, als in der Masse des gesammten Volks finden. Ist mehr Einsicht bei irgend einem Theile der Nation als im Kreise der Gesetzgebung und Regierung, dann tritt das unnatürliche Verhältniß ein, daß der Schwächere gebietet und der Stärkere gehorcht, was nie von Dauer ist. Die Regierung kommt in Gefahr, hinter dem Volke zurückzubleiben und so die Achtung und das Vertrauen zu verlieren, die man gern größern Talenten und reiferer Einsicht schenkt. Darin besteht gegenwärtig das größte und wichtigste Geheimniß der Regierungskunst, daß der Regent sich die

Kraft und den Willen der Wahrheit anzueignen weiß. Solches aber wird er nie, wenn er nicht persönlich, oder durch die Organe, die ihn darstellen, der Gesammtheit an geistigen Vorzügen überlegen, oder wenigstens gleich ist. Will eine Regierung der gebildeten Staaten sich auf die Dauer begründen und ihr Ansehen und ihren Einfluß behaupten, dann muß sie sich im Geiste des Volks bewegen und in ihren Ansichten und Maßregeln mit den Ansichten und Wünschen desselben zusammenstimmen. Das aber kann sie nur, wenn ihr eine stellvertretende Behörde zur Seite steht, die wirklich und wahrhaft aus dem Volke hervorgegangen und dasselbe in allem zu vertreten fähig ist. Man nenne diese Behörde gesetzgebenden Körper, Parlament, Landstände oder Cortes; das Vertrauen der Nation allein darf ihren Gliedern den erhabenen Beruf ertheilen, mit den Einsichten, Bedürfnissen, Hoffnungen und Wünschen der Mehrheit des Volks vor die Regierung zu treten, mit ihr das Wohl des Staates zu berathen und die zweckdienlichsten Mittel, die zu ihm führen, zu beschließen. In den Repräsentanten der Nation findet die Regierung nicht nur, was sie in den Stand setzt, im Geiste des Volkes zu handeln, sondern auch Theil-

nehmer der Verantwortlichkeit, die den Tadel und das Mißvergnügen der Menge, wo sie mit dem Verfahren der Regierung unzufrieden ist, auf sich laden.

Es ist ehemals fast alles geschehen, was geschehen konnte, um Regenten und Regierte, Fürsten und Völker sich zu entfremden, oder gar mit einander in Widerspruch zu setzen. Was man für einen Vortheil jener ausgab, war gewöhnlich ein Nachtheil für diese. Ihr Interesse, weit entfernt, im Einklang gleichen Weg zu gehen, lief feindlich auseinander, oder schloß sich gegenseitig aus. Was die Regierung wollte, hatte gewöhnlich die Meinung des Volks gegen sich. In allem zeigte man sich gern recht absichtlich und auffallend verschieden und getrennt. Der Hof hatte seine eigene Ehre, seine eigene Moral und Religion. Hier ward nicht selten mit Orden und Würden ausgezeichnet, was das Gesetz an dem Bürger strafte, oder dieser vor seinem Gewissen nicht verantworten zu können glaubte. Dem Volke gebot man als strenge Pflicht, was die höhern und höchsten Kreise mit leichtfertigem Spott behandelten. So ward, auf mancherlei Weise, erst ein Zustand der Entfremdung, dann offener Feindseligkeit zwischen Regierungen und Regierten herbeigeführt. Dazu kam noch das Elend

der Menge, der Uebermuth des Reichthums und der Geburt, der Mißbrauch der Gewalt, der Hohn des Ansehens, die nackte, verachtete Dürftigkeit und die unbelohnte Anstrengung auf der einen, und der prahlende Reichthum und der müßige Ueberfluß auf der andern Seite; hier die leere, aufgeblasene Anmaßung, dort die Zurücksetzung des Verdienstes und der Thätigkeit. Um den äußern und innern Widerspruch und Krieg zu vollenden, billigte das positive Gesetz, was das ethische verdammt, und umgekehrt; und die Pflicht, welche der Staat auferlegt, ist vor dem Gewissen oft eine Pflichtverletzung. Die Aufmunterung des Staates zu heimlichem Auflauern, zu Angeberei und Verrath, wobei die heiligen Bande der Freundschaft und Verwandtschaft nicht geachtet werden; das Spionenwesen der Polizei; die heillosen Mauth-Anstalten, die den Wohlstand, das Rechtsgefühl und die Sittlichkeit wetteifernd zerstören; die Salzsteuer im alten Frankreich, und so manche Gaunerei der Finanz-Speculation, die nur Geld will, um welchen Preis es auch zu haben ist; und die furchtbaren Strafgesetze, die in der Uebung der eben nicht sinnreichen Kunst bestehen, zuzuschlagen, wo eine Hand nach Verbotenem greift, und welche sich größtentheils damit beschäf-

tigen, die Diebe, Räuber, Bettler, Smuggler, Verbrecher und Sünder jeder Art zu züchtigen, die eine schlechte Verfassung und Verwaltung gemacht haben, gehören zu diesen Staatsmitteln, die den Menschen verderben, um einen Bürger aus ihm zu machen. Man bedenke einen solchen Zustand der Dinge, erwäge mit Ernst, was ihn herbeigeführt, ja erzwungen hat, und erstaune, daß nun das Unausbleibliche erfolgt; erstaune über die erbitterte und allerdings bedenkliche Stimmung der Gemüther, über den revolutionairen Geist, den man allenthalben wie ein Gespenst zu sehen glaubt, das auch wirklich umgeht, Unheil verkündend und Unheil bringend, wenn man es nicht zu beschwören versteht. Wahrhaftig, ein Spuk launigen Muthwillens ist dieser Geist keineswegs, nicht die Folge wollüstigen Uebermuths. Sully, der vielleicht gegen den Vorwurf, er gehöre zu den Jakobinern und Carbonari, gesichert ist, sagte: „Das Volk steht nicht auf aus Lust zu feindlichem Angriffe, sondern, weil es die aufgelegte Last nicht tragen kann.“ Pour la populace, ce n'est jamais par envie d'attaquer qu'elle se soulève mais par impatience de souffrir.)

Wenn eine Regierung sich gegen das Volk so

gestellt hat, wie so eben ist beschrieben worden, dann freilich bleibt ihr kaum etwas anderes übrig, um sich zu behaupten, als Mandate, Prevotal- und Martial-Gerichte, blutige Gesetze, Strang und Schwert, Gefängnisse, Landesverweisung, eine hohe und geheime Polizei, Zuchthäuser und Bajonette. Wie zuverlässig aber alle diese Werkzeuge geworden sind, und wie weit solche Mittel reichen, lehrt die Geschichte, und besonders die der neuern Zeit. Auf dem Wege, den man zu verfolgen starrsinnig entschlossen scheint, wandern wir ohne die größte und dringendste Gefahr nicht weiter. Der ungeschickte Krieg mit der öffentlichen Meinung, den Bedürfnissen und Wünschen der Völker, mit der allgemeinen Einsicht und Ueberzeugung, die man nicht erkennen will, oder mit verdächtigen Namen zu ächten sucht, muß schreckliche Folgen haben.

Die Gewalt war sonst, obgleich fast immer zur Anmaßung und Willkür geneigt, doch vorsichtiger und billiger. Riß die Aristokratie auch alle Ehre und Auszeichnung in der Gesellschaft an sich und betrachtete sich als die Seele des Staates, das gemeine Volk aber als den Leib, dann gönnte sie diesem doch des Leibes Nothdurft. Man sorgte dafür, oder litt es

wenigstens, daß die Sinne des sinnlichen Wesens abgefüttert wurden, und sah es gern, wenn der Bürger in unwissender Beschränktheit, aber gut genährt, die höhern Ansprüche vergaß, die er hätte machen können. Die edlen Geschlechter Roms, die sich zur Herrschaft über die Weltbeherrscherin berechtigt glaubten und die Plebejer eifersüchtig von jedem Antheil an der höhern Staatsgewalt auszuschließen suchten, steuerten doch und sprachen keine Befreiung vom Kriegsdienste und von öffentlichen Lasten an. Im Gegentheil stieg die Pflicht der Leistung, wie billig, mit dem Vermögen. Die letzte Classe, die nichts hatte und nichts war, brauchte auch weder zu dienen, noch zu bezahlen; sie ging der Krieg nichts an, in dem sie nichts verlieren nnd nichts gewinnen konnte. Und wie oft wurde erobertes Land unter die Unbegüterten vertheilt, und die Tilgung ihrer Schulden ausgesprochen! Man suchte denjenigen, denen die bürgerliche Ordnung weder Vorzug, noch Vortheil gewährte, wenigstens das Leben in ihr erträglich zu machen. Selbst, da in der verdorbenen, gesetzlosen Zeit von altem Recht und alter Sitte nichts mehr übrig war, fand man das Volk mit Brot und Spielen ab. Auch der Feudal-Adel betrachtete den

Kriegsdienst auf eigene Kosten als den Beruf seines Standes. Maßte er sich Auszeichnung und Begünstigungen an, dann verweigerte er dafür auch nicht größere Last, für höheres Recht auch härtere Pflicht. Wollte er an Rang der Erste seyn, dann war er auch der Erste an Tüchtigkeit und Muth.

Die Aristokratie von Venedig konnte, wegen ihres ächt aristokratischen Geistes, für classisch gelten. Sie aber sorgte für sinnliches Wohlleben unter dem Volke und für strenge Gerechtigkeit. Sie wachte mit furchtbarem Ernst über das Betragen der Nobili, die sich hüten mußten, durch freches Benehmen, Uebermuth und vornehme Neckereien den dritten Stand zu reizen, oder zur Unzeit an seine Abhängigkeit zu erinnern. Der Wahlspruch der Regierung war: Brot auf dem Markte und Gerechtigkeit im Palaste. (Pane in piazza, giustizia in palazzo.) Für den Verlust der politischen Freiheit und ehrenvoller Rechte fand der plebejische Haufe eine gewisse Entschädigung in Sicherheit, Müßiggang und Maskenfreiheit. Die lange Dauer dieses Staates beweiset übrigens, daß sich die Verwaltung desselben mit einiger Geschicklichkeit benommen haben muß.

Später und an andern Orten hat man sich über

die kleinliche Sorge, das Volk wenigstens in seinem animalischen Leben zu schonen, hinausgesetzt. Die höhern Stände trugen kein Bedenken, sich alles anzueignen, Auszeichnung, Macht, Ehre, Wohlleben und Müßiggang, und dem niedern Volke nichts zu lassen, als Arbeit und Entbehrung. Solche löwenartige Theilung mag man sich mit Löwen gefallen lassen, oder da, wo man es nicht anders weiß oder kann. In dem Anderswissen und Anderskönnen des dritten Standes liegt, wie wir schon oben gesagt, der wesentliche Grund des so weit verbreiteten revolutionairen Geistes.

Der Mensch, besonders in seiner Rohheit, hat eine hohe Achtung vor jeder großen Kraft, die höchste oft vor der, welche am verderblichsten für ihn ist: ein Zeichen, daß die Furcht bei ihm vorherrscht, die ihn der Sclaverei entgegenführt. Er betrachtet es als eine Art Naturrecht, daß der Starke herrscht und der Schwache dient. Ethisch ist freilich diese Herrschaft schlecht begründet, aber physisch desto sicherer und bleibender. Der Boden, den die Moral in der Sinnenwelt behauptet, ist klein, um so größer das Gebiet der rohen Körperkraft. Selbst in der geistlosen Natur unterjocht sie den Geist des

Menschen, im Gewittersturm, der wetterleuchtend und donnernd über die bebende Erde zieht, im brennenden Vulcane, im Sturze des Stromes über Felsenmassen. Doch ist in solchen Erscheinungen nichts, was den Menschen mit einer ihn demüthigenden Ehrfurcht erfüllen sollte; denn auch in seiner physischen Schwäche erscheint er, der seinem Streben und Wirken, den Leidenschaften und Begierden die Schranken setzt, welche die Pflicht vorzeichnet, unendlich größer, als die gewaltigste Naturkraft, die gesetz- und willenlos zerstört. Aber so ist der Mensch nun einmal geartet, daß er jeder Stärke unterwürfig entgegenkommt. Die Völker glauben ihre Sclaverei gerechtfertigt, wenn sie die Freiheit an die überlegene Kraft ihrer Unterdrücker verloren haben. Die Geschichte selbst, schwach wie der Mensch, der sie schreibt, findet in der Schande der willenlosen Unterwürfigkeit von Millionen unter die Gewalt eines tüchtigen Despoten eine gewisse Ehre, und in dem kühnen, despotischen Gebrauche einer solchen Gewalt eine gewisse Ehre; Zeugen sind: Sesostris, Cyrus, Alexander, Sulla, Marius, Cäsar, Attila, Karl der Große, Karl XII, Gengis-Khan, Tamerlan, Napoleon und ihres gleichen.

Wenn unsere Väter sich nun auf solche Weise der Gewalt mächtiger Menschen und gepriesener Geschlechter unterworfen haben, dann war das im Gange der Natur. Die Schwäche lehnte sich an die Stärke; der Wehrlose flüchtete sich unter den Schutz der Gerüsteten; bei größerer Klugheit und reiferer Erfahrung erholte man sich Raths; dem Weisen und Gerechten übertrug man die Schlichtung seiner Streitigkeiten, wie man im Kriege der Führung des Tapfersten und Klügsten folgte. Diese Aristokratie ist, wie gesagt, in der Natur gegründet und wird durch die Anerkennung der Untergeordneten und den wohlthätigen Einfluß auf dieselben legitim. Unsere Erb-Aristokratie ist dagegen von ganz anderer Art und gegen die Natur. Sie will nicht geben, nur empfangen, nicht schützen, sondern sich schützen lassen, und thut, wenn auch schwach, wie die Stärke, macht die Ansprüche der Tugenden und Talente, der Verdienste und des Muthes, weil ihre Ahnen sich dadurch ausgezeichnet haben. Sie verhält sich gegen den dritten Stand, wie, bei gewissen wilden Stämmen, die Männer sich gegen ihre Weiber verhalten. Haben diese die Anstrengungen und Schmerzen der Niederkunft ausgestanden, dann erholen sich jene, an ihrer

Stelle, in gemächlicher Ruhe und gütlicher Pflege, als hätten sie geboren. Wohin alle diese unnatürlichen Verhältnisse geführt haben, das sahen wir; wohin sie noch führen werden, das muß sich entscheiden.

Die Aussicht auf die nahe Zukunft ist für die, welche die Bestimmung des Lebens in dem ruhigen Genusse desselben finden, nicht erfreulich. Das Meiste von dem, was die alte Ordnung der Dinge in dem Staate stützte, ist zusammengebrochen oder wankt. Die Stellung der Völker und Regierungen gegen einander ist an vielen Orten feindlich geworden. Anders konnte es kaum kommen bei der Art, wie man sich von beiden Seiten benommen hat. Tausch und Kauf, der mit dem Menschen, seinem Leben und seiner Thätigkeit einen offenen Handel trieb, das gewaltthätige Zerreißen lange verbundener Theile, und das eben so gewaltthätige Zusammenfügen sich durchaus fremder oder doch nicht befreundeter und verwandter, hat das Verhältniß des Regenten zu dem Unterthan, die sonst Gewohnheit und angeerbte Sitte als nothwendig verbunden, als Glieder einer großen Familie zusammenhielt, zum Spiel des Zufalls oder der Willkür gemacht. Da kann

von Anhänglichkeit und Treue, die von dem Vater auf den Sohn übergeht und in dem Sohne die Verdienste und Tugenden des Vaters ehrt und belohnt, nicht mehr die Rede seyn. Ohne Rücksicht auf Herkommen und Gebrauch, auf Religion, Sprache und Lebensweise, wurden Völker, Fürsten und Länder durcheinander- und zusammengewürfelt. Wie es die Laune der Macht oder das augenblickliche Interesse wollte, ward hier ein Staat vernichtet, um ihn einem andern anzuschließen; dort ein alter Fürst verdrängt, um ihn durch einen neuen zu ersetzen; bald ein Stück von einem Lande losgerissen, um es einem andern anzuschmieden; bald eine Verfassung aufgehoben, um eine andere einzuführen. Und bei allem dem war von den Wünschen und Bedürfnissen der Völker, deren Wohl es galt, keineswegs die Rede. Als Waare und roher Stoff ward der Mensch behandelt; und da Gewalt und Politik lieblos mit ihm verfuhren, wie mit todter Masse, so konnte er auch zu denen, die ihm auf solche Weise ohne Achtung und Rücksicht begegneten, keine Liebe fassen. Man bedenke nur, was in Polen, Deutschland, Italien, Spanien, Frankreich, Portugal und auf den jonischen Inseln geschehen ist! Der Natur und den Gesetzen,

nach denen sie trennt und einigt, hat man auf alle Weise Hohn gesprochen und wundert sich, wie Unnatürliches daraus entstanden ist! Wo man Gewaltthat, Betrug und Wortbruch gesäet, darf es befremden, wenn sie aufgegangen sind? Soll dem Kleinen und Schwachen als heiliger Ernst erscheinen, woraus die Großen und Mächtigen ein leichtfertiges Spiel gemacht? Was konnte in dem lockern Boden, den Jeder, der ihn als Sieger betrat, umwühlte, um ihn in seinem Sinne zu bepflanzen, Wurzeln schlagen und Nahrung saugend sich in ihm befestigen? Natürlich muß, was ein Tag in flüchtiger Eile schafft, den andern eben so flüchtig wieder untergehen. Die Natur, die geistige wie die körperliche, hat ihre ewigen Gesetze, und erhalten kann sich nur, was ihnen angemessen ist.

Die blutige Zerreißung Polens, das Schicksal Venedigs gleich nach dem ersten Feldzuge Buonaparte's, die Behandlung des linken Rheinufers, die gewaltthätige, oft muthwillige Umwandlung der Verfassungen und Regierungen der Staaten in Italien, der Schweiz und Holland, die Säcularisationen, der Rheinbund, die französischen Occupationen, dann der Sieg über die Anmaßung Napoleons, die darauf

folgenden Restaurationen, das ewige Ab- und Zuschwören, so wie Fürsten und Verfassungen sich in buntem Wechsel folgten, alles das war der Moral nicht günstig und flößte für Recht und Ordnung keine Achtung ein. Unter den beständigen Erschütterungen mußte selbst der Glaube an ein festes Bestehen und das Vertrauen auf das Bestehende untergehen. Gleich den Ständen, die in der gefahrvollen Unsicherheit ihres Lebens sich ganz dem Glücke und Genusse des Augenblicks hingeben, weil sie nicht wissen, ob die nächste Zukunft noch ihnen ist, gleich Matrosen und Soldaten, hatten die Völker sich gewöhnt, von dem Tage zu nehmen, was er giebt, und nur an die Gegenwart und sich selbst zu denken. Aehnliches, wie in den angeführten Staaten, war freilich auch früher schon geschehen; aber doch nicht Gleiches, nicht in so betäubender Schnelligkeit und in solchem Umfang. Auch hatte das Volk früher in stumpfer Unwissenheit die Regierungen als die Stellvertreterinnen der Vorsehung schalten lassen. Man ertrug, was man als unabänderlich betrachtete, und unterwarf sich in Unterthänigkeit dem, was man für seine Pflicht erkannte. Aber auch in diesem Puncte hat sich viel verändert. Jetzt untersucht man die

Befugnisse der Gewalt und prüft ihr Verfahren an den Begriffen von Recht und Pflicht, die dem gesellschaftlichen Verein zum Grunde liegen. Der leidende Gehorsam, dem alle Gewalt von Gott gesetzt war, der er sich dann auch wie dem Schicksal unterwarf, ist aus den Glaubensartikeln selbst der monarchischen Confession verschwunden.

Man fühlte von beiden Seiten, daß es nicht mehr, wie ehemals, war; doch wollte man es von keiner Seite verschuldet haben und gab dem Gegner den Vorwurf zurück — ein Beweis, daß man sich sobald nicht verstehen und noch weniger bessern werde. Man stritt und klagte über Mangel an Gehorsam, an Liebe und Vertrauen, dort über verletzte Pflicht, hier über gemißbrauchtes, angemaßtes Recht. Die gegenseitigen Beschuldigungen konnten nur erbittern, die Erörterungen nur die Parteien schroffer sondern und sich feindlich gegenüberstellen. So ist man zu dem ekelhaften Streit gekommen, in dem die Liberalen und Servilen sich mit Wuth bekämpfen, und die reinen Royalisten das Königthum so oft herabwürdigen und beschmutzen, als viele sogenannte Freigesinnte die wahre Freiheit. Mit Belehrung und Zurechtweisung wird nichts gewonnen, weil es Interes-

sen gilt, und in der Streitsache selbst auch mehr das Gefühl, als der Begriff, entscheidet. Was die Angewöhnung, die alte Neigung und angeerbte Ergebung leicht und fröhlich that, das ward, da die Neigung und Gewohnheit fehlte, schwer, unmöglich; und was die Einfalt sich gefallen ließ, dem wollte sich das bessere Wissen nicht mehr fügen. Der Versuch, den gestörten Ehefrieden durch Verweise wieder herzustellen und das verlorne Vertrauen durch Vorwürfe zu gewinnen, gelang hier, wie allenthalben. Die Neigung findet schön, was dem Widerwillen häßlich ist, und jene kann ohne Anstrengung vergeben, was diesen mit ewigem Hasse erfüllt. Auf ganz anderem Wege mußte das freundliche Verhältniß zwischen Volk und Regierung erneuert werden, als durch die vornehmen Buß- und Strafpredigten amtlicher Blätter, denen man schon darum Unrecht gab, weil sie allein das Recht zu reden hatten.

Den andern Weg aber mochte man nicht nehmen, weil man auf dem kürzern zum Ziele kommen wollte. Nicht sehr geschickt ließ man sich in Untersuchungen über die Rechte und Pflichten der Fürsten und Unterthanen ein. Man spürte der Quelle der Gewalt im Staate nach, die diese viel besser in geheimniß-

voller Verborgenheit gelassen hätte. Wo die Trennung einmal geschehen ist, und die geschiedenen Theile sich eifersüchtig bewachen und gegen Uebervortheilung sichern zu müssen glauben, da kann jede Erörterung, statt zu beruhigen und zu versöhnen, nur reizen und erbittern. Auf beiden Seiten glaubt man sich, ist man anders ehrlich, im Besitze der Wahrheit und des Rechts und wirft seinem Gegentheil Irrthum und Falschheit vor. Den Frieden kann hier nur die gebieterische Nothwendigkeit erhalten. Der natürliche Zustand ist der des Kriegs, und Jeder bedient sich in ihm der Waffen, die ihm zu Gebote stehen. Die Gewalt befiehlt und verbietet, und wo sie von der Erörterung keinen günstigen Erfolg erwartet, untersagt sie Zweifel und Widerspruch, und erspart sich so die Mühe des Widerlegens. Preßzwang, Martialgesetze, Inquisitionen, Specialgerichte, Proscriptionen, Dienstentlassungen, Bannflüche und Einkerkerung schlagen jede Einrede nieder. Oeffentlich wird es auch ruhig, und scheinbar herrscht Friede und Einigkeit. Die Schwäche nimmt ihre Zuflucht zu List und Verstellung, und wer im Nachtheil ist, erlauscht den günstigen Augenblick, um sich auf jede Weise des Vortheils zu versichern. So sehen wir es jetzt.

Das gemeine Volk hat sich, gelehriger, als zu wünschen war, bis zur vornehmen Politik erhoben. Es hat auch seine Redensarten, die nichts sagen, seine Versprechen, die nicht binden, seine Versicherungen, durch die es täuschen will. Nach höherm Beispiel ehrt es öffentlich die Moral und lebt insgeheim mit dem sündigen Vortheil auf vertrautem Fuße. Wie manche Cabinete ihre Manifeste und Proclamationen, so haben die Völker nun ihre Adressen und Huldigungen. So oft auch in der letzten Zeit die Fürsten gewechselt wurden, der letzte war der beste, und nach der Landeszeitung fing mit jeder neuen Regierung ein neues goldenes Zeitalter an. Die Glückwünsche, Beleuchtungen und Gelage drückten jedesmal die unwandelbaren Gesinnungen der Bürger aus. Alles ist Liebe und Anhänglichkeit, bis zur Stunde der Prüfung, wo es Opfer gilt. Da tritt der furchtbare Ernst ein. Am Tage der Entscheidung endet das Spiel, in dem man, das Heiligste und Würdigste zu Hohn und Spott verzerrend, sich gegenseitig zum Besten hatte. Unselige Verblendung! Die das Spiel gegen Andere spielten, scheinen dennoch daran zu glauben, wo es ihrer Eigenliebe schmeichelt. In Sicherheit schläft der bethörte Fürst im Gefühle seiner Allmacht ein

und erwacht unter den Verwünschungen derer, die ihm eben noch ewige Treue schwuren. Oder war es anders in Frankreich, Spanien, Neapel und andern Staaten? Und die Lehre, welche die Gewalt aus diesen furchtbaren Erscheinungen gezogen, diese Lehre — unglaublich! — wäre, daß man, was das Uebel herbeigeführt, doppelt und dreifach wiederholen müsse, um es in Zukunft zu vermeiden! Wenn die Maßregeln der Strenge und Beschränkung das Gegentheil von dem bewirken, was man gewollt, dann glaubt man, sie seyen nicht streng, die Beschränkung nicht hart genug. Auf diese Weise muß nothwendig kommen, was wir leider hier und da sehen. Der Unmuth, der sich oft leichtfertig und unbesonnen geäußert haben mag, aber sich doch unschädlich in Worten entladen konnte, wird, in der engen Brust zusammengepreßt, zum grimmigen Hasse gesteigert. Die Erbitterung lauert versteckt auf ihre Beute; der offene Kampf, der eine Erklärung oder doch eine Vertheidigung möglich machte, wird Meuchelmord; und insgeheim bildet sich zur Verschwörung aus, was nur Beschwerde und Klage gewesen war. Auf der leichten Oberfläche erzwingt man eine freundliche Spiegelglätte, aber in der Tiefe nimmt die gewaltige

Strömung unwiderstehlich ihre Richtung. Die Gefahr wird erst offenbar, wenn ihr nicht mehr zu begegnen ist. Mit stolzer Heiterkeit sehen manche Gewalthaber über das stille Meer, das sie, nach ihrer Meinung, mit Gottes Kraft, wie Neptun einst, zur Ruhe brachten. In orientalischer Abgeschiedenheit haben Fürsten ihren Thron dem Volke fern gestellt. Die Großen und Mächtigen, von hungrigen Schmeichlern oder feigen Höflingen umlagert, hören nur, was sie hören wollen, das Lob ihrer Vorzüge und Tugenden, das ihrer Macht und Einsicht schmeichelt und ihre Gemächlichkeit nicht stört. Natürlich geht dann alles ganz vortrefflich, und es bleibt nichts zu wünschen übrig. So stehen die, von denen Hülfe kommen sollte, in einer schwarzen Nacht von Rauch und Wolken, in die der Opferdampf der Schmeichelei und der eingebildeten Selbstgenügsamkeit sie hüllt, nichts wissend, nichts ahnend, voll Uebermuth vor der Gefahr, in ihr kleinmüthig und hülflos. Blitzesschläge, wie der 20. März, wie der Aufstand in Spanien, Portugal, Neapel, Piemont und Griechenland, fahren wohl erhellend durch das Dunkel und erleuchten den Abgrund, über den sie sich immer tiefer hinüberbeugen; aber das Licht des Augenblicks wird von der

langen Nacht verschlungen, und die flüchtige, unheimliche Warnung spottet der Witz der Schmeichler hinweg, die Bequemlichkeit mag ihrer nicht achten, oder über sie lacht die stolze Zuversicht. Was in Frankreich den 20. März herbeigeführt, wird gerade angewendet, um ihn anderswo zu entfernen. Was in der alten und neuen Welt die furchtbare Katastrophe ins Daseyn rief, soll andere Staaten dagegen sichern. In solcher Verblendung wird mit Gewalt beschleunigt, was man verzögern will, und der Haß und die Erbitterung wachsen. Mit jedem Tage wird die Scheidung der Parteien schroffer. Man fühlt, daß Regierung und Regierte sich feindlich gegenüberstehen; sie fühlen es selbst, auch wenn sie sich durch lebensartige Redensarten zu täuschen suchen.

So ist es; aber so sollte es nicht seyn. Die den verderblichen Zustand der Dinge erkennen, billigen ihn darum nicht. Aber so weit geht die leidenschaftliche Verblendung, daß die Warnung für Anfeindung genommen, und der als verdächtig und der Regierung abgeneigt behandelt wird, dem so viel Herz im Busen schlägt, daß er bittend und mahnend den Weg zu vertreten sucht, der zum Verderben führt. Natürlich steigt die Erbitterung, die Verfolgung wird

grausamer, und die Gewalt, argwöhnisch und scheu, sieht allenthalben den bösen Geist, mit dem sie kämpfend sich abmüdet, ohne ihn mit allen dienstfertigen Händen der Polizei zu fassen. Der Geist der Neuerung aber, der verborgen oder sichtbar über zwei Welttheilen schwebt, würde, wenn man es nur wollte und verstände, ein Geist der Verbesserung und Beglückung werden. Vergebens verbinden sich seine Feinde, um die Mißbräuche der alten Ordnung der Dinge aufrecht zu erhalten. Sie wird untergehen, wie alles, was den Kreis seiner Wirksamkeit ausgelaufen ist; wie alles, was die Zeit bewahrt, so lange sie es brauchen kann, aber selbst zerstört, wenn es ihren Zwecken nicht mehr dient; wie das mächtige Rom untergegangen ist, an dessen Erhaltung Helden und Weise fruchtlos ihr thätiges Leben verschwendet haben. Die alten Götter finden nicht mehr den alten Glauben, und obgleich noch ihre Altäre und Tempel stehen, so ist doch ihr Reich vorüber, das mit seinen Fundamenten nur in der Meinung der Menschen einen festen Boden hat. Der Kaiser Julian, wie ein scharfsinniger Schriftsteller bemerkt, der tüchtige, kräftige und weise, der große Julian, der mit seinem Geiste den halb entseelten Körper zu beleben

sucht, wird ein Abtrünniger und Verdammter; Constantin dagegen, der gemeine Constantin, weil er für den neuen Glauben ficht, ein glücklicher Herrscher, Held und Heiliger. Vergebens flossen die Ströme von Märtyrerblut für die Götter von Rom und Griechenland, vergebens starben die Bekenner des neuen Glaubens in den Flammen, durch wilde Thiere oder Henkers Hand; das Kreuz ward siegreich in Rom und Byzanz aufgerichtet, um sich siegreich über die halbe Erde zu erheben.

Die moralischen Bande, welche die alte Ordnung im Staate bisher zusammenhielten, sind, wie gesagt, erschlafft oder aufgelöst. Daß es geschehen und besonders auf eine schmerzliche Art geschehen ist und geschieht, haben gerade diejenigen sich vorzuwerfen, die mit Recht darüber klagen zu dürfen glauben, die Großen in ihrem Uebermuth, die Willkür der Gewalt, die Anmaßung bei Unfähigkeit, die weichliche Erschlaffung und Unwissenheit, wozu so viele der ersten Stände in stolzem Müßiggang herabgesunken sind. Selbst in guter Absicht haben Regierungen zu ihrem eignen Verderben beigetragen, wo sie sich zu erhalten und zu befestigen gedachten, besonders durch das Allregieren, das allen Geist, jede Gewandtheit und jede

Theilnahme für das Gemeinheitliche und Oeffentliche zerstört. Es mag kaum etwas Verderblicheres im Staate geben, als das Einmischen der Staatsbehörden in die häusliche und Gemeindethätigkeit des Bürgers, und wäre es noch so wohl gemeint. Solche anmaßende Vormundschaft erhält den Menschen ewig minderjährig, erstickt jede bessere Anlage in ihm, oder läßt sie unentwickelt, weil seiner Ueberlegung, seinem Entschlusse und Willen nichts anheimgegeben ist. Wer stets wie blödsinnig behandelt wird, muß es endlich werden. Das ist eine der verkehrtesten Verkehrtheiten der spätern Zeit, daß die Regierungen in ihrem Dünkel wähnten, sie müßten dem Bürger bis an den Tisch und in das Bett, in Küche und Keller hülfreich unter die Arme greifen, damit er ordentlich bestehen könne, nach Vorschrift esse, trinke, seine Arbeit thue und der Ruhe pflege. So unbescheidenes Einmischen in Dinge, die außer dem Gesichtskreise der Staatsbehörden liegen, verletzt und erdrückt jedes edlere Gefühl von Freiheit und Selbständigkeit und vermehrt das Heer von Beamten und Angestellten, um mit studirter Förmlichkeit schlecht zu thun, was dem einfachen, gesunden Verstande und kräftigen Sinne des Bürgers in der Regel gut genug gelingt.

Und dabei hört man die Klage von allen Seiten wiederholen, es fehle an Gemeingeist, an jeder Theilnahme für das Oeffentliche, da man allen Geist tödtet, nichts von einem gemeinen Wesen weiß und keine Oeffentlichkeit duldet. Der Tadel sieht dem Spotte ähnlich; doch meint es die Einfalt damit ganz ernstlich und wundert sich, daß der Mensch, den sie krumm geschlossen hat, nicht aufrecht geht.

Sind die moralischen Verhältnisse von ungünstiger Vorbedeutung, dann sind es die ökonomischen nicht weniger. Die Armuth eines großen Theils des Volks kündigt sich in seinen bleichen, halbnackten Gestalten, hier in dem Aufstande einer brotlosen Menge, dort in Auswanderungen an. Von einer Minderung der Abgaben kann keine Rede seyn, wenn man, wozu es kein Ansehen hat, die Bedürfnisse nicht beschränken will. Die Auflagen haben in vielen Staaten eine Höhe erreicht, die zu übersteigen auch die herzloseste Plusmacherei nicht wagt. Es dürfte der Gegenwart schwer fallen, ihre eigenen Forderungen zu befriedigen, und schon hat die Vergangenheit einen Theil ihrer Hülfsmittel aufgezehrt. Die meisten europäischen Staaten sind schwer verschuldet, und h nicht einer, der borgen konnte, hat sein Einkom-

men frei. Die Vergangenheit fand es gemächlich, auf Rechnung der Gegenwart und Zukunft zu leben; aber an wen werden sich in ihrer Noth die Gegenwart und Zukunft wenden, wenn sie bei verminderter Einnahme ihre Ausgaben nicht zu beschränken wissen?

Daß aber die Einnahme sich vermindern werde, ist vorauszusehen. Was Europa an der neuen Welt gewonnen hat, hört nach und nach auf in seinen Schatz zu fließen. Amerika und Westindien erwerben oder befestigen ihre Unabhängigkeit, und was das Ausland ihnen zugeführt, das werden sie selbst erzeugen. Kein Zweifel, daß die neue Welt bald auf eignem Boden zieht und mit eigner Hand bereitet, was sie, freiwillig oder gezwungen, von uns bezogen hat. Die eigenen Fabriken und Manufacturen werden ihnen die unsrigen entbehrlich machen, und unser leichter Gewinn im Handel, der, wie man weiß, bedeutend war, geht größtentheils verloren.

Dann bleiben auch die Sendungen von Gold und Silber aus, welche die Gallionen jährlich nach der pyrenäischen Halbinsel brachten. Das wird unter andern die Folge haben, daß der Werth der edlen Metalle steigt, und der Preis der käuflichen

Dinge in demselben Verhältnisse fällt. Man wird dieselben Abgaben zu erheben, dieselbe Summe abzutragen glauben, und hier mehr geben und dort mehr nehmen, als vorher, bis nach unsicherm Schwanken der Vorrath des Geldes und der verkäuflichen Gegenstände sein Gleichgewicht wieder gefunden hat. Die Staatsgläubiger werden den Nominal-Werth der dargeliehenen Summen fordern, vielleicht auch, so lange die Abgaben einzutreiben sind, erhalten. Da aber der relative Werth des Geldes, wegen seiner größern Seltenheit, gestiegen, das heißt, für dieselbe Summe eine größere Menge Waaren oder Arbeit zu erhalten ist, so bezahlt der Staat in dem gemachten Darlehen mehr, als seine Schuld, wenn anders der innere Werth der Münze keine Veränderung erlitten hat. In gleichem Falle befinden sich die Steuerpflichtigen, die mit demselben Steueransatze höher besteuert sind. Schmidt-Phiseldek, von dem so manches Wort zu seiner Zeit gesprochen, und, wie von andern wohlmeinenden und aufgeklärten Männern, vergebens gesprochen worden ist, hat dies sehr gut gezeigt.

Unter solchen Verhältnissen wird das Einkommen der Einzelnen und der Staaten sich vermindern. Ob man sogleich auch sich eine Beschränkung

der Genüsse wird gefallen lassen, ist zu bezweifeln. Ohne Noth legt sich der Mensch keine Entbehrung auf. Freilich wird die ungestüme Mahnerin, die Noth, die keine schnöde Abweisung zu fürchten hat, sich melden und Gehör finden. Aber erst nach schwerem Kampfe versteht man sich zu dem, was nicht zu ändern ist. Den Nachtheilen des verminderten Absatzes nach der neuen Welt und des geringeren Einkommens der alten wäre auf mancherlei Weise zu begegnen, sowohl durch eine allgemeinere und erhöhte Thätigkeit und demnach vermehrte Production, durch die Vermehrung der Mittel also, seine Bedürfnisse zu befriedigen, als auch durch Beschränkung dieser. Das Erstere würde eine größere Einnahme, das Zweite eine geringere Ausgabe zur Folge haben.

Diesen Mitteln eines allgemeinern Wohlstandes aber ist die herrschende Stimmung und die rückgängige Bewegung der Regierungen entgegen. Eigennutz und Beschränktheit der Einsicht erhebt sich von allen Seiten gegen die Gewerb- und Handelsfreiheit, wie überhaupt gegen jeden Grundsatz natürlicher Freiheit und Gerechtigkeit, der den Anlagen Gelegenheit sich zu entwickeln und der entwickelten Kraft einen Wirkungskreis giebt. Bei der natürlichen Ordnung

der Dinge, nach welcher nur Fleiß und Geschicklichkeit erwerben, Verdienste auszeichnen, und Talente und Tugenden Ansprüche auf Stellen und Würden ertheilen, findet die Geburts-Aristokratie ihre Rechnung nicht, die sich auch ohne Anstrengung zum Besitze, ohne Verdienst zur Auszeichnung, und ohne Werth zu Würden berufen und berechtigt glaubt. Diese Pleonexie, die wahre Erbsünde des Menschen, die Quelle der meisten Uebel in der Gesellschaft, die Sucht nämlich, mehr als Andere zu gelten und zu haben, und zwar auf ihre Kosten, hat die Unnatur und Verkehrtheit, so viel sie es vermochte, zur natürlichen Ordnung gemacht. Sie hat auch in das bürgerliche und Gewerbsleben die Meisterschaften, Innungen und Zünfte als eine Art von Ahnenprobe, Orden und Stiftern des dritten Standes eingeführt. Die Regierungen glaubten von jeher auf dieses Gebrechen der menschlichen Natur am sichersten zu bauen und in ihm die festeste Stütze der Einrichtungen des Staates zu finden. Darum sollte, was haben und gelten wollte, den Bestallungsbrief dazu vom Staate, und, wo der Fürst der Staat geworden, vom Fürsten haben. Sie machten Vornehme und Gemeine, Begünstigte und Zurückgesetzte, Doctoren, Meister und Lehrer.

Was der Mensch an und durch sich war, zu was die Natur ihn und er sich selbst gebildet, kam kaum in Anschlag. In der Münze des Staates ward er zum Course ausgeprägt, in dem Pack- und Speditionshofe von geschwornen Taxatoren, nach dem beliebten Tarif, abgeschätzt, bezeichnet und, nach dem Bedürfnisse des Landes, verschrieben und versendet. Von uns brauchte die Nachwelt nichts zu erfahren, als den langen, noch unentschiedenen Streit zwischen den Weisen und Schriftgelehrten über die Vorzüge und Vortheile der Oeffentlichkeit und Handelsfreiheit, und sie weiß, wessen Geisteskinder wir gewesen sind. Freilich ist es zweifelhaft, ob mit der Sonne der Tag erscheint und auch mit ihr verschwindet! Aufrichtiger und ehrlicher wäre die Frage so gestellt: Ist jedem für das, was er treibt, und die Art, wie es geschieht, mit der Sonnenklarheit und dem Lichte des Tags gedient?

In gleichem Geiste und zu demselben Zwecke wird den Fideicommissen und Majoraten das Wort geredet, und das Zerschlagen und Vereinzeln der großen Güter zu den Vorzeichen und Ursachen der bösen Zeit gezählt, deren Gefahren man nach Kräften begegnen muß. Angesehene politische Schriftsteller, die

auch unter den Staatswirthschaftsgelehrten einen Namen haben, beklagen sehr, daß „der Grundbesitz sich „nicht mehr größtentheils in den Händen der alten „Geschlechter befindet, sondern zu einer gemein verkäuflichen Waare herabgesunken ist.“ Bewundernswürdige Gelehrsamkeit, menschenfreundliche Weisheit, der nicht nur der Staat zum Besten einiger begünstigten Geschlechter errichtet, sondern sogar die Erde geschaffen worden!

Von Ersparung scheinen manche Regierungen ungern zu hören. Die Meinung, daß der stehende Soldat, dessen Unterhaltung im Frieden ein Drittheil, ja fast die Hälfte der Gesammteinnahme kostet, zu vermindern sey, kann nur noch auf die Gefahr, für einen Feind des Thrones und der gesellschaftlichen Ordnung zu gelten, ausgesprochen werden. Das haben pensionirte Zeitschriftsteller, die gerade Geist und Muth genug haben, um einen Gegner dadurch zu widerlegen, daß sie, im Schutz der Gewalt, ihn beleidigen oder verdächtig machen, in dürren Worten hingesagt. Indessen sind vielleicht die ungeheuren Summen, welche die Truppen kosten, für die Gesellschaft noch nicht der schmerzlichste Verlust. Daß die Leute in längerem Dienste, dessen ehrenvoller Beruf es ist, sich von je-

der häuslichen und bürgerlichen Beschäftigung entfernt zu halten, sich jedes nährenden Geschäfts entwöhnen, und so später nur selten und mit Mühe oder auf unerlaubtem Wege sich ihren Unterhalt verschaffen können, daß ihre kräftigen Arme für den Landbau und die Gewerbe verloren gehen, und ihre Lebensweise der Sittlichkeit nichts weniger als günstig ist, das mag auf die Gesellschaft noch nachtheiliger wirken, als das müßige Verzehren eines bedeutenden Theils der Staatseinkünfte.

Nicht weniger verderblich ist das Heer besoldeter Beamten, die einen eignen Stand im Staate bilden und, obgleich für das Volk bestellt und von ihm bezahlt, in allem sich demselben vornehm entfremden. Die Beamten, wenn auch ihre Stellen nicht erblich sind, beseelt ein Standesgeist, der sie als eine Art von Adel dem Bürger gegenüberstellt, und sie setzen oft noch leichter, als der Geburts-Adel, ihre ungebührlichen Forderungen und Ansprüche durch, weil die Gewalt mit ihnen ist, und sie jedes Versehen gegen ihre Personen in ein Vergehen gegen den Staat verwandeln können. Durch keine Anstalt ward das öffentliche Leben im Volke, jedes Gefühl von Selbständigkeit und Freiheit so ganz in seinen Herz-

wurzeln durchschnitten, als gerade durch die Beamtenhierarchie, die, vom letzten Copisten bis zum ersten Präsidenten, einen Stand mit gleichen Ansichten, mit gleichem Interesse und in gleicher Lage bildet. Die untern Beamten und Angestellten, die dem Volke am nächsten stehen, scheinen gewöhnlich nur darum durch lange Studien ihre sogenannte Berufsbildung erlangt zu haben, damit sie, denen unverständlich, die sie wieder nicht verstehen, auf gelehrte Weise einfache Geschäfte schlecht besorgen, mit denen der schlichte Verstand des Bürgers, den eine genaue Kenntniß der persönlichen und Localverhältnisse unterstützt, recht gut fertig würde.

Man könnte noch die Summen übersehen, welche die große Anzahl der Beamten kostet, wären ihre Dienste nur nicht gewöhnlich von der Art, daß sie mehr schaden, als nützen. Man könnte übersehen, daß so viele junge Leute von geringem oder mäßigem Talente jedem Wege und Mittel entsagen, sich durch ihrer Hände Arbeit zu nähren, um die Kunst, Land und Leute zu regieren, handwerksmäßig zu erlernen, da diese sich besser selbst regierten; daß die Beamtenwelt mit ihrem und der Ihrigen Leben an den Erwerb des Bürgers angewiesen ist, den sie dafür

zu verachten, nicht selten ein Recht zu haben glauben; daß die Kinder der Beamten auch gewöhnlich für jede Art von Production verloren sind und in einer blos verzehrenden Lebensweise auferzogen werden, weil die Eltern meinen, ihre Söhne stiegen, zur Unehre ihrer standesmäßigen Abkunft, herunter, wenn sie Handwerker oder Bauern würden; daß die Beamten, als Pensionisten und Quiescenten, für sich drückende Invalidenanstalten, und, im Falle sie Weiber und unversorgte Kinder hinterlassen, für diese Wittwen= und Waisenkassen nothwendig machen. Uebersehen läßt sich dabei nicht, daß besonders die untern Beamten und Angestellten den Bürger aus einem Wirkungskreis verdrängen, in welchem nur dieser sich mit Freude und Sachkenntniß bewegt. Die Gemeinde ist die Welt der Gemeindeglieder. Durch die Gemeinde hängt der Bürger mit dem Staate zusammen. Was hier zu ordnen und zu verwalten ist, gehört ihm an, ist seine Sache, und ihn berührt unmittelbar, was hier geschieht, im Guten wie im Bösen. Der Gemeindeglieder Vortheil ist es, daß man in Gemeindeangelegenheiten das Beste wolle und verfüge, ihr Nachtheil, wenn durch Irrthum, Trägheit oder Schlechtigkeit das Gegentheil geschieht. Die

Gemeinde ist der Staat für die Mehrheit der Bevölkerung, deren Wirken und Streben nicht über die Gemarkung reicht; und für die, welche mit ihren Entwürfen und ihrer Thätigkeit weiter gehen, ist sie eine Schule, die sie zum Staatsdienste vorbereitet. Wollen wir kräftige und rührige Bürger haben, die ihre und der Gemeinde Geschäfte mit Erfolg zu führen geschickt und bereit sind; wollen wir, daß sie mit dem Staate zusammenhängen als organische Theile eines lebendigen Ganzen; daß sie Antheil nehmen an dem Gemeinsamen und Vaterländischen, dann gebe man ihnen eine freie, zweckmäßige Gemeinde-Verfassung. In ihr liegen die Wurzeln, mit denen der Baum, der dem Staate Früchte bringen soll, im mütterlichen Boden steht, aus dem er Nahrung saugt. Hier ist die Quelle des öffentlichen Lebens, die, getrübt oder vergiftet, Schlamm oder Tod im ganzen Laufe mit sich führen kann. Hier ist das Kindes- und Jugendalter des Staatsbürgers, der in reiferen Jahren wenig taugen und leisten wird, haben ihn Erziehung, Unterricht und Lebensweise nicht dazu gebildet.

Was in den obern Regionen des Staats geschieht, ist dem Bürger in der Tiefe fremd, berührt ihn

gar nicht oder nur auf eine leichte, entfernte Weise. Ihn ficht es wenig an, wie ein Collegium gebildet ist, seine Glieder referiren und stimmen läßt, wer als tafelfähig bei Hofe speist, die Neuigkeiten von da aus der ersten Hand bezieht, bei Beförderungen den meisten Einfluß hat. Was das leere Leben von tausend vielbeschäftigten Müßiggängern, vornehmen Abenteurern und Intriguanten ausfüllt, aber auch achtbare Staats- und Hofleute beschäftigen kann, ist dem Bürger ziemlich gleichgültig. Selbst die Art, wie man zu Stellen und Ehren gelangt, seinen Vorder- und Nebenmann bei Seite schafft, um über ihn hinwegzukommen, und die ganze feine, verwikkelte Taktik der Habsüchtigen, Ehrgeizigen und Heuchler, durch die man die Tugend zur Kupplerin des Lasters macht, zum allgemeinen Besten für sein eignes Bestes sorgt, zum Wohle des Staates und mit Selbstaufopferung sich an die einflußreichsten und ergiebigsten Plätze drängt, und in den Kammern seine Talente im schönsten Lichte oder in der furchtbarsten Haltung zeigt, um die Regierung zu einem kräftigen Versuche auf dieselben aufzumuntern, das alles hat selten und wenig Interesse für das Volk. Was den Bürger dagegen anspricht, was er versteht und wor-

an er Antheil nimmt, das ist sein und der Gemeinde Haushalt, zu dessen Führung er Geschick und Neigung hat.

Es ward in unserer Zeit so viel über die beste Staatsverfassung gesprochen und geschrieben; Versuche wurden auf Versuche wiederholt. Man hat die Staatsgewalt zersplittert, wo sie verbunden bleiben sollte, und verbunden, wo man sie sonst mit kluger Vorsicht theilt. Dem Volke wollte man einen unmittelbaren oder mittelbaren Antheil an der Gesetzgebung gestatten, damit es seine Freiheit und seine Rechte selbst bewahren möge. Das aber ging in einem großen Staate nicht, oder wenigstens nicht nach Wunsch. Der Bürger hat in demselben höchst selten einige Kenntniß der so verwickelt gewordenen öffentlichen Angelegenheiten, die auch gewöhnlich so weit aus seinem Gesichtskreise liegen, daß es ihm sowohl an Lust als an Fähigkeit, sie zu behandeln, fehlt. Von dem dagegen, was er besser, als Andere, versteht, den Angelegenheiten seiner Gemeinde nämlich, ward er ausgeschlossen. Wo er sich mit Einsicht bewegen konnte, und seine Bewegung ohne Gefahr für die öffentliche Ruhe und Ordnung war, da wurde ihm die Bewegung untersagt.

Gegen den großen Despotismus, der mit Kolbenschlägen, aber selten trifft, der nicht anders, als mit Geräusch und öffentlich verfahren kann, wodurch er sich also beobachtet und in Schranken gehalten sieht, ward viel und mit Recht gekämpft; den kleinen aber der hunderttausend Beamten und Angestellten, der täglich fast in allen Verhältnissen des Lebens mit Nadelstichen im Verborgenen quält, ließ man, mit Unrecht, so ziemlich nach Belieben schalten. Damit Fürsten und Minister sich keine Gewaltstreiche, die ihrer Natur nach vorübergehend sind, erlauben könnten, hat man allerlei Maaßregeln vorgeschlagen und angewendet; Beamte aber, die wie Vampyren an dem Volke hängen und sein Blut unbemerkt im Stillen trinken, schienen in ihrem Berufe zu wirken. Und giebt es einen schrecklichern Despotismus, als den von einigen tausend oder hunderttausend Angestellten, die unter der Leitung eines Vorgesetzten stehen, dem sie verantwortlich sind, und von welchem sie ihre Beförderung zu erwarten haben, in alle Theile des Landes zerstreut, in gleichzeitiger und ununterbrochener Thätigkeit?

Gegen den Druck und die Willkür der untern Beamten, meint man, müßten die höhern, aufsehen-

den Behörden schützen. Steht den Bedrückten nicht die Klage frei, oder wird ihnen Gehör versagt? Was für den Klagenden zu erreichen ist, wissen die, welche unsre Gerichts- und Verwaltungsordnung kennen. Alle Geschäfte werden auf dem Papier und so heimlich als möglich gemacht. Auf die Klage des Bürgers berichtet der Beamte, ein zweiter berichtet über den Bericht, und Beamte sprechen das Urtheil aus. Allenthalben liegt Papier vor, auf das man sich bezieht, und das Papier ist auch das Werk von Beamten, Angestellten, ihnen Ergebenen oder Untergebenen, die es behandeln und fast allein nach Vorschrift zu behandeln wissen. Die Sache möchte ich sehen, und wäre sie weiß, wie die weißeste Frühlings-Blüthe, welche sich auf diesem Wege nicht schwarz berichten, begutachten und referiren ließe. Uebrigens sind wir mit so vielen Gesetzen, Verordnungen und Förmlichkeiten gesegnet, daß nicht alle Richter und Advocaten sie in ihrem ganzen Umfang kennen. Sollte sich der in solchen Dingen unwissende und unerfahrne Bürger nicht in einem der tausend Netze fangen lassen, wenn man ihn absichtlich damit umstrickt? Es ist keineswegs gesagt, daß alle Beamten Tyrannen seyen. Diese Behauptung wäre lächerlich und abgeschmackt.

Aber es ist genug, daß sie es seyn können, treibt sie der böse Geist, oder daß es von der höchsten Verwaltungsbehörde abhängt, sie als Mittel der Tyrannei zu gebrauchen, um die Institution, wie sie besteht, verwerflich zu finden. Es fehlt viel, daß die unumschränktesten Gewalthaber immer die schlechtesten wären. Auf dem Throne der Scheusale, Tiber, Nero und Commodus, saßen Zierden des menschlichen Geschlechts, Trajan, Titus und Antonin. Aber darum ist jede willkürliche Gewalt nicht weniger ein Ungeheuer. Es darf keinem Sterblichen erlaubt seyn, seinen Willen an die Stelle von Gesetz und Recht zu setzen, weil man einen Menschen nicht über die Menschheit erheben kann, ohne alle übrige unter dieselbe herabzuwürdigen.

Dieß stehende Heer von Beamten, behauptet man, sey nicht zu entbehren, der Bürger keineswegs im Stande, seinem und seiner Gemeinde Haushalt vorzustehen, und die Leute müßten an ihrer Stelle die Waid- und Handwerks-Sprüche derselben kennen. Dem ist auch leider so, seitdem alle Verwaltung, ein Umsatz von Papier, die lebendige Ansicht und Sprache durch todte Schreiberei verdrängt, und im Gegensatze der Erlösung, das Fleisch noch we-

niger, als Wort, seitdem es Buchstabe geworden ist. Wenn man freilich die einfachste Wahrheit in räthselhafste Hieroglyphen hüllt, für die bekanntesten und nächsten Dinge fremde Namen wählt, dann braucht man auch eine Schaar von Priestern, die den Sanskrit bewahren und deuten. Man darf es in der complicirten Vervollkommnung unsers Verwaltungswesens nur so weit bringen, die Fertigung einer Gemeinde-Almosen- und Kirchenrechnung zu einer algebraischen Aufgabe zu erheben, und es kann Niemand mehr Rechner und Revisor werden, ohne Akademiker zu seyn.

Daß der schlichte Bürger seinen und seiner Gemeinde Geschäften gewachsen ist, zeigt uns mehr als ein Staat der alten und neuen Zeit. Es zeigt es Nordamerika. Dagegen versichert man, das Beispiel aus einem fremden Welttheil, über breite Meere hergeholt, beweise nichts für uns. Man begreift den Grund dieser Behauptung, und ich will auch auf Amerika nicht eigensinnig bestehen. England aber, das für manches eine Autorität geworden ist, was sich nur durch Autoritäten halten läßt, wird man doch als anwendbares Beispiel gelten lassen. Hier aber versehen die meisten Stellen der Beamten solche Leute,

die mit ihrem Lebensunterhalte nicht an dieselben angewiesen sind, unentgeldlich oder mit geringen Kosten. Ich darf nur an die Scherifs, die so höchst wichtige Institution der Friedensrichter, welche mit der in Frankreich kaum eine Aehnlichkeit hat, an die Coroners und Konstabels erinnern. Der Britte mag mit Recht seine treffliche Verfassung rühmen, die indessen durch die Einwirkung von Zeit und Menschen sehr gelitten hat; das wahre Bollwerk seiner Selbständigkeit ist, nebst der Presse, seine Rechtspflege und Verwaltung, so mangelhaft sie auch in manchen Puncten sind. Außer dem Engländer hat, unter allen christlichen Völkern Europas, der Spanier vielleicht am meisten National-Charakter, innere Selbständigkeit und bezeichnende Eigenthümlichkeit. Aber auch in Spanien war eine früh ausgebildete Municipal-Verfassung, die sich von dem generalisirenden Einflusse der Regierung, der nur verflachen und lähmen kann, unabhängig erhalten hat. Dieser Umstand allein erklärt so manche auffallende Erscheinung der neuern Zeit in diesem Lande.

Jede Verbesserung, soll sie es wirklich und auf die Dauer seyn, muß das häusliche und Gemeindeleben zur sichern Grundlage haben. Die beste Ver-

fassung mit der richtigsten Abwägung und Theilung der Gewalten sichert keine Freiheit, das Gesetz keine Ehre und kein Eigenthum, wo man gewissenlos seiner Eitelkeit und Habsucht fröhnt, weiß man nur den Gesetzen auszuweichen. Ich begreife übrigens nicht ganz, wie jemand sein Vaterland lieben kann, der in ihm nichts liebt oder nichts zu lieben hat. Dieser abstracte Patriotismus ist ganz jener überschwenglichen Menschenliebe, welche die gesammte Menschheit, aber keinen Menschen im Herzen tragen will, jenem universellen Kosmopolitismus, der nur darum allenthalben zu Hause ist, weil er nirgends eine Heimath hat, zu vergleichen. Man hat freilich schon öfter das Kunststück zeigen wollen, das einen guten Bürger aus einem schlechten Menschen macht; aber es ist noch nicht gelungen, und gelingt auch schwerlich je.

Bei unsern Verbesserungen und Reformen haben wir, nach unserer Weise, vorzüglich Rücksicht auf das genommen, was ins Auge fällt, was glänzt und überrascht, am Morgen Knospen treibt, den Mittag blüht, und am Abend Früchte trägt, die wir vor dem Schlafengehen noch verzehren wollen. Darum ward nur das Aeußere geputzt und übertüncht. Die morschen

Wände hat man freundlich angestrichen, die Façade in gutem Stande erhalten, dafür aber das Fundament verfallen lassen. Da nun die Bäume so schnell nicht wachsen, so setzen wir sie hübsch stark und groß, aber ohne Wurzeln aus. Die Gipfel und Zweige werden mit Blumen und Bändern geschmückt, und so die Fest- und Freiheitsbäume aufgestellt, die grün und lebendig, wie unsere Freiheit und die Freuden unserer Feste, sind.

Wir werden es mit allen unseren Reformen, bei dem besten Willen und den größten Anstrengungen, zu keinem befriedigenden Erfolge bringen, erziehen wir den tüchtigen Bürger nicht durch den tüchtigen Menschen und gründen das Staatswesen nicht auf das Gemeindewesen. Von dem Einfachen geht man, der Natur gemäß, zum Zusammengesetzten, von der Einheit zur Mehr- oder Vielheit über, und in den Theilen muß, wenigstens theilweis, zu finden seyn, was man im Ganzen haben will. Wird der Mensch im Familien- und Gemeindeleben verkrüppelt und mißbildet, dann stellt der Staat schwerlich dessen verlorne Gesundheit, Kraft und Schönheit wieder her. Erziehung, Unterricht, die frühe Lebensweise, Beispiel und Sitte, die durch die ersten Eindrücke

sich tief in die weiche Seele prägen, Gewohnheit, die mit Recht eine andere Natur des Menschen heißt, sind die Mittel, durch die wir in dieser Hinsicht unendlich viel gewinnen oder verlieren, gut machen oder verderben können. Aber dieser Unterricht, diese Erziehung ist nicht blos das Werk der Schule; ich erwarte sogar das Wenigste von ihr. Unser öffentlicher Unterricht trägt das Gepräge aller unserer Staatseinrichtungen, die, statt die Natur zu unterstützen, sie gewöhnlich durch menschliche Willkür verkümmern oder verdrängen. Der Staat stellt die Lehrer als seine Untergebenen an und läßt sie nach seiner Vorschrift zu seinen Zwecken thätig seyn. Es ist auch hier wieder das Maschinenwesen, das den Geist durch den Buchstaben tödtet, den Menschen wie einen Weberstuhl, und das Beste und Edelste, wozu er es bringen kann, wie ein Fabricat behandelt. Wir sehen auch hier nur eine fortgesetzte Beamtenwirksamkeit, die im Allgemeinen so verderblich ist, daß Regenten schon darum als Väter des Volkes gepriesen wurden, weil sie Tyrannen ihrer Beamten waren und das Benehmen derselben durch die Furcht in Maaß und Schranken hielten. Und wirklich giebt es nur zwei Mittel, die Willkür der Beamten zu zügeln, und diese

im Interesse des Bürgers thätig zu erhalten; sie sind Freiheit oder Tyrannei, Freiheit von unten, oder Tyrannei von oben. Der Zorn des Sultans muß, wie das Schwert des Damokles an einem Haare, über dem Haupte der Paschas drohen, die kein Gesetz, keinen Widerspruch zu fürchten haben. Am unglücklichsten ist das Volk, wo der Beamte, nur unter Gott und dem Kaiser stehend, wie einst jener russische Statthalter sagen darf: Was vermögen die Klagen der Unzufriedenen gegen mich? Der Himmel ist hoch, die Hauptstadt fern.

In dem Unterricht und der Erziehung ist es auch früher nicht gewesen, wie wir es gegenwärtig sehen. Bei den Alten lehrte, wer sich durch Wissenschaft und Neigung dazu berufen fühlte. Das Recht zu einer Anstellung in diesem Fache fand Jeder in seiner Fähigkeit, und seine Beförderung hing von der Art ab, wie er diese Fähigkeit bewährte. Die Weisen und großen Muster des Alterthums bestellten sich selbst zu dem Amte, Lehrer der Jugend und der Nationen zu seyn, und bedurften dazu keines vollzogenen Patents. Es herrschte Freiheit in der Uebung und Anwendung der Kräfte, und der Wetteifer, die größere Ehre oder der größere Vortheil, die dem besten Erfolg zu Theil

wurden, unterhielten, spornten die Thätigkeit mit ewig regem Stachel. Sie lehrten und lernten nicht nothwendig in der engen Stube aus todtem Buche, was auch ein enges und todtes Wissen giebt. Märkte, Gärten, Hallen und selbst Straßen fanden sie zum Unterricht geeignet. In Geschäften bildete man zum Geschäfte, im Leben erzog man zum Leben. So war bei ihnen auch Wort und That, Wissen und Können verwandt, die bei uns so fremdartig auseinander liegen, und es erhob sich als frischer, kräftiger Baum, im Sonnenlicht und in freier Luft erzogen, was wir als matte, kränkliche Treibhauspflanze ziehen. Die Reden des Demosthenes, Aeschines, Phocion, Perikles und Cicero, in Sachen des Vaterlands oder ihrer Mitbürger vor dem versammelten Volke gesprochen, wirkten wohl anders auf Geist und Herz, als jetzt ein Cursus der Beredtsamkeit, des öffentlichen oder Privatrechts, im dumpfen Hörsaale vorgetragen. Selbst bei unsern Vätern noch war mehr Freiheit im Unterricht, als bei uns, wo die Schulen Anstalten im Dienste und zum Zwecke des Staates, und die Lehrer seine Bedienstete, unter der Aufsicht der Polizei, und von der Schatzkammer abhängig geworden sind.

So viel von der innern Politik, über die ich vielleicht zu lange gesprochen habe, ohne indessen den so höchst wichtigen Gegenstand nach seinem Werthe und nach seinem Verdienste zu erschöpfen. Was die äußere Politik betrifft, so will ich nur einiges von dem wiederholen, was Garat einst im Angesichte Napoleons so schön und wahr gesprochen hat.

„Das neuere Europa thut sich viel auf seine Diplomatie zu gut; es hat wirklich eine, und die übrige Welt nicht. Es ist ein Fortschritt, aber ein solcher, wie jene Scholastik gewesen, die Europa zu der Methode von Descartes und der Philosophie des Galiläi führen sollte; das heißt, wir werden erst gewiß seyn, daß sie etwas Gutes gewesen, wenn sie nicht mehr ist, und eine Diplomatie, auf andern Grundsätzen der Ausgleichung und besonders auf einer andern Moral ruhend, die Stelle derselben eingenommen hat. Bis jetzt bestand das ganze so gefeierte diplomatische Genie darin, daß man gut zu unterscheiden verstand, was man nehmen und sich zueignen konnte, und was man Andern lassen oder zurück geben mußte. Das ist das ganze Wunder der gepriesenen Kunst der Richelieu, der Mazarin, und selbst der Davaux und Oxenstiern, die doch alle,

selbst Mazarin, seiner Feinheit ungeachtet, nicht ausgenommen, viel Geist hatten, die Geschäfte kannten und einen großen Fleiß darauf verwendeten. Nun aber giebt es vielleicht keine leipziger und avignoner Messe, keinen großen Jahrmarkt in Europa, wo die kleinsten Kaufleute zum Besten ihrer Butiken und Magazine, nicht einen so großen Scharfblick, so viel Einsicht und Verstand zeigen, als man bei dieser Art Diplomatie für die Interessen von Europa braucht. Hier und dort, bei den Kaufleuten und bei den Diplomaten, sind die Interessen, welche berechnet und abgewogen werden, fast eben so beschränkt, wie die persönlichen, und haben auch, in jeder andern Hinsicht, den Charakter derselben."

„Es ist durch alle Thatsachen erwiesen, daß keine der großen Veränderungen, die in den Verhältnissen und der Lage der Nationen und Mächte von Europa eingetreten sind, das Resultat irgend einer diplomatischen Verhandlung gewesen; alle bedeutende Veränderungen in dem neuern Europa waren die Folgen von Umwälzungen in dem religiösen Glauben und in den Meinungen der Völker über die Grundsätze und Ansprüche der Regierungen. Was diese Revolutionen bewirkt, das haben die Diplomaten unter-

zeichnet; und darin besteht der ganze Antheil, den sie daran gehabt."

„Es gab in Europa, auf den Thronen und in ihrer Nähe, wo es nicht durchaus unmöglich ist, auf das Glück der Menschlichkeit bedacht zu seyn, vier oder fünf von jenen erhabenen Seelen, für welche dieses Glück sogar das erste ihrer persönlichen Interessen ist: sie waren im Ernst und wirklich damit beschäftigt, in Europa an die Stelle jener Diplomatie, die sich mit Feuer und Schwert Schollen Erde und Handelszweige streitig macht, eine solche zu sezzen, die unserer Aufklärung und höhern Bildung würdig ist; die zum Zwecke hat, die gesellschaftlichen Verhältnisse auf eine gerechte und unwandelbare Weise und so zu bestimmen, daß die verwegenen Wünsche des Ehrgeizes der Regierenden unterdrückt würden, die Versuche zum Glücke der Völker aber Gehör und Unterstützung fänden, und daß endlich die Mächte nicht mehr der kleinen Interessen der Staaten, sondern nur der großen des menschlichen Geschlechts wegen zu unterhandeln brauchten."

„Wäre diese so neue Diplomatie ein Einfall von vier oder fünf Philosophen, dann müßte man sich gefallen lassen, daß sie für einen menschenfreundlichen

Traum, für eine wohlwollende Chimaire gälte; aber Heinrich IV. hat den Entwurf gemacht, Sully hat ihn aufgesetzt, und Elisabeth angenommen. Seitdem kam er wieder in mehreren Ausdrücken von Gustav Adolph und Oxenstiern vor."

„Daß man so wenig Gutes von den Menschen hofft, ist oft die einzige Ursache, daß man so wenig von ihnen erlangt; in dem Unglauben an das, was groß und schön, das heißt, allgemein nützlich ist, liegt oft die einzige Unmöglichkeit desselben. Man sagt, das ist nicht möglich, um sich von der Verbindlichkeit loszusagen, es zu versuchen; und es wird wirklich unmöglich, weil man es nicht versucht."

Eine erhabene und menschenfreundliche Idee war indessen doch in die Politik gekommen, die der heiligen Allianz. Aber wie eine zarte Pflanze, in einen fremden, kalten Himmelsstrich versetzt, trauernd kränkelt und vor Sehnsucht nach der schönen Heimath stirbt, so diese erhabene, freundliche Idee in der Stickluft mancher Cabinete. Es war wirklich ein schöner Gedanke, bei Anordnung der Verhältnisse der Staaten, die Lehren des Evangeliums zur Richtschnur zu nehmen und die eigennützige, selbstsüchtige und willkürliche Politik der Aufsicht der christlichen

Moral, die aller Zeiten und aller Orte ist, zu übergeben. Der Religion, durfte man wohl hoffen, werde es noch am ersten gelingen, das wilde Thier zu zähmen, seit lange gewohnt, sich von Raub und Mord zu nähren. Aber wie konnte die Diplomatie mit ihren alten Pfiffen und Gelüsten zur Einfachheit und Reinheit der Christenlehre passen? Natürlich mußte die Politik in der Heiligkeit der Religion selbst ein Mittel und Werkzeug zu ihren profanen Zwecken suchen, wenn diese jene nicht zu ihrem Glauben bekehren konnte. Derselbe Stoff gestaltet sich in der Hand verschiedner Künstler auf höchst verschiedene Weise. Schillers hehres Mädchen von Orleans wird bei dem Satyr Voltaire zu einer Metze. Der Mensch trägt seine Lust, sein Streben und Verlangen, kurz, sich selbst in seine Umgebung über, und seine äußere Welt steht im Lichte oder Dunkel, das von der innern auf sie fällt. In jenem Bischof und seinem jungen Neffen, von denen der erste im vollen Monde die stolzen Thürme einer Kathedrale, dieser aber das freundliche Angesicht eines Mädchens sah, mögen wir uns alle selber erkennen.

Man sagt, ein berühmter Staatsmann, dem der Erfolg ein Gottesurtheil, das nützliche Verbrechen

eine Tugend, und die gefährliche Tugend ein Verbrechen ist, habe die heilige Allianz eine diplomatische Idylle genannt. Der Hof- und Weltmann, der mit allen Tugenden auch den Glauben an sie verloren hat, verweiset die Unschuld und Aufrichtigkeit ins romantische Schäferreich. Für politische Klopstocke lag in der heiligen Allianz Stoff zu einer Messiade, für Andere dagegen auch zu einem Epigramm, oder gar zu einer Posse.

Die europäischen Monarchen hatten bald eine gefährliche Prüfung zu bestehen, da der Aufstand der Griechen sie zwischen die ewigen Interessen der Wahrheit und Gerechtigkeit, und die zeitlichen der Gewalt und eines vorübergehenden Vortheils stellte. Der Großherr war gewiß nicht wenig überrascht, sich in den erhabenen Kreis legitimer Herrscher aufgenommen zu sehen. Die eingedrungenen, ewig fremden und feindselig scheinenden Asiaten wurden in Europa heimisch eingebürgert, der Islam unter den Schutz des christlichen Bundes gestellt, und die unglücklichen christlichen Griechen als verdächtige Carbonari mit dem Mißtrauen der Kirche und mancher christlichen Staaten belastet. Die unnatürliche Verwendung, zu der man sich verstehen zu müssen glaubte, um in seinen politischen An-

sichten consequent zu bleiben, konnte schwerlich der europäischen Familie Segen bringen. Es schien Uebertreibung, unsere Regenten mit dem Großherrn auf eine Linie zu stellen. Hatte man auch bedacht, daß dieser dabei nichts gewinnen konnte, jene aber sehr viel verlieren mußten? Bringt das Reinste mit dem Schmuz zusammen, und ihr macht das Reinste wohl schmuzig, aber den Schmuz nie rein. Es ist gefährlicher, als man glaubt, eine gute Sache mit schlechten Gründen zu unterstützen. In dem, der aus grundfalschen Ansichten sein öffentliches Verfahren zu rechtfertigen beflissen ist, sucht man keinen Priester der Wahrheit und des Rechts. Klug war es wohl nicht, aussprechen zu lassen, daß der Feind der Christenheit, um dessen Ausrottung die frommen Gläubigen im Kirchengebete flehten, nach demselben Rechte regiere, wie die Könige des Abendlandes.

Ich begreife übrigens sehr gut, daß vielen europäischen Staaten daran gelegen seyn kann, die Türkei nicht in der Gewalt von Rußland zu sehen. Man mag allerdings Gründe haben, diese ungeheure Macht zu fürchten, die, im Besitze von Constantinopel, der Suprematie über Europa um vieles näher wäre. Warum aber spricht man diese Furcht nicht

gerade und offen aus? Schwerlich hat man bedacht, welche Dienste man durch das falsche Benehmen, das bisher befolgt worden ist, Rußland leistet. Es hat ihm in der öffentlichen Meinung eine mächtige Verbündete erworben, die ihm gerade zu der gefürchteten Suprematie die Wege bahnen kann.

Es wäre eine zu weit getriebene Duldung der Despotie, wenn die Griechen der Wuth der Türken überlassen bleiben sollten. Noch verwerflicher aber, als die That selbst, sind die Gründe, mit denen man sie zu rechtfertigen sich bemühet. In derselben Zeit, wo die Staatskunst so feine Sinne für die leiseste Aeußerung des Unmuths gegen die bestehende Gewalt in allen Ländern hatte, daß sie die aufrührerischen Klagen und verderblichen Anschläge aus vertraulichen Unterhaltungen herauszuhorchen oder aus freundlichem Briefwechsel herauszufühlen wußte; wo sie Stellen und Verfügungen anordnete, um das freie Wort zu hüten und zu binden; wo besondere Gerichte nahe schienen, um den Leichtsinn und Muthwillen einer unbesonnenen Jugend zu bestrafen, und eifersüchtig über alles zu wachen, was die Gewalt verletzen konnte: in derselben Zeit blieb dieselbe Staatskunst taub und ungerührt bei dem Angstgeschrei und dem Flehen nach Hülfe eines

von fanatischen Barbaren gequälten Volks. Die Nationen stellte man in Kriegsstand, welche die Willkür bei sich beschränken wollten. Das war keine unerlaubte unzeitige Einmischung in die Angelegenheiten fremder Staaten; aber die Rechte des Sultans fürchtete man durch eine kräftige Verwendung für die unglücklichen Griechen zu verletzen!

Es giebt Ereignisse, die auf die Einsicht und den Entschluß der Völker wirken, wie es Schrift und Rede nie vermag. Es sprechen die Thatsachen zu ihnen laut und verständlich, wo das Wort der Deutung unterliegt und vielfach bestritten werden kann; sie sprechen zu dem Gefühl, woraus besonders die Seele des Volks besteht. Solche Ereignisse bringen dasselbe durch gewaltsame Erschütterung in einem Jahre in manchen Ueberzeugungen weiter, als sonst Jahrhunderte auf dem gewohnten Wege langsamer Entwickelung. In der Reihe solcher Ereignisse nimmt die französische Revolution und dann der Kampf der Griechen mit den Türken eine ausgezeichnete Stelle ein. Für das unglückliche, unterdrückte Volk ist in allen christlichen Staaten die tiefste Theilnahme aufgeregt. Dieses Volk, das dem Christenthum ergeben ist, blieb dem wilden Fanatism der Mahomedaner überlassen; das Volk,

das Europa angehört, wird von eingedrungenen Horden roher Asiaten auf seinem väterlichen Boden gemißhandelt und gemordet, ehe es aufstand. Alle Gefühle und Interessen, die dem Menschen theuer sind, die seine Brust für das Gute, Große und Edle erheben, Religion, gleiche Abkunft, Liebe und Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, der Name des Landes und des Volks, durch die größten Erinnerungen, welche die Geschichte hinterlassen hat, verherrlicht und geheiligt, alle Regungen und Begriffe, die den Menschen über das Thier setzen, schienen für die Griechen zu sprechen. Und dieses Volk, für das sich schon das natürliche Gefühl, auch ohne jede nähere Beziehung, die es uns befreundet und werth macht, aus dem Grunde erklärt, weil es, unglücklich, der schwächere Theil und gemißhandelt, Verwendung zu verdienen schien, wies die christliche, europäische Politik in der Noth und Todesangst grausam zurück. Das geschah Christen von ihren Glaubensbrüdern, Europäern von ihren Stammgenossen, dem Reste der gebildetsten Nation der Erde, der wir unsre Bildung verdanken, die uns noch jetzt Lehrerin und Muster ist, den Erben des Ruhms, den Heldenmuth, Wissenschaft und Kunst verleihen, wie er wenig Völker der Erde mehr umstrahlte! Und für wen? Für Ungläubige, Aus=

länder, Barbaren, Feinde unsers Glaubens, unsers Namens, die uns mit Hohn und Uebermuth als Wesen schlechterer Art behandeln und, um alles Niedrige und Verächtliche in ein Wort zu fassen, uns Hunde nennen! Das also, sagten manche Gereizte, gelten der Politik Religion, Sitte, Bildung, Verwandtschaft, Dankbarkeit und Gerechtigkeit, alles, was den bessern Menschen befreundet anspricht, erhebt, begeistert, auf was sich die sittliche und bürgerliche Ordnung in der Gesellschaft gründet! Was ist denn diese Politik, die nicht achtet, was dem Menschen, der diesen Namen verdient und ehrt, achtungswerth erscheint, was sie mit Recht von uns geachtet wissen will? Das Volk kümmert der gelehrte Streit über Legitimität und politisches Gleichgewicht, wovon es nichts versteht, sehr wenig. Aber welchen Begriff kann ihm der praktische Commentar mancher Cabinete von diesen Worten und Dingen geben, wenn ihm bedeutet wird, die Sultansherrschaft ohne Gesetz und Recht sey legitim, stehe mit Mord und Raub unter dem Schutze des öffentlichen Rechts, die Griechen dagegen seyen Aufrührer, von der Pest der Jakobiner und Carbonari angesteckt? Wahrlich durch solche Behauptung leistet man dem Königthum einen schlechten Dienst; und

hätten seine Feinde sie anzustellen gewagt, sie würde als Verleumdung, als boshafte Lüge aufgenommen worden seyn. Indessen ward sie in officiellen Zeitungen, selbst in diplomatischen Actenstücken unvorsichtig ohne Rückhalt mit dürren Worten ausgesprochen.

Man hat viel gerathen und gestritten, was einige große Mächte allenfalls bestimmen könne, die Griechen der Mißhandlung der Türken zu überlassen. Einige wollten die Ursache davon in dem überwiegenden Einflusse Englands finden, das die Vernichtung der Griechen und die Erhaltung der Türkei, als seinem Handelsinteresse günstig, wünsche. Ob die Politik Englands fähig sey, dem Eigennutze und der Selbstsucht weniger Handelshäuser die Pflichten der Sittlichkeit und die Vorschriften des Rechts zu opfern, das mag das frühere Benehmen des brittischen Cabinets entscheiden. Ich bin geneigt, zu glauben, daß es sich, aus den angeführten und noch andern Ursachen von gleichem Gehalte, der Sache der Griechen feindselig bewiesen habe. Wie kam es aber, daß es andere große Mächte seinem Ansinnen so gefällig fand, da diese kaum die nemlichen Gründe haben konnten, in demselben Geiste mit ihm zu handeln? Dachte England nur an seinen Vortheil, konnten Rücksichten für denselben Oest-

reich, Rußland und Frankreich bestimmen, ihr Interesse dem englischen unterzuordnen?

Andere meinten, das Immobilitätssystem eines gewissen Staats habe die thätige Theilnahme der übrigen Cabinete für die Sache der Griechen gelähmt. Dieser Staat übt allerdings einen großen Einfluß auf die Politik des festen Landes aus. Im Kampfe des Alten gegen das Neue ehrt es die Rolle der Hegemonie, die es mit Verstand und Consequenz bisher durchzuführen wußte, zu welcher es auch durch seine inneren und äußeren Verhältnisse mehr, als eine andere Macht, geeignet ist. Gesetzt aber, die übrigen Mächte hätten mit jener Macht, nicht gleichen Vortheil und gleiche Gründe, wenigstens nicht in demselben Grade, darf man glauben, daß sie von dieser Macht sich so unbedingt würden führen lassen? So glücklich auch die Stellung jener Macht gegenwärtig ist, die es mit Festigkeit zu behaupten und mit Klugheit zu benutzen weiß, die von einer gewissen anderen ist doch glücklicher. Keine Macht kann aus der jetzigen Lage von Europa größern Vortheil ziehen, als eben diese; keine wagt bei jedem Glücksspiele weniger, und keine hat, bei einem geringen Einsatz, vielleicht mehr Theilnahme zu hoffen?

Die Gründe, aus welchen die Griechen den Türken geopfert wurden, mußten demnach allgemeiner seyn, mußten auf Alle wirken, so verschieden auch sonst ihre Ansichten und Interessen sind; und diese Gründe glaube ich in dem Bedürfnisse zu finden, das Bestehende zu erhalten, und in der Furcht vor dem Geiste der Neuerung, der Europa in allen Richtungen unaufhörlich zu erschüttern droht. Das Immobilitätssystem, welches da, wo die Neuerung in dem Sinne mancher Regierung zu weit gegangen ist, sogar auf eine rückgängige Bewegung dringt, haben die Staaten, wie es scheint, ziemlich allgemein anerkannt und angenommen. Man betrachtet jetzt die Politik wie die Kunst des Steuermanns auf einem Schiffe, an dessen Rand die Wogen reichen. Jede innere und äußere Erschütterung bringt Gefahr. So lange das Fahrzeug über die ebene Wasserfläche ruhig und im Gleichgewichte gleitet, fürchtet es nichts; aber das Andringen einer Woge so wie inneres Schwanken scheint es umwerfen oder in die Fluth begraben zu können.

Diese Furcht, so lächerlich man sie auch von vielen Seiten machen will, scheint nichts weniger als ungegründet. An dem morschen Baum soll man nicht rütteln, auch nicht einen Stein aus dem lockern

Mauerwerke ziehen; dem einen könnten viele, den vielen endlich alle folgen. In ihrem Sinne haben die Regierungen ohne Zweifel recht, wenn sie anders das gebrechliche Werk erhalten und es nicht lieber durch ein sicheres und bequemes ersetzen wollen. Die Politik, die wie die Kunst des Steuermanns das angeführte Schiff zu leiten hat, wählt das einzige Mittel der Selbsterhaltung, wenn sie das Fahrzeug nicht so bauen, einrichten und befrachten will, daß es auch in Sturm und Wellen, wie bei stillem Wasser und heiterem Himmel die Flut durchschneiden kann.

Die Gefahr ist da. Die, welche sie nicht sehen, oder sehen wollen, mögen es immerhin bestreiten. Sie wird von denen, die sie fürchten, wie von denen, die sie wünschen, mit gleicher Hartnäckigkeit, wie wohl aus entgegengesetzter Absicht, geläugnet. Sie ist da, wird aber durch die Vorsicht, die man braucht, durch das Immobilitäts- und Rückgängigkeitssystem nur verzögert, nicht abgehalten. Die Regierungen begreifen sehr gut, was sie zu fürchten haben. Sie kennen ihren Feind, der es nämlich in ihrem Sinne ist, und haben in dieser Hinsicht, wie es scheint, jede leichtfertige Täuschung aufgegeben. Die Umwälzung, die in einem großen Theile Europas vorbereitet ist,

und mit jeder Stunde, in jeder Gestalt, bei jeder Veranlassung auszubrechen droht, denen furchtbar, die sie aufhalten wollen, denen am furchtbarsten, die es mit Gewalt versuchen, ist kein Gespenst, das nur dem erscheint, der an dieses glaubt. Die Gefahr ist da, aber nur darum gefährlich, weil man nicht erkennt, woher sie kommt, und noch weniger, wie ihr begegnet werden kann. Der revolutionaire Geist — ich behalte den Ausdruck bei, ohne den beliebten Sinn damit zu verbinden — geht wirklich um und kündigt sich durch solche Zeichen an, daß es die höchste Vermessenheit, oder der höchste Leichtsinn wäre, ihn abzuläugnen. Nur der könnte auch hier mißverstehen, der mich bis jetzt nicht verstanden hat. Seyen wir aufrichtig! Wer möchte es auf sich nehmen, die Ruhe in Europa zu verbürgen? Wer sollte es auch? vielleicht England, in welchem sieben Millionen Menschen, die nichts sind und nichts haben, einer Minorität von zwei Millionen, die alles ist und alles hat, feindlich gegenüberstehen; das, durch Mißhandlungen und Quälereien aller Art, durch Druck und Willkür sich in den Irländern, in den Bewohnern der jonischen Inseln und der meisten seiner auswärtigen Besitzungen, unversöhnliche Feinde erzogen hat?

Frankreich, aus dem man das Waffengeräusch und die Verkehrungen zweier Lager hört, wie am Vorabend einer Schlacht! Italien, das nun geworden ist, wie man fürchtete, daß es sey? Spanien, das auf seiner revolutionairen Bahn, zu dem furchtbaren Puncte gekommen scheint, auf dem Frankreich im Jahre 93 stand? Die Stimmung Polens? Deutschland, das nichts anfängt, aber gewöhnlich alles entscheiden hilft; das sich die Initiative vergeben hat, im Guten wie im Bösen; das dasteht, in sich kalt und unbeweglich, wie ein Eisberg, der aber, durch eine fremde Gewalt erschüttert, als eine Lawine fallen kann? Ich übertreibe nicht; ich zeige nur die finstere Schattenseite. An solchen, welche nur die freundliche Lichtseite zukehren, hat es nie gefehlt, wird es nie fehlen.

Sind die nun, welche sich nach einem bessern Zustande sehnen, wie man so oft behaupten hört, Aufrührer und Meuterer; die aber, welche damit zufrieden sind, wie es früher war, allein gute Bürger und treue Unterthanen, dann wehe Europa! Das aufrührerische Mißvergnügen ist sein natürlicher Zustand geworden; die strafbaren Meuterer machen die überwiegende Mehrzahl seiner Bevölkerung aus und es giebt kaum mehr gute Unterthanen, als am Hofe,

an gutbezahlten Stellen und in der Reihe der Privilegirten. Aber glücklicher Weise ist die Eintheilung so abgeschmackt als ungerecht. Der Faktionsgeist der Aristokratie hat sie gemacht, und zwar sich zum Vortheil und zur Ehre. Es heißt bisweilen Aufstand gegen die fürstliche Gewalt und die Legitimität, was nur Unzufriedenheit mit der Anmaßung und Willkür der bevorrechteten Stände und den Mißbräuchen ist. Da liegt der Irrthum der Cabinete, die entweder selbst getäuscht sind, oder täuschen wollen. Da finden wir den Grund des Unfriedens und der Mißverständnisse, da die Quelle des Unglücks, das die Welt schon Ströme von Blut und Thränen gekostet hat und noch kosten wird.

So brach, wie wir sahen, das Bestehende zusammen, oder wurde wankend, weil der Geist, der es belebte und beleben soll, auch ihm gewichen war. Der Adel, der geistliche Stand, sonst geachtete Corporationen, hatten sich selbst aufgegeben, ehe sie aufgegeben wurden. Hätten die Verwaltungen ihre Pflichten erfüllt, der Bestimmung entsprochen, zu der sie dagewesen, nie wäre der Ruf um Verfassungen so laut geworden, durch die man die Regierungen verbessern will. Hätte das Bestehende die gerechten

Ansprüche erfüllt, und die wirklichen Bedürfnisse befriedigt, nie wäre die Sehnsucht nach Veränderung in die Gemüther, das Geschrei um Abstellung der Mißbräuche und Einführung einer bessern Ordnung der Dinge in die Welt gekommen. Man gestaltet an den Formen, weil man durch sie die Sache zu gestalten hofft. Aber der Buchstabe und das Wort sind todt, und Leben giebt ihnen nur der Geist, der Gedanke, das Gefühl. Alle Umänderungen und Verwandlungen werden uns nicht befriedigen, alle wiederholte Versuche unser vergebliches Hoffen und Streben zeigen, weil Formen, Gesetze und Institutionen uns nicht geben, was allein uns helfen kann und immer hilft, Wahrheit nämlich und Wahrhaftigkeit, Treue und Glaube, Gerechtigkeit und Sitte.

Wir können Landstände schaffen, aber keine Freunde des Volks, des Vaterlandes und des Fürsten, der das Land regiert. Wir können Parlamente einführen, gesetzgebende Körper mit einer oder zwei Kammern, Pairschaften mit oder ohne Majorate; aber was gewinnen wir dabei, wenn Parteigeist, Selbstsucht und Eitelkeit sich auf die Rednerbühne drängen, wenn Habsucht, Vorurtheile und Leidenschaften aller Art in der Versammlung sitzen, und das Wohl der

Nationen berathen? Wir können Tempel und Altäre bauen, aber die Andacht, den frommen Glauben, wo sie gestorben sind, nicht dadurch beleben. Wir streiten vergebens über die Gerichts- und Verwaltungsordnungen, und wählen unter ihnen, wenn es den Richtern und Beamten an Einsicht, Gerechtigkeit und gutem Willen fehlt. Man kann Achtung und Ehrfurcht gegen den Thron gebieten; aber ohne Erfolg, wo sie nicht die Kraft und Weisheit des Regenten selbst gebietet, und das Vertrauen und die Liebe der Unterthanen ihm nicht entgegen kommt. Formen und Worte rufen wir ins Leben, aber nicht, was diesen erst Leben gibt. Da liegt der Knoten; und wer ihn lösen will, muß es auf eine andere Art versuchen, als es bisher geschehen ist. Napoleon, den Viele erst vergöttert, dann in die tiefste Hölle hinabgestoßen haben, und nun unter die Heiligen zu versetzen, wieder auf dem Wege sind, hätte ihn mit seinem Schwerte Alexanders auch nicht gelößt. Es ist ein Beweis unsrer Noth, daß wir uns von einem Aeußersten zum andern müde rennen, heute in gewisser Hoffnung übermüthig sind, morgen, in wilder Verzweiflung alles verloren glauben, nach einem Arzte suchen, und, wenn er nicht augenblicklich hilft, uns

einem Quacksalber anvertrauen, versuchte Mittel aufgeben, und aufgegebene wieder wählen. Seit dreißig Jahren werfen im tollen Fieber uns Frost und Hitze sich abwechselnd zu. Vielleicht hat in keinem Jahrhundert Deutschland so viel gefürchtet und gehofft, ist so vor= und so kleinlaut, so fromm und so freigeisterisch, so vornehm und so gemein, so arm und so reich, so einfältig und so gelehrt gewesen, als in einem Jahrzehend, von 1812 bis jetzt.

Wir verbessern die Maschinen, suchen die Werkzeuge zu vervollkommnen. Das ist gut; doch darf es dabei an dem Wesentlichsten nicht fehlen, an dem, was die Maschine in Bewegung setzt, der Werkzeuge sich bedient. Auch der beste Künstler braucht ein gutes Instrument, um seine Kunst zu zeigen; aber mit dem besten Instrumente wird kein schechter Künstler gut. Preßfreiheit, Landstände, Wahlgesetze, Oeffentlichkeit, und so Vieles, was gefordert und abgelehnt, gepriesen und getadelt, versucht und verworfen worden, das alles sind nur Mittel, Arznei oder Gift, heilsam oder verderblich, je nachdem sie der Einsicht oder dem Unverstande, dem Wohlwollen oder der Bosheit in die Hände fallen.

Indem ich einen Blick auf das werfe, was ich

hier niedergeschrieben, sehe ich, daß der Gegenstand, von dessen Wichtigkeit ich durchdrungen bin, mich weiter führte, als ich zu gehen entschlossen war. Ich bin der Zeit vorausgeeilt und habe von Ereignissen gesprochen, die von der Epoche meines Lebens, mit der ich beschäftigt war, noch sehr entfernt sind. Ich fühle den Mißstand dieser Zusammenstellung getrennter Dinge, dies voreilige Ueberspringen aus der Zeit, die da ist, in eine, die noch kommen soll, sehr wohl, konnte es aber nicht vermeiden, ohne die Form der Sache, dem Schönen das Nützliche aufzuopfern. Ein vollkommenes Kunstwerk mag das fordern, aber nicht diese Schrift, die keine Ansprüche macht, als einige Wahrheiten zu verbreiten, die für den Menschen und die Gesellschaft wichtig sind. Ich habe von den Ereignissen der kaum vergangenen Zeit gesprochen, weil sie denen der frühern ziemlich gleichen; weil die Mißgriffe und Fehler von damals, uns jetzt vor ähnlichen, in einer ähnlichen Lage bewahren sollen; weil die Geschichte, ist sie anders nicht ein Spiel müßiger Neugierde, oder ein Gegenstand prahlender Vielwisserei, in der Vergangenheit Lehren für die Gegenwart und Zukunft finden muß. Es ist unmöglich, die Eigenheiten unsrer Zeit, ihre Vorzüge und Gebrechen,

die Beschränktheit der Politik, den Grad der Einsicht der Cabinete in ein helleres Licht zu setzen, als indem man die Gegenwart mit der nahen Vergangenheit, die Jahre 1820 mit denen von 1790 zusammenstellt. Nichts zeigt mehr unsere Unverbesserlichkeit und den Mangel an jener vorsehenden Weisheit, die, aufmerksam auf die Gesetze, nach denen die Ereignisse sich gestalten und aneinanderreihen, Einfluß auf die Gegenwart und Zukunft gewinnen lehrt. Nichts beweiset auffallender, daß nur die Noth, der Drang der Umstände, die Macht des Schicksals uns bessern kann.

Es giebt noch eine andere Aristokratie als jene, von der ein witziger Staatsmann in Frankreich behauptete, sie habe nichts vergessen und nichts gelernt; eine andere als jene Ausgewanderten, die zwanzig Jahre in stolzem Elende entfernt von dem Vaterlande lebten, das sie indeß behaupten, mit sich herumgeführt zu haben; der Ausgewanderten, die unbekannt und vergessen in der Fremde umherirrten, während Frankreich die halbe Welt vor seinen Siegeswagen spannte, und eine Nation von dreißig Millionen Menschen mit veränderten Meinungen, Interessen, Begriffen und Gefühlen aufgewachsen ist, und die

nun zurückkommen und behaupten, sie seyen freilich abwesend, aber doch immer da gewesen, alles müsse noch dasselbe wie ehemals seyn, weil sie immer dieselben geblieben, und kein anderer Mensch habe in ihrer langen Verbannung Frankreich, das sie nach Kräften zu bekriegen suchten, regiert, und mit ihm gesiegt, als sie selbst. Wollen wir sie kennen, diese Aristokraten, die in Palästen wie in Hütten wohnen, und den Thron umgeben? Es sind unsere Begierden, Leidenschaften und Vorurtheile; sie lernen und vergessen nichts.

Darum habe ich auch keineswegs den Dünkel, es werde mir gelingen, uns warnend eine Thorheit, einen Irrthum, eine Gewaltthat mit ihren Folgen zu ersparen. Um das zu glauben, müßte ich die Welt, die Menschen, mich selbst nicht kennen. Wir lösen den Knoten so wenig, als wir ihn geschürzt und sind nur das Schwert in der Hand des Schicksals, das ihn zerhauen wird. Vernunft und Tugend haben bis jetzt noch wenig Einfluß auf die Bestimmung der Angelegenheiten der Welt gehabt. Die Herrschaft über dieselbe war fast immer den Leidenschaften und Vorurtheilen überlassen; und diese lernen und vergessen nichts.

Habe ich aber für meine Arbeit keinen Lohn zu hoffen, streue ich den Saamen auf dürren Sand und Felsen aus, warum unterziehe ich mich freiwillig der undankbaren Mühe der geplagten Danaïden und trage Wasser in das bodenlose Faß? Warum? Muß der Mensch nicht etwas treibdn und wählt er nicht zu seiner Beschäftigung — ist ihm anders die Wahl gelassen, — das, wozu sein Geist ihn treibt? Das thue ich dann hier, wie ich es auch sonst gethan und trage meine Schuld, so gut ich es vermag, an die Gesellschaft ab.

So wenig Hoffnung ich auch haben mag, mit meinem aufrichtig gemeinten Rathe in einer, von wilden Leidenschaften, niedriger Habsucht und unverschämter Herrschbegierde tief bewegten, von Wahn, Betrug, List und unschlüssiger Vielwisserei hintergangenen und gelähmten Zeit gehört zu werden; so sehr im Gegentheil zu erwarten ist, daß man das bange Vorgefühl einer höchst traurigen Zukunft abgeschmackt oder gar verbrecherisch finden, und der Witz seine lustigen Einfälle, Wortspiele und Epigramme aufbieten dürfte, um die lächerlich zu machen, welche, bei aller Verschlagenheit unserer Staatskunst, bei aller Zuversicht der Gewalt auf die Unfehlbarkeit ih-

rer Mittel, auf einem Vulkan zu stehen glauben, so wollte ich das doch recht gern gewagt haben, und es wieder wagen, wenn es mir gelänge, auch nur auf die entfernteste Weise dazu beizutragen, das Mißverständniß aufzuklären, die Vorurtheile zu zerstreuen, die Interessen zu versöhnen, die Leidenschaften zu beruhigen und so den Frieden zu erhalten, oder wieder herzustellen. Und warum sollte das nicht möglich seyn, wenn mein Wort vielleicht durch die Schaar der Knechte, Schmeichler und Schmarozer bis zum Ohre edler Fürsten dringt? Sehr wahr sagt man, daß, in der Regel, die Diener schlimmer seyen als ihre Herren; und von ihnen, die mit frecher Lüge, hinterlistigem Rathe und verderblichen Anschlägen die Gewalt umstricken, kommt die Gefahr. Nachdem sie dafür gesorgt, daß in das Haus, das thörichte Verschwendung, Leichtsinn und Uebermuth zu Grunde richten, keine Wahrheit dringt, oder daß dieselbe in ihm als Beleidigung, Hohn und Frevel aufgenommen wird, zechen sie, bis zum Tage des Bankerutts ganz lustig, auf Rechnung des getäuschten Wirths, fort. Dann aber kehren sie dem Saale den Rücken, in welchem die wohlbesetzten Tafeln und die reichgefüllten Kassen verschwunden sind, und pochen mit ihrer

feilen Freundschaft an einer andern Thüre an, hinter der sie noch Glückliche vermuthen. Dies war das Schicksal des guten Ludwig, das war das Schicksal Ferdinands. Möge kein späteres Beispiel mehr das unglückliche Verzeichniß vermehren, das mit blutiger Schrift in der Geschichte aufgezeichnet ist!

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weitzel, Johannes,

Das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit

Bd.: 2

Leipzig 1823

Biogr. 1240 f-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067856-3